

HEYNE  
BÜCHER

Frankreichs  
Bestseller-Autor Nr.1

# Sulitzer

# MONEY HUNTER

*Roman*

**PAUL-LOUP SULITZER**

**MONEY**

*Roman*

**Deutsche Erstausgabe**

**WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN**

HEYNE ALLGEMEINE REIHE  
Nr. 01/6936  
Titel der französischen Originalausgabe  
MONEY  
Deutsche Übersetzung von Rudolf Kimmig



Copyright © Editions Denoel, Paris 1980  
Copyright © der deutschen Übersetzung 1987 by  
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München  
Printed in Germany 1987  
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München  
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin  
Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg  
ISBN 3-453-00370-5

Money ist der Roman der Reichen und Superreichen – in der Welt der internationalen Hochfinanz, die hinter den Kulissen die Fäden zieht und Schicksal spielt Money ist der Roman skrupellosen Machtstrebens. Es ist aber auch die Geschichte einer unmöglichen Rache – und einer ebenso leidenschaftlichen wie verrückten Liebe...

Franz Cimballi ist geschockt, als er nach langer Zeit das ganze Ausmaß jener Tragödie erfährt, die seine Eltern zerstört und ihn in Armut gestürzt hat. Aber der einstige Erbe eines Riesenvermögens rafft erneut Millionen von Dollar zusammen – einzig zu dem Zweck, seine unmäßige Rache zu befriedigen. Cimballi plant einen gigantischen Rachezug...

*Für meinen Vater*

*Für meine Freunde*  
*J.-F. Prevost, J.-R. Hirsch,*  
*Olivier B. J.-P. Rein*

»Make Money«, das ist auch eine Kunst, eine Leidenschaft ohne direkte Beziehung zu ihrem Gegenstand, die unablässige Suche nach dem Unerreichbaren...

... ein ironischer, kühler und verzweifelter Tanz mit der Zeit.

P.-L. Sulitzer

## **ERSTER TEIL**

**Grausame, fröhliche Trunkenheit**

# 1

Ich nehme an, daß man diese Geschichte sehr wohl am 23. November morgens gegen elf Uhr dreißig in London in der Old Queen Street, die am Saint James Park entlangführt, beginnen kann. Warum eigentlich nicht? Damals hatte sich alles entschieden, vielleicht nicht genau um elf Uhr dreißig, aber doch in den darauffolgenden fünf, sechs Stunden.

Am 23. November 1969 war der Beamte von Scotland Yard gegen elf Uhr dreißig gekommen und hatte sich mir gegenüber auf einen freien Stuhl gesetzt. Ich erinnere mich noch genau an das Muster seines Jacketts aus billigem Tweed; er war ungefähr vierzig Jahre alt, hatte das typisch rote Gesicht eines Schotten und dicke, gekräuselte Haare, die auf der linken Seite durch einen scharf gezogenen Scheitel geteilt wurden. Auf der rechten machten sich zwei Tollen selbständig. Er hieß Ogilvie oder Watts; ich weiß es nicht mehr so genau. Aufmerksam beobachtete er die Möbelpacker.

»Sie ziehen um?«

»Ich bin gezwungen umzuziehen. Alles, was nicht vollständig bezahlt ist, wird abgeholt. Und hier befindet sich nichts, was vollständig bezahlt wäre.«

Das Telefon läutete. Ich hob ab. Meine Bank. Der zweite Scheck war vorgelegt worden; man hielt die Situation für *unbearable*, unerträglich, und fragte, was ich zu tun gedenke, ob ich die Absicht habe, sie aufzusuchen, und ob ich wisse, was ein geplatzter Scheck bedeute.

»Ich werde so schnell wie möglich zu Ihnen kommen.«

»Wann?«

»In einer Stunde.«

Ich legte auf. Die braunen Augen des Polizeibeamten ruhten nachdenklich auf mir. Er hatte das Gespräch mitbekommen und sich wohl denken können, wer mich da so dringend hatte sprechen wollen und warum, doch er tat so, als ginge ihn das alles gar nichts an.

»Nun«, sagte er nach einer Weile, »ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Es ist wohl am besten, Sie erzählen mir ganz genau, was Sie in der fraglichen Nacht gemacht haben, jede Einzelheit. Natürlich sind Sie dazu nicht verpflichtet. Doch auf diese Weise gewinnen wir Zeit, und ich kann Sie dann schneller entlassen.«

Ich stand auf. Meine Beine waren schwer.

»Einverstanden.«

Die Möbelpacker leisteten ganze Arbeit: Die erste und zweite Etage des Hauses waren bereits vollständig ausgeräumt, und jetzt nahmen sie sich gerade das Erdgeschoß vor. Sie nahmen alles mit, auch die kleine Federzeichnung von dem Haus in Saint-Tropez.

»Wie alt sind Sie?«

»Einundzwanzig. Einundzwanzig Jahre, zwei Monate und vierzehn Tage.«

»Wann haben Sie dieses Haus gemietet?«

»Vor zwei Monaten und vierzehn Tagen.«

»Haben Sie schon früher solche Feste gegeben wie vorgestern abend, oder war dies das erste?«

Ich folgte mit den Augen der Zeichnung, die von einem Möbelpacker fortgetragen wurde.

»Nein, es gab auch noch andere...«

Zwischen der ersten Etage und den Salons im Erdgeschoß befanden sich einige Stufen. Als wir hinaufgingen, drehte ich mich um, um die Zeichnung ein letztes Mal zu sehen, doch der Möbelpacker, der sie in seinen riesigen Händen gehalten hatte, war bereits auf der Straße in einem Lastwagen verschwunden.

»Es war nicht das erste, aber bestimmt das letzte...«

»Hatten Sie einen besonderen Anlaß, ein Fest zu geben?«

Ich drehte mich um und schaute ihn fest an:

»Meinen Ruin...«

Wir standen immer noch auf der Treppe. Ich erklärte:

»Ich hielt mich im Erdgeschoß auf, im Salon rechts, und beobachtete, wie sie die Treppe hinaufging. Genau an dieser Stelle drehte sie sich um. Sie entdeckte mich, winkte mir zu und ging dann weiter.«

»Fiel Ihnen etwas Besonderes an ihr auf?«

»Nein. Nichts.«

»Waren viele Leute gekommen?«

»Ich hatte fünfzig Gäste eingeladen; gekommen waren ungefähr dreimal soviel. Völlig verrückt...«

»Wieviel Uhr war es?«

»Gegen drei Uhr morgens.«

Wir waren jetzt im ersten Stock angelangt und legten eine Pause ein. Ich fuhr fort:

»Dreißig, vierzig Minuten verstrichen. Ich hielt mich immer noch in den Salons im Erdgeschoß auf. Ich wollte zu ihr in den zweiten Stock, aber es war unmöglich, mir einen Weg durch die Menge zu bahnen. Jeder hielt mich fest und wollte mit mir sprechen...«

»Aber dann sind Sie doch hinaufgegangen?«

Wir stiegen weiter die Treppe hinauf, in den zweiten Stock.

»Ja, dann bin ich doch hinaufgegangen...«

Brutal überfielen mich die Erinnerungen. Das jetzt so leere Treppenhaus – sogar den Läufer hatten sie mitgenommen –, das vor zwei Tagen voller Menschen gewesen war, die sich fröhlich um mich drängten und mir zu meinem Ruin gratulierten:

»Herzlichen Glückwunsch zum Bankrott, Franz!«

Nach nicht einmal einer Sekunde hatte das Treppenhaus wieder sein derzeitiges Aussehen angenommen, leer, still, verlassen.

»Woher wußten Sie, daß sie sich im zweiten Stock in genau diesem Teil des Hauses aufhielt?«

»Wir beide hatten als einzige einen Schlüssel zu diesem Zimmer; mein Schlafzimmer. Ich hatte es vor dem Fest abgesperrt.«

»Hatten Sie miteinander gestritten?«

»Nein. Doch. Kaum der Rede wert.«

»Wußten Sie, daß sie Drogen nahm?«

Wir waren auf dem Treppenabsatz des zweiten Stockwerks angekommen.

»Ja.«

Wir gingen den Flur entlang, bis wir vor der Tür zu meinem Schlafzimmer ankamen, die offenstand, damals aber geschlossen gewesen war. Zum zweiten Mal überfielen mich die Erinnerungen, diesmal mit Ton. Ich sah mich vor dieser Tür stehen und vergeblich versuchen, sie zu öffnen. Vor genau zweiunddreißig Stunden.

»Und Sie? Ich meine, nehmen Sie Drogen?«

»Ich? Nein, nie...«

Ich stand auf der Türschwelle; unmöglich, in das Zimmer zu gehen. Meine Kehle war wie zugeschnürt, und mein Magen rebellierte. Ich hatte den Eindruck, als sei ich nicht mehr Herr meines Körpers.

»Ich konnte die Tür nicht öffnen. Sie hatte von innen abgeschlossen und den Schlüssel steckenlassen.«

»Sie haben geklopft?«

»Ich habe geklopft; die Idioten, die sich im Treppenhaus aufhielten, meinten, es handele sich um ein Spiel und hämmerten ebenfalls gegen die Tür.«

»Ein Spiel? Wohl eher ein Streit zwischen einem Liebespaar?«

Streit... ich hatte schon an das Wort gedacht, aber es nicht aussprechen wollen.

»Meine Gäste machten einen solchen Radau, daß ich, auch wenn sie geschrien hätte, nichts hören können.«

»Sie sind dann um den Innenhof herumgegangen?«

Ich schwitzte entsetzlich. Mir war schlecht, und ich hatte das Gefühl, das Verhör nicht durchstehen zu können.

»Ich ging dann durch den Innenhof und zwang mich durch das Oberlichtfenster ins Badezimmer.«

Als der Polizist bemerkte, daß ich immer noch keine Anstalten machte, in das Zimmer zu gehen, schob er mich sanft beiseite und ging allein hinein. Er lief durch das Zimmer und wandte sich nach rechts zum Bad, so daß ich ihn nicht mehr sehen konnte. Nur seine Stimme drang noch zu mir:

»Durch dieses Oberlichtfenster?«

»Es gibt kein anderes.«

Ich stützte mich am Türrahmen ab; schweißgebadet lehnte ich meine Stirn gegen das kühle Holz. Unerbittlich stellte mir die Stimme weitere Fragen:

»Warum haben Sie sich so überstürzt auf dieses akrobatische Unternehmen eingelassen? Sie hätten sich den Hals brechen können! Sie haben vorhin gesagt, Ihr Streit wäre gar nicht so schlimm gewesen. Hatte sie vielleicht angedeutet, daß sie sich umbringen wollte?«

»Nein.«

Ich hörte, wie er das Oberlichtfenster öffnete, sich hochzog und wieder zurückfallen ließ.

»Dachten Sie, daß sie bei ihrer Überspanntheit, angesichts des Streits, den sie mit Ihnen gehabt hatte, des Alkohols und der Drogen, die sie wohl hier im Zimmer genommen hat,

dachten Sie vielleicht, daß sie sich aus all diesen Gründen umbringen wollte?«

»Ja.«

Er öffnete die Wandschränke.

»Und trotzdem haben Sie dreißig, vierzig Minuten verstreichen lassen, bevor Sie sich um sie kümmerten?«

Seine Anspielung traf mich wie ein Peitschenhieb; ich wußte, daß sie durch nichts gerechtfertigt war, aber trotzdem wurden in mir diese schlimmen Schuldgefühle wieder wach. Mühsam brachte ich die wenigen Schritte hinter mich, die mich vom Badezimmer trennten. Zum dritten Mal überfielen mich meine Erinnerungen, diesmal nicht nur mit Bild und Ton, sondern auch mit dem Geruch, diesem faden Geruch von Blut, ihrem Blut, das sie überall verschmiert hatte, auf den Wänden, dem Waschbecken, der Badewanne, dem Boden... sie hatte sich mit einer Rasierklinge Hand- und Fußgelenke, Brust und Bauch aufgeschnitten, bevor sie sich aufgehängt hatte...

Ich hatte gerade noch Zeit, mich über das Waschbecken zu beugen, dann mußte ich mich übergeben.

Am gleichen Tag, zwei Stunden später, also gegen ein Uhr dreißig, stand ich in der Charles II Street vor dem Eingang der Bank, deren Rechtsabteilung mich am Vortag wie auch heute morgen laufend angerufen hatte. Ich war bereits in der Eingangshalle, als ich mich im letzten Augenblick umdrehte und die Bank wieder verließ. Als ich den Saint James Square überquerte, hatte es zu regnen begonnen. Die feinen, kalten Tropfen begleiteten mich auf meinem Weg durch den Green Park, die Pall Mall entlang, und hörten erst auf der Höhe der Hyde Park Corner auf. Als ich bei der U-Bahn-Station Knightsbridge kurz auf den Plan schaute, um mich zu orientieren, setzte der Regen wieder ein. Ich konnte mich nicht verlaufen, sondern mußte nur der Brompton Road und

anschließend der Old Brompton Road folgen, ungefähr drei Kilometer weit.

Das Gehen tat mir gut, trotz meiner Müdigkeit, trotz des Regens, der immer heftiger wurde. Ich fühlte mich besser. Wie immer, wenn ich am Boden zerschmettert, besiegt, völlig am Ende bin, stieg in mir, von einer Sekunde zur anderen, eine nicht zu unterdrückende, unbezwingbare, dabei beinahe fröhliche Wut auf, verbunden mit dem Gefühl, unbesiegbar zu sein, ähnlich einem Ertrinkenden, der auf den Grund eines Gewässers sinkt und sich fest mit den Füßen abstößt, sobald er Boden unter sich spürt. Ein unerklärlicher Vorgang, dieser Ausbruch von wild entschlossener Energie, der nichts mit meinem Alter zu tun hat, mit meinen einundzwanzig Jahren, zwei Monaten und vierzehn Tagen, ein psychischer Mechanismus, der auch später in ähnlich gelagerten Situationen unfehlbar einsetzen sollte. Auch meine Art zu gehen änderte sich: trotz des Regens und trotz der mehr als vierzig Stunden ohne Schlaf fühlte ich mich leicht und ich bewegte mich wie ein Tänzer.

Beschwingt wie mein Name...

Als ich kurz vor drei Uhr auf dem Friedhof von Brompton eintraf, hatte sich die Familie bereits unter einem Meer aus schwarzen Regenschirmen versammelt. Ich wagte nicht näherzutreten und suchte, so gut es eben ging, Schutz unter dem Säulenvorsprung eines großen Grabes. Ich war völlig durchnässt und fror. Ungefähr hundert Meter von dem Grab entfernt, beobachtete ich, wie der Sarg herbeigeschafft und in das Grab gesenkt wurde. Dann die üblichen Beileidsbezeugungen... Es dauerte ungefähr zwanzig Minuten, bis die Familie und Freunde endlich gegangen waren. Ich wartete, bis der Weg menschenleer war, bevor ich zum Grab ging.

Zwei, drei Minuten verharrte ich dort. Natürlich war ich traurig, mehr noch: verzweifelt, trotzdem spürte ich diese Art von Wut, ja, Trunkenheit, die mich kurz zuvor in der Old Brompton Road überfallen hatte und die sich auch später in der immer gleichen Art bemerkbar machen sollte.

Vor dem Friedhof war ein älterer Mann, der nur wenige Meter vor mir die parkähnliche Anlage verlassen hatte, gerade dabei, sich hinter das Steuer eines Vauxhalls zu setzen. Ich sprach ihn an.

»Ich muß zum Saint James Park. Können Sie mich ein Stück mitnehmen?«

Er wollte schon verneinend den Kopf schütteln, sah dann aber kurz zum Friedhof hinüber, den wir soeben verlassen hatten. Dann musterte er mich von oben bis unten. In meinem völlig durchnäßten Zustand konnte niemand erkennen, ob ich weinte oder nicht.

»Jemand von Ihrer Familie?«

»Ein junges Mädchen, das ich kannte.«

»Wie alt war sie?«

»Neunzehn. In drei Wochen wäre sie neunzehn Jahre alt geworden.«

Nachdenklich nickte er.

»Meine Frau...«

Endlich entschloß er sich und öffnete die Tür.

»Zum Saint James Park?«

Er setzte mich vor der Kapelle der Garde ab, und obwohl wir während der Fahrt kein Wort gewechselt hatten, schüttelten wir uns zum Abschied die Hände, als ob uns eine geheime Komplizenschaft verbände. Das Haus in der Old Queen Street war inzwischen völlig ausgeräumt worden; selbst die Teppichböden im Erdgeschoß hatte man mitgenommen. Bei jedem Schritt hallten die Räume.

Auf dem gewachsten Parkettboden lag ein weißer Umschlag, der durch den zu diesem Zweck in der blutroten Tür angebrachten Schlitz geworfen worden war. In wenigen Zeilen wurde mir in deutscher Sprache mitgeteilt, daß ein gewisser Morf, Bevollmächtigter von Martin Yahl und meinem Onkel Giancarlo, im Dorchester auf mich wartete.

»Alfred Morf. Ich komme aus Zürich.«

Er war etwas größer als ich, was keineswegs ungewöhnlich war, denn ich selbst bin nicht gerade ein Hüne; mit seinen spitzen Zügen, seinen leicht geschwungenen Augenbrauen, seinen vorspringenden Wangenknochen und den tiefen Falten um den Mund erinnerte sein Gesicht an einen Totenschädel. Beinahe verächtlich musterte er mich: ich troff vor Nässe, denn zum zweiten Mal war ich an diesem Tag bei strömenden Regen durch den Saint James Park und den Green Park gelaufen; die Wachen des Buckingham Palastes hatten mich wahrscheinlich schon im Auge, denn es gab wohl nur wenige Menschen, die bei einem solchen Wetter mehrmals am Tag an ihnen vorbeigingen...

»Durchnäßt, wie?« fragte Morf mit schmalen Lippen.

»Großartig beobachtet! Ich schwitze, das ist alles!«

Ich setzte mich auf einen der Sessel in der Eingangshalle. Ein Kellner musterte mich mißtrauisch. Unter mir bildete sich schon bald eine Pfütze, und die Dampfschwaden, die von mir aufstiegen, erinnerten ihn wohl an einen Ochsen, den man gerade in den Stall gebracht hatte. Ich lächelte ihm zu:

»Keine Angst, ich weiß, was sich gehört und käue nur in meinem Stall wieder. Champagner für mich, und zwar schnell, mein Bester!«

Dann wandte ich mich wieder Morf zu, und war mir sicher, daß ich Mühe haben würde, ihn sympathisch zu finden. Im Augenblick zumindest verabscheute ich ihn.

»Ich bin«, erklärte er, »Generalbevollmächtigter der Bank Yahl in Genf und Zürich. Ihr Onkel ist einer unserer wichtigsten Kunden. Er hat mich beauftragt, Ihre Angelegenheiten endgültig zu regeln.«

»Mein Onkel ist ein Betrüger.«

Die Pfütze unter meinen Füßen wurde größer, wie bei steigender Flut, und begann, die Charles-Jourdan-Schuhe einer Dame in reifem Alter, die sich in einen Nerzmantel gehüllt hatte, zu beflecken. Ich lächelte dem Nerz zu, der mich mit seinen Blicken ermorden wollte. Morf fuhr fort:

»Herr Martin Yahl, der Präsident unserer Bank...«

Weiterhin dem Nerz zulächelnd, unterbrach ich ihn:

»Noch ein Betrüger, sogar noch raffinierter als der erste, was gar nicht so einfach ist...«

»Eine Schande!« entrüstete sich der Nerz.

Ich stimmte ihr zu:

»Wie recht Sie haben, meine Liebe!«

»... Herr Martin Yahl ist im Namen der alten Freundschaft, die ihn mit Ihrem verstorbenen Herrn Vater verband, bereit, Ihnen noch einmal, ein letztes Mal, unter die Arme zu greifen. Dem Willen Ihres Vaters entsprechend haben Sie vor nicht einmal drei Monaten aus Anlaß Ihres einundzwanzigsten Geburtstags einhundertdreitausend englische Pfund ausgehändigt bekommen, die Hinterlassenschaft Ihres Vaters, der...«

»Und sechs Pence! Einhundertdreitausend Pfund und sechs Pence!«

Ich zitterte so heftig, daß ich Mühe hatte, mein Champagnerglas zu halten. Nachdem ich einen Schluck getrunken hatte, hatte ich wieder das Gefühl, mich erbrechen

zu müssen. Gleichzeitig stieg wieder diese Wut in mir auf, die ich nun schon kannte. Ich sagte zu dem Nerz, der mir ostentativ den Rücken zugedreht hatte:

»Er und mein Onkel haben mir alles gestohlen! Ich bin ein armer, ausgeplündeter Waise, meine Liebe...«

»Innerhalb von etwas mehr als zwei Monaten haben Sie das Geld zum Fenster hinausgeworfen; Sie verfügen nicht einmal mehr über einen Shilling. Schlimmer noch, die kurze Untersuchung, die wir durchgeführt haben, hat ergeben, daß Sie Schulden in Höhe von fast vierzehntausend englischen Pfund gemacht haben.«

»Und sechs Pence.«

»Ich habe die Vollmacht, Ihre Schuldner zu befriedigen, sollten mir die Schuldtitel einwandfrei erscheinen, und Ihnen darüber hinaus zehntausend englische Pfund auszuhändigen. Unter einer Bedingung: Innerhalb von sechs Stunden haben Sie Europa zu verlassen. Ich habe den Auftrag, Sie zum Flughafen zu begleiten und mich davon zu überzeugen, daß Sie auch wirklich dieser Bedingung nachkommen.«

Plötzlich befand ich mich nicht mehr im Dorchester in London mit Blick auf den Rasen des Hyde Park, an einem regnerischen, kalten Novembernachmittag, sondern an einem Augusttag in *Capilla*, in dem Haus bei Saint-Tropez; es war noch früh, und der Strand vom Pampelonne war beinahe menschenleer, von drei splinternackten Mädchen abgesehen, die lachend meinen Vater musterten. Denn mein Vater war da, hatte sich neben mich gekniet; die drei nackten Mädchen interessierten ihn überhaupt nicht. Er versuchte, den Motor des roten, einen Meter fünfzig langen Ferraris, der über die stolze Kraft einer halben Pferdestärke verfügte und in dem ich saß, in Gang zu setzen. Ich war acht Jahre alt, und in der Luft lag jener Geruch des Mittelmeerraumes, der auch ohne Drogen berauschen kann. Ich war grenzenlos glücklich.

Ich stellte das Champagnerglas ab. Mir war noch genauso kalt wie zuvor.

»Und wenn ich ablehne?«

»Sie vergessen die ungedeckten Schecks, die Sie dem Juwelier in der Burlington Arcade und dem Antiquitätenhändler in der Kensington Mall gegeben haben. Die Bank ist bereit, bis morgen früh um zehn Uhr zu warten. Nach dieser Frist wird sie Klage erheben.«

Ich schaute immer noch auf den erzürnten Nerzrücken.

»Und obendrein wollen sie mich ins Gefängnis schicken. Was sagen Sie dazu?«

»Jetzt reicht es aber, junger Mann«, sagte der ungefähr sechzig Jahre alte Begleiter des Nerzes.

»Sie haben keine andere Wahl«, bemerkte Morf.

»Habe ich das Recht, meinen Bestimmungsort selbst auszuwählen?«

»Unter der Voraussetzung, daß Sie Europa innerhalb von sechs Stunden verlassen, von dieser Minute an gerechnet. In welches Land möchten Sie reisen?«

Die Bar des Dorchester füllte sich nach und nach. Alle Neuankömmlinge warfen mir einen erstaunten oder geringschätzigen Blick zu, natürlich auch auf die Pfütze unter mir. Ich hatte immer mehr den Eindruck, wie ein nasser Hund zu stinken. Zerstreut schaute ich mich um. Zufällig fiel mein Blick auf einen Prospekt, der auf einem der Nebentische lag. Ein Name und eine Fotografie fielen mir auf. Ich hätte Alaska oder Patagonien angeben können, sagte dann aber:

»Mombasa, Kenia.«

Ich war mir ziemlich sicher, daß Kenia in Afrika liegt, irgendwo hinter der Sahara, nach der letzten Oase links abbiegen, so ungefähr... Und irgendwie war mir der Name Mombasa vertraut; wahrscheinlich hatte ich ihn irgendwann einmal auf einem Kinoplakat gelesen. Doch im Grunde hatte

ich keine Ahnung, auf was ich mich eingelassen hatte. Schweigend war Morf verschwunden. Ich trank meinen Champagner aus und fror mehr denn je. »Ich werde Kenia nie lebend erreichen; ich werde unterwegs sterben, von einem Kamel fallend und von der Karawane vergessen, die unerschütterlich ihren Weg durch die Sanddünen weiterziehen wird«, sagte ich mir und sah dabei genau die lange Kamelreihe, die am Horizont entlangzog. Der Champagner, auf nüchternen Magen genossen, begann, seine Wirkung zu tun.

Mit dem langsamem, bedächtigen Gang eines Oberbuchhalters kam Morf wieder.

»In etwas mehr als drei Stunden verläßt ein Flugzeug der British Airways London in Richtung Nairobi, Kenia; dort haben Sie einen direkten Anschluß nach Mombasa. Ich habe einen Platz für Sie reserviert. Den Flugschein bekommen wir am Flughafen ausgehändigt. Kommen Sie, ich habe ein Taxi bestellt.«

Er zahlte meinen Champagner und sein Mineralwasser, das er nicht einmal angerührt hatte. Ich war noch nicht einmal aufgestanden, da befand er sich bereits bei der Tür. Als er spürte, daß ich ihm nicht folgte, blieb er stehen, hielt es aber nicht der Mühe wert, sich umzudrehen, sondern wartete nur einfach so auf mich, sicher, daß ich ihm folgen würde. Jetzt konnte es keinen Zweifel mehr geben: Ich haßte diesen Kerl.

Er bat den Chauffeur, uns nach Heathrow zu bringen; doch kurz darauf überlegte er es sich anders:

»In diesem Aufzug können Sie nicht reisen; Sie laufen Gefahr, von der Fluggesellschaft zurückgewiesen zu werden.«

Es war ihm völlig gleichgültig, ob ich mir eine Lungenentzündung holte oder nicht oder später in Afrika in meinem warmen Anzug erstickte; er hatte nur Angst, British Airways könnte sich an meinem Aufzug stören und mich möglicherweise zurückweisen. Ohne mich zu fragen, befahl er

dem Chauffeur, in die Oxford Street West zu fahren und vor einem Herrenbekleidungsgeschäft auf uns zu warten. Von Kopf bis Fuß inklusive Unterwäsche und Schuhe neu ausstaffiert, folgte ich ihm zwanzig Minuten später zur Kasse und zum Taxi; ich hatte die leichteste Kleidung gewählt, die aufzutreiben gewesen war.

»Gefalle ich Ihnen, Alfred? Alfred, sag, daß du mich liebst!«

Er schaute sich nicht einmal um. Ich hatte die größte Lust, ihm eine in die Fresse zu hauen. Schon allein, um mich aufzuwärmen. Über die Marble Arch fuhren wir nach Kensington und dann weiter nach Heathrow. Es war ungefähr fünf Uhr vierzig; die Dämmerung brach über dem regennassen London herein, das ich gegen meinen Willen verließ; im Grunde hatte ich nicht so recht verstanden, was sich in den letzten Stunden eigentlich abgespielt hatte. Plötzlich stieg ein unbestimmter Schmerz in mir auf; ich lehnte meinen Kopf zurück, schloß die Augen, versteckte meine Hände in den Westentaschen und ballte sie. Ich ahnte, daß mein Leben sich von Grund auf ändern würde, daß ich nach dieser Nacht im Flugzeug nicht mehr der gleiche Mensch sein würde wie zuvor. Mir wurde bewußt, daß es sich nicht um den bloßen Wechsel des Aufenthaltsortes handelte, sondern um mehr, um eine Art Wiedergeburt. In meinem Kopf begann sich alles zu drehen; ob der Champagner daran schuld war, die Müdigkeit oder das plötzliche Bewußtwerden der völlig veränderten Lebensumstände – ich weiß es nicht.

»Bitte unterschreiben Sie hier.«

Er reichte mir einen Füller und deutete auf die Papiere, die er auf seinem Diplomatenkoffer aus feinstem Leder ausgebreitet hatte:

»Eine Quittung. Ich habe den Auftrag, Ihnen zehntausend englische Pfund auszuhändigen und muß Herrn Martin Yahl über diese Summe Rechenschaft ablegen. Außerdem ist eine

weitere Formalität zu erledigen: Wir haben heute den 23. November 1969. Um 12 Uhr ist die Vormundschaft, die auf Bitten Ihres verstorbenen Vaters hin übernommen worden war, abgelaufen. Ab dem heutigen Tage...«

Ich hörte ihm kaum zu; in meinem Kopf drehte sich immer noch alles, und ich brachte es nicht fertig, die Augen zu öffnen.

»Ab dem heutigen Tag können Sie nicht mehr auf unsere Hilfe rechnen; Sie sind auf sich allein gestellt. Hier ist Ihr Scheck über zehntausend Pfund. Vorsicht, verlieren Sie ihn nicht. Es handelt sich um einen Barscheck. Unterschreiben Sie hier und hier...«

Während des Bruchteils einer Sekunde hatte ich das Gefühl, in eine Falle geraten zu sein, die sich über mir schloß. Vielleicht stelle ich mir dieses Gefühl aber auch nur in der Rückschau vor, jetzt, wo ich die Wahrheit kenne. Jedenfalls unterschrieb ich alles, was man mir vorlegte.

Der Flughafen.

»Möchten Sie etwas essen oder etwas Heißes trinken?«

Jetzt plötzlich kümmerte er sich um mich, blieb dabei aber genauso kalt wie zuvor. Sein Anzug schien von der Stange zu stammen, genau wie mein soeben erstandener; ich fand es unerträglich, daß sich Morf anscheinend ausschließlich von der Stange kleidete. Dazu paßten seine schweren, schwarzen Schuhe, die ganz offensichtlich aufgrund ihrer Haltbarkeit ausgewählt worden waren. Häufig zog er eine Taschenuhr aus seiner Weste; anscheinend traute er nur Schweizer Wertarbeit. Den großen Uhren in der Abfertigungshalle gönnte er auf jeden Fall keinen Blick.

Ich hatte seine Frage unbeantwortet gelassen. Er zog mich zu den Schaltern der British Airways, wo er einen Flugschein London-Mombasa kaufte, den er mit einer Diners-Club-Karte bezahlte.

»Ja. Nur einfach.«

Er steckte meinen Flugschein ein; offensichtlich traute er mir nicht so ganz. Zusammen gingen wir zu der Sperre, die die Passagiere von den Nur-Besuchern trennte. Wie auf jedem internationalen Flughafen liefen ständig aufgeregte Menschen hin und her, und als sich eine Gruppe von lärmenden Pakistanern um uns scharte, benutzte ich die Gelegenheit, meinem Bewacher zu entrinnen.

Die junge Frau, die sich um den Blumenladen in Heathrow kümmerte, hatte sanfte, blaue, nicht gerade überintelligente Augen, eine flache Brust und dicke, rote Hände wie eine Wäscherin.

»Liefern Sie auch Blumen? Weiße Rosen für ein junges Mädchen.«

Ich schrieb Name und Adresse auf; sie erlitt einen Schock.

»Was? Der Friedhof von Brompton?«

»Ja; im westlichen Teil, 34. Gräberreihe. Man hat sie heute begraben.«

Nein, keine Karte, nichts, nur einfach weiße Rosen.

Ich girierte den Scheck und reichte ihn ihr.

»Zehntausend Pfund. Ich möchte für zehntausend Pfund weiße Rosen. Sie können den Scheck gerne überprüfen, bevor Sie die Rosen ausliefern. Und hier noch die sechs Pence. Die Münze ist ebenfalls echt, dafür stehe ich persönlich gerade.«

Nachdem sie sich von ihrem ersten Schreck erholt hatte, schrieb sie eine Quittung aus. In diesem Augenblick entdeckte mich Alfred Morf. Er war etwas außer Atem geraten. Ich lächelte ihn an:

»Jetzt bin ich bereit, mein lieber Alfred.«

Er war völlig verwirrt und wollte zweimal zu dem Blumenladen zurückgehen; wahrscheinlich fragte er sich, ob es nicht eine Möglichkeit gäbe, wieder an den Scheck zu kommen. Auf alle Fälle war ich es jetzt, der ihn hinter mir herzog. An der Sperre wies er zwei Flugscheine vor, meinen

nach Mombasa und seinen nach Zürich. Seite an Seite betraten wir die zollfreie Zone. Ich ging zu der kleinen Buchhandlung. Der Zufall wollte es, daß mir Karen Blixens ausgezeichnetes Buch *Afrika, dunkle lockende Welt* in die Hände fiel, das ich noch nicht gelesen hatte. Ich reichte es Morf und sagte zu ihm:

»Bitte, kaufen Sie es für mich, mein Lieber; Sie wissen ja, daß ich kein Geld mehr habe, nicht einmal sechs Pence.«

Siebenundsiebzig Minuten später hob das Flugzeug ab und stieß durch die Regenwolken, die immer noch über London hingen. Ich begann zu lesen. Ich hatte Hunger, ungeheuer, animalisch. Seit Tagen hatte ich keinen solchen Hunger mehr gehabt, und ich hatte den Eindruck, als käme nach diesen wahnsinnigen Monaten und Jahren alles wieder in Ordnung. Es war acht Uhr und zehn oder zwanzig Minuten. Ich schlug das Buch auf und las mehrmals die ersten Sätze: »Ich hatte eine Farm in Afrika am Fuße der Ngong-Berge. Hundert Meilen nördlicher lief der Äquator durchs Hochland, aber die Farm lag in einer Höhe von zweitausend Meilen...«

Karen Blixens Farm lag in Kenia. Ich suchte vergebens nach einer Karte. Ich hätte auf dem Flughafen eine kaufen sollen. Wo, zum Teufel, lag Mombasa im Verhältnis zu Ngong, von dem in dem Buch die Rede war?

Das Flugzeug hatte seine Reisehöhe erreicht; die Sitze vor mir befanden sich wieder in Normalposition, und die Motoren wurden leiser. In meinem Kopf ereignete sich nichts mehr; er war leer. Vielleicht dachte ich an die Blumenhändlerin. An weiße Rosen; an ein Gebirge aus weißen Rosen? Kilimandscharo? Ich weiß es nicht...

Mein Name ist exotisch, wohlklingend, zumindest empfinde ich es so. Ich habe ihn mir immer in Verbindung mit einer beinahe barbarischen, wilden, entfesselten, sehr fröhlichen und

zum Tanz animierenden Musik vorgestellt. Und diese überstürzte Abreise aus London an einem Novemberabend mit dem Ziel Afrika war für mich nichts anderes als der eigentliche Beginn des Tanzes. Ich heiße Cimballi.

## 2

Auf dem Flughafen von Mombasa nahm ein gelber Omnibus die Passagiere und deren Gepäck auf, die mit der Maschine der East African Airlines angekommen waren. Er war völlig überladen.

Auf einer schlechten Straße mit tiefen, vom tropischen Regen ausgewaschenen Schlaglöchern fuhr er langsam in die Stadt. Ich hatte mich auf drückende Hitze gefaßt gemacht, dabei war es nur angenehm warm. Die Luft dagegen war ziemlich feucht und voller Gerüche, die man nicht unbedingt als angenehm bezeichnen konnte. Es befanden sich fast ausschließlich Schwarze in dem Bus, von zwei Indern, zwei Arabern und einem weiteren Europäer abgesehen, dessen Blick ich suchte. Als er mich einmal anschaute, lächelte ich ihm zu, doch er wandte seinen Blick sofort wieder ab, ohne mein Lächeln zu erwidern. Der Bus hielt. Alle stiegen aus. »Endstation«, sagte der Chauffeur nachdrücklich, als ich keine Anstalten machte, auszusteigen. Endlich betrat ich afrikanischen Boden.

Es war beinahe Mittag. 24. November 1969. Als ich in Nairobi auf meinen Anschluß gewartet hatte, hatte ich das Flughafengelände nicht verlassen, sondern die Zeit damit verbracht, weiter in Karen Blixens Buch zu lesen. Von Afrika oder gar Kenia hatte ich nichts gesehen, wenn man einmal von diesem Dorf mit seinen runden Hütten mit Strohdächern absieht, durch das wir, vom Flughafen kommend, gefahren waren. Die Frauen des Dorfes trugen rote Stoffe, die sie um ihren Körper wickelten und die ich beim ersten Hinsehen für große Handtücher gehalten hatte, dazu blaue, turbanähnliche Gebilde. Trotz der breiten Nasen waren sie nicht häßlich,

obwohl sie zu meinem großen Bedauern nicht mit nackten Brüsten herumliefen, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Nachdem ich aus dem Bus gestiegen war, befand ich mich zum ersten Mal in direktem Kontakt mit diesem Land, das ich mir selbst gewählt hatte. Vor mir erstreckte sich eine belebte Straße mit vielen Geschäften und Läden, die Haupteinkaufsstraße der Altstadt, Kilindini Road, wie ich bald erfuhr. Alles, was ich besaß, trug ich bei mir; ich hatte nicht einmal einen Koffer, nicht einmal eine Zahnbürste, was ich als unangenehmer empfand als alles andere.

›Der Moment ist gekommen, reich zu werden‹, sagte ich mir. Die wilde Trunkenheit, die mich auf der Old Brompton Road überfallen hatte, hatte mich noch nicht verlassen. ›Je tiefer man gesunken ist, desto schneller und desto höher steigt man wieder auf.‹ Ich fragte mich, von wem dieser Satz stammte. Ich weiß es nicht mehr. Vielleicht sogar von mir selbst. Auf alle Fälle mußte mein Aufstieg phänomenal, meteorengleich verlaufen, denn ich war am absoluten Tiefpunkt angelangt: Ich besaß nichts mehr. Übrigens, mit welcher Währung bezahlte man in Kenia? Mit Perlen? Taschenspiegeln? Reiseschecks? Ich entdeckte eine Filiale der Barclays Bank, studierte die Wechselkurse und erfuhr, daß ich in einer Währung, die Est Africain Shilling hieß, reich zu werden hatte und daß dieser Shilling ungefähr siebzig französische Centimes wert war, man folglich achtzehneinhalb Shillinge brauchte, um ein englisches Pfund, und sieben, um einen Dollar einzutauschen.

Doch für mein neuerworbenes Wissen konnte ich mir nichts kaufen.

Ich ging die Kilindini Road entlang und sah mir die Läden an, in denen sich Inder mit sanften Augen aufhielten, offensichtlich bereit, mit allem und jedem zu handeln. Endlich stieß ich auf den Typ, nach dem ich suchte: Er war in meinem Alter, ungefähr so groß wie ich, das heißt sogar etwas kleiner,

was mir als Verhandlungsbasis wichtig erschien, und hatte anscheinend seine Tüchtigkeit noch unter Beweis zu stellen, was man ja ungelogen auch von mir behaupten konnte.

»Mein lieber Freund«, eröffnete ich das Gespräch, »ich bin extra mit dem schnellsten Flugzeug aus London gekommen, um Ihnen das Geschäft Ihres Lebens zu ermöglichen; diese großartige Uhr, die ich trage, kann Ihnen gehören, ja, Sie träumen nicht, kann wirklich Ihnen gehören, wenn Sie mir dafür den Gegenwert von sechshundert Dollar überlassen, obwohl ich bei Boucheron in Paris das Doppelte dafür bezahlt habe; rufen Sie bitte augenblicklich dort an und überprüfen Sie meine Behauptung.«

Er wußte nicht, wer oder was Boucheron war, das war offensichtlich, doch es war ihm anscheinend auch gleichgültig. Als ich bemerkte, wie seine Augen amüsiert zu lächeln begannen, wußte ich, daß ich ihn richtig eingeschätzt hatte.

»Mein lieber Freund«, fuhr ich nach einer kurzen Pause fort, »aus einem einzigen Grund habe ich Ihr Geschäft unter den vielen ausgesucht: es war Liebe auf den ersten Blick.«

Ich lag richtig. Mein Lächeln wurde breiter, seines ebenfalls. Ich lachte lauthals, und auch er konnte sich nicht mehr zurückhalten. Beinahe hätten wir uns gegenseitig auf die Schulter geklopft. Ein echter Kumpel.

»Nun«, setzte ich noch eines drauf, »ein solches Geschäft wird Ihnen nicht ein zweites Mal angeboten werden; und da Sie so hartnäckig darauf bestehen, diese Uhr zu erwerben, werde ich sie Ihnen für fünfhundertfünfzig Dollar überlassen.«

Er konnte sich kaum mehr halten vor Lachen, trat einen Schritt beiseite und forderte mich auf näherzutreten. Einen so denkwürdigen Kunden konnte man nicht vor der Tür stehenlassen. Zehn Minuten später hatte ich ihm alles erzählt; meine überstürzte Abreise aus London, meine augenblickliche finanzielle Lage und so weiter. Ich setzte voll auf die Karte der

Offenheit und zukünftigen Freundschaft; er bot mir Tee und klebriges Gebäck an. Meine Uhr wanderte von Hand zu Hand und wurde vom Vater, verschiedenen Onkeln und mehreren Vettern überprüft.

»Hundert Dollar.«

»Vierhundertfünfzig.«

Erneut Gelächter, Tee, Gebäck. Meine Uhr machte zum zweiten Mal die Runde.

»Hundertzwanzig Dollar.«

»Vierhundert.«

»Hundertdreißig.«

Ich amüsierte mich köstlich; immerhin etwas. Doch nach einer dreiviertel Stunde und insgesamt sechs Tassen Tee hatten wir uns endlich geeinigt; Chandra war bereit, einhundertfünfundsiebzig Dollar zu bezahlen; außerdem erhielt ich einen Rasierapparat mit drei neuen Klingen, von denen eine wirklich neu war, eine kurze weiße Leinenhose im Stil der indischen Armee, eine Zahnbürste und eine Landkarte von Kenia. Unterdessen war Chandra zu meinem Freund, ja, in gewisser Hinsicht zu meinem Bruder geworden. Er hatte mich liebevoll an der Schulter gepackt, während ich diskret seine Hand beobachtete, befürchtend, sie könne sich vielleicht, natürlich unbeabsichtigt, in meine Hosentasche verirren (in diesem Punkt hatte ich mich getäuscht; Chandra hat mich kein einziges Mal betrogen).

Er empfahl mir ein Hotel, das Castle, das hinter den beiden Elefantenstoßzähnen aus Zement lag, die das Ende oder den Anfang der Kilindini Road markierten, je nach Standort des Betrachters. Das Hotel war in einem unbestimmten viktorianischen Stil gehalten, mit spanisch-maurischen Baikonen. Auf jedem Gang gab es eine türkische Toilette. Das Zimmer kostete mich zwölf Shillinge pro Nacht, beinahe zwei Dollar. Nachdem ich mich in der einzigen Dusche, die für die

Gäste bestimmt war, gesäubert hatte, streckte ich mich auf dem Bett aus und faltete die Landkarte auf, um endlich herauszukriegen, wie Kenia eigentlich aussah. Nun, um ehrlich zu sein, zumindest auf dem Papier war es nicht gerade beeindruckend, eine Art Trichter, dessen Spitze im Indischen Ozean ausläuft. Auf der Landseite grenzt es an Somalia, Äthiopien, den Viktoria-See, Uganda und ganz links schließlich Tansania. Ich suchte den ewig schneebedeckten Kilimandscharo mit seinem Leoparden; nicht zu finden. Immerhin stieß ich auf den Mount Kenya, der fünftausendzweihundert Meter hoch ist. War der Kilimandscharo gestohlen worden? Endlich entdeckte ich ihn rein zufällig in Tansania, nicht weit von Kenia entfernt, und war verwundert und auch leicht verärgert, denn ich war der festen Ansicht gewesen, er müsse sich in Kenia befinden.

Plötzlich fühlte ich mich allein, entsetzlich allein, von allem abgeschnitten, was bisher mein Leben geprägt hatte. Kurz und gut, ich lag deprimiert auf dem Bett in meinem Hotelzimmer, dessen Reinheit eher theoretischer Natur und keineswegs über alle Zweifel erhaben war; der Straßenlärm vermischt sich mit dem asthmatischen Quietschen des Ventilators über meinem Bett.

Dieser Zustand war schnell verflogen; die in der Old Brompton Road zum ersten Mal verspürte Energie gewann schon bald wieder die Oberhand. Ich besaß einhundertfünfundsiebzig Dollar und war einundzwanzig Jahre, zwei Monate und fünfzehn Tage alt. Im schlimmsten Fall konnte ich sechs Wochen durchhalten, mit dem Ergebnis allerdings, daß ich am Ende dieser sechs Wochen wie Robinson Crusoe aussehen würde. Aber ich war mir sicher, daß ich vor Ablauf dieser Frist etwas finden würde. Nur wie und was, das war mir damals schleierhaft, denn bisher hatte ich noch nie gearbeitet, nie etwas verdient. Meine Schullaufbahn:

von verschiedenen Pariser Gymnasien vor die Tür gesetzt, besuchte ich eine Zeitlang die gleichen Bildungsinstitutionen in der Provinz und der Schweiz und endlich einige englische Public Schools, ohne erfolgreicher zu werden. Franz Cimballi hatte seine Erfolge eher im Londoner und Pariser Nachtleben verzeichnet, in den Schweizer Wintersportorten oder an der Côte d'Azur, und war bekannt als lebenslustiger, unbekümmter Kerl, der es ohne weiteres fertigbrachte, innerhalb von zweieinhalb Monaten einhundertsiebzehntausend englische Pfund zu verjubeln, eine Leistung, die wohl nicht jedermann zustande bringt.

Doch ein anderer Cimballi hatte inzwischen das Licht der Welt erblickt; ein Cimballi, der entschlossen war, reich zu werden.

Ich räumte mir eine Frist von einer Woche ein, um eine Möglichkeit zu finden, Geld zu verdienen. Nach sieben Tagen lernte ich Joachim kennen.

Joachim schaute mit seinen durchdringenden starren Elefantenäugen, die einem Massai-Stamm hätten Angst einjagen können, von seinen mehr als einhundertfünfundachtzig Zentimetern auf mich herab und fragte:

»Du dachtest wohl, ich wollte an dein Geld?«

Ich lachte.

»Irgendwie schon... aber auch an etwas anderes.«

Er runzelte seine Augenbrauen; offensichtlich konnte er nicht verstehen, wie ich auf diese Idee gekommen war. Dann wurde er plötzlich rot wie ein junges Mädchen und schüttelte seinen riesigen Kopf:

»Oh, nein, ich liebe Frauen!«

»Ich auch!«

Joachim war Portugiese. Kurze Zeit, nachdem wir uns kennengelernt hatten, vertraute er mir bereits an, daß er vier oder fünf Jahre in Moçambique und anschließend in Angola gewesen war und bis zu seinem Abschied von der Armee die Uniform getragen hatte. Diese letzte Mitteilung hatte er kaum verständlich geflüstert, so daß der Gedanke nahelag, daß sein ›Abschied‹ wohl eher ein Desertieren gewesen war. Schon bei hellem Tageslicht konnte seine Riesengestalt auch Mutigen Angst einjagen; in wieviel höherem Maße dann erst bei Nacht... Seine mit Warzen übersäte Nase ragte wie eine Halbinsel aus einem Gesicht, das durch zwei tiefe Falten, die von der Nase zu den Mundwinkeln verliefen und eher wie Narben aussahen, geprägt war. In Kenia trat er unter dem Namen Joachim Ferreira da Silva auf, hatte aber, für Notfälle, weitere fünfzehn Namen in Reserve...

»Kennst du einen Fußballer namens Eusebio?«

»Nie gehört.«

»Der beste Fußballspieler der Welt, besser noch als Pele. Kennst du wenigstens Pele?«

»Der Name sagt mir etwas...«

»Eusebio war viel besser als Pele.«

»Schon möglich.«

»Glaubst du mir etwa nicht?«

»Natürlich glaube ich dir.«

Ich hatte keinen Grund, Joachim auf diesem Gebiet zu widersprechen. Unser Gespräch, fand im Flughafengebäude statt, am siebten Tag nach meiner Ankunft in Mombasa. Die vorangegangenen Tage hatte ich damit verbracht, die Stadt zu Fuß zu erforschen, wobei Stadt wohl ein zu großartiges Wort für diese Ansammlung aus Häusern ist: zwei trichterförmige Flußmündungen, in der geologischen Fachsprache ›Ria‹ genannt, dazwischen eine Halbinsel, die sich nur wenige Meter über den Meeresspiegel erhebt und auf der Araber und Perser

früher Sklavenhandel getrieben hatten. Die Portugiesen hatten diesen armseligen Platz ausgesucht, um einige Forts zu bauen, außerdem Kirchen und sogar Moscheen. Nordöstlich davon der alte arabische Hafen, südlich der moderne, Kilindini, mit starkem Frachtaufkommen. Hier endet die von Nairobi und Uganda kommende Eisenbahmlinie. Zwischen der Halbinsel und dem Kontinent verläuft eine gebührenpflichtige breite Straße; folgt man ihr, stößt man in nördlicher Richtung nach dem arabischen Hafen auf einen langen, wundervollen Strand mit neuen, modernen Luxushotels und der Privatresidenz von Jomo Kenyatta, deren Fassade ich aus traurigem Anlaß schon bald kennenlernen sollte.

Das nur, um einen allgemeinen Eindruck zu vermitteln.

Es dauerte wahrlich keine Wochen, bis ich die Grenzen Mombasas und auch die begrenzten Möglichkeiten, die die Stadt zum Gelderwerb bot, kennengelernt hatte. Der moderne Hafen? Wahrlich kein Jagdgrund für mich. Handel? Mit was sollte ich handeln? Übrigens, eines war mir von vornehmerein klar: Ich hatte, trotz meines jugendlichen Alters, keine Lust, mich zwanzig, dreißig Jahre abzurackern, um es zu einem gewissen Wohlstand zu bringen. Ich wollte reich werden, nicht wohlhabend, und das so schnell wie möglich. Vielleicht halten meine Leser mich jetzt für arrogant, aber das ist mir gleichgültig.

Im übrigen hatte ich eine Trumpfkarte in der Hand, auch wenn ich das im Augenblick noch nicht wußte. Joachim sollte sie mir bewußtmachen. Ich hatte Joachim zum erstenmal auf der Terrasse des Castle Hotel entdeckt. Mit seinem Aussehen eines arbeitslosen Berufsmörders hatte er kaum Chancen, unentdeckt zu bleiben. Am nächsten Morgen sah ich ihn wieder, auch am Nachmittag und an den folgenden Tagen, während meinen langen Erkundigungsspaziergängen durch Mombasa. Langsam ging er mir auf die Nerven, zumal er mir

immer ängstlich auswich, wenn ich Anstalten machte, ihn anzusprechen. Als ob ich ihn seiner Tugend berauben wollte. Plötzlich keimte in mir ein Verdacht auf: vielleicht wollte er mich meiner Tugend berauben, eine Vorstellung, die mir im höchsten Grade ungemütlich war! Zum Schluß war ich so entnervt, daß ich ihm am liebsten eine Ohrfeige versetzt hätte; zwei Dinge hielten mich zurück: einmal mein im Grunde gutartiges Wesen und zum zweiten die Angst, er würde zurückschlagen; einen solchen Hieb hätte ich wohl kaum überlebt.

»Ja, es stimmt, ich habe Sie verfolgt«, sagte er, als ich ihn endlich gestellt hatte, und schwankte dabei von einem Bein auf das andere wie ein Tanzbär. »Aber nur, weil ich Ihnen ein Geschäft vorschlagen möchte.«

Er hob zu einer langen Erklärung an; mich faszinierte seine Ängstlichkeit, die wohl mit seiner hünenhaften Gestalt zusammenhing; er mußte während seines Lebens wohl so viele Menschen in Angst und Schrecken versetzt haben, daß er jetzt aus Furcht, andere zu erschrecken, selbst ängstlich geworden war.

Ich erfuhr, daß er Safaris organisierte und davon lebte, wobei der Rahmen der von ihm organisierten Safaris wohl eher bescheiden war.

»Ich habe in der Hauptsache deutsche Kunden, manchmal auch Schweden, Dänen oder Engländer, die schnell, zwischen zwei Flugzeugen, einen Büffel erlegen wollen.«

Joachim sprach englisch; zumindest versuchte er es, wobei man seinen Akzent nur als schauderhaft bezeichnen konnte, so daß wir, nachdem wir uns eine Zeitlang mißverstanden hätten, es vorzogen, uns in einem Gemisch aus Französisch, Italienisch und Englisch, mit einigen Brocken Spanisch durchsetzt, zu unterhalten.

»Wieviel knöpfst du ihnen ab?«

»Zehntausend Shilling.«

»Und warum brauchst du mich?«

Joachim erklärte mir, ich sei jung und sympathisch (da war ich durchaus seiner Meinung); außerdem verfügte ich über den in seinen Augen nicht zu überschätzenden Vorteil neben Französisch und Italienisch, Sprachen, die mir in Mombasa so nützlich waren wie Schlittschuhstiefel, auch Englisch und Deutsch zu sprechen.

»Ich jage den deutschen Touristen, sobald ich sie anspreche, Angst ein«, erklärte er. »Sie verstehen mich nicht.«

Joachim bot mir zweitausend Shilling pro Kunde an, den ich ihm zuführte. Bei dreitausend wurden wir handelseinig und tranken darauf. Ein Coca-Cola. Joachim trank überhaupt keinen Alkohol – er hatte es der lieben Frau von Fatima gelobt; als er mir dieses Geständnis machte, schaute ich ihn überrascht und, wie ich gestehen muß, mißtrauisch an. Machte er sich über mich lustig? Doch auch der Papst hätte nicht ernsthafter sein können – und ich trank ausschließlich Champagner, allerdings in Maßen. Und hier in Mombasa in einer einfachen Kneipe gab es keinen Champagner. Kurz und gut, ich war höchst zufrieden mit dem Gespräch und machte mich daran, mir im Kopf meinen zukünftigen Reichtum auszurechnen. Einmal angenommen, es gelänge mir, zwei, oder, warum eigentlich nicht, vier oder fünf Kunden pro Woche unter Vertrag zu nehmen, dann würde ich die hübsche Summe von fünfzehntausend Shilling pro Woche verdienen. Natürlich wollte ich, sobald mein Geschäft erst einmal blühte, nicht nur mit Joachim arbeiten. Ich mußte weitere Jäger engagieren, und in diesem Fall konnte ich ohne weiteres pro Kunde sechstausend Shilling verlangen. Dreißig Kunden pro Woche, viereinhalb Wochen pro Monat, damit kam ich mühelos auf die schwindelerregende Summe von sechshundertneunundsechzigtausendvierhundertvierundvierzig

Shillinge pro Monat, die Unkosten bereits abgezogen – in meinen Augen das strikte Minimum, das ich brauchte, um reich zu werden. Und natürlich ließ sich das Geschäft mit der Zeit auch auf den Senegal ausdehnen... Die andere Seite dieser Medaille, ein von Tausenden von deutschen Touristen überschwemmter kenianischer Dschungel, störte mich keineswegs.

Meine Begeisterung war beinahe genauso schnell verschwunden, wie sie gekommen war. Die für mich bittere Wahrheit sah anders aus als meine Träume: Die aus den Urlaubsbombern strömenden Touristen sehnten sich nach den Stränden des Indischen Ozeans, nach dem exotischen Hauch der alten Sklavenmärkte von Mombasa, nach dem alten Hafen, in dem ein gewisser Stanley auf der Suche nach Livingstone gelandet war... nur die wenigstens konnten sich mit dem Gedanken, auf eine Safari zu gehen, anfreunden. Der Markt war, wie Wirtschaftswissenschaftler sagen würden, äußerst begrenzt, eine Erkenntnis, die ich innerhalb von wenigen Tagen gewonnen hatte. Dabei hatte ich alles versucht: kaum waren die Touristen gelandet, verfolgte ich sie auf Schritt und Tritt, während sie, noch im Flughafengebäude, entsetzliche holzgeschnitzte ›Negerkunst‹ und ›authentische‹, in Massenproduktion hergestellte Massai-Waffen kauften.

Trotzdem...

Joachims lange Rede trug ihre Früchte. Eine Idee keimte und wuchs langsam zur Reife: meine Trumpfkarte, und da hatte Joachim recht, war: ein Weißer zu sein, verschiedene Sprachen zu sprechen und den Touristen Vertrauen einflößen zu können. Dieses Vertrauen ging nicht so weit, daß ich ihnen Safaris hätte verkaufen können, die sie nicht machen wollten, aber konnte ich dieses Talent nicht auch auf andere Weise ausnützen?

Ich ging zu meinem indischen Freund Chandra, dem ich am Tage meiner Ankunft in Mombasa meine Uhr verkauft hatte. Ich hatte ihn unterdessen verschiedene Male besucht und mich mit ihm angefreundet, zumal er meine Uhr bereits weiterverkauft hatte. Der Gewinn, den er erzielt hatte, muß bedeutend gewesen sein; auf alle Fälle weigerte er sich, mir nähere Auskünfte darüber zu geben.

Die Antworten, die er mir gab, bestätigten mich in meiner Absicht. Ich hatte die Möglichkeit gefunden, Geld zu verdienen.

Mein erster Kunde war ein Süddeutscher; er stammte aus der Gegend um München und war Arzt oder Rechtsanwalt; auf alle Fälle war er Freiberufler. Mitten im ersten Satz unterbrach er mich:

»Wo haben Sie Deutsch gelernt?«

»Meine Mutter war Österreicherin.«

Nein, an einer Safari war er nicht interessiert und benötigte auch keinen Führer oder Dolmetscher.

»Und wenn ich Lust auf eine Frau habe, dann bin ich durchaus in der Lage, selbst eine aufzutreiben!«

Abwehrend hob ich meine Arme:

»Das wollte ich Ihnen auch gar nicht vorschlagen. Ich möchte nur nicht, daß Sie übers Ohr gehauen werden, wenn Sie Geld wechseln. Und Sie werden doch Geld wechseln, oder? Für hundert Dollar bekommen Sie in der offiziellen Wechselstube siebenhundert Shilling. Ich dagegen wechsle zu einem besseren Kurs: ich kann Ihnen siebenhundertfünfzig Shilling für hundert Dollar geben. Sie verdienen fünfzig Shilling, das sind etwas weniger als dreißig Mark. Bei zweihundert Dollar sechzig und bei tausend sogar dreihundert.«

Nachdenklich schaute er mich an; er war mißtrauisch, aber irgendwie nicht ganz abgeneigt.

»Und wo ist der Haken an der Geschichte?«

»Es gibt keinen Haken«, antwortete ich lachend. »Mein Angebot gilt: siebenhundertfünfzig Shilling für hundert Dollar. Ohne daß Sie Schwierigkeiten bekommen oder gar die Polizei auftaucht.«

»Einen Augenblick.«

Er ging zum offiziellen Wechselbüro und informierte sich über den Kurs. Immer noch zögernd kam er zurück:

»Sie wollen mir doch hoffentlich kein Falschgeld andrehen?«

»Sie können die Scheine jederzeit bei der Bank überprüfen lassen, wenn Sie das beruhigt.«

Endlich entschloß er sich; er wollte vierhundert Dollar wechseln. Ich machte Chandra, der sich bisher abseits gehalten hatte, ein Zeichen. Er kam zu uns und holte aus seiner Tasche dreitausend Shilling in gebrauchten Scheinen. Ich hatte Chandra eingeschärft, auf keinen Fall druckfrische Scheine mitzubringen, denn ich hatte mit dem Mißtrauen eventueller Kunden gerechnet. Natürlich war das Geld in Ordnung, aber es war sicher besser, alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit der Angestellten der Zentralbank von Kenia hätte wecken können, und aufgeregte Kunden mit neuen Scheinen...

Nachdem mein Münchner gegangen war, zahlte Chandra mir wie ausgemacht die versprochene Provision: zweihundert Shillinge oder achtundzwanzig Dollar. Der halboffizielle Kurs des Dollars lag mit achteinhalb Shillingen deutlich über dem offiziellen, und für Chandra war es ein leichtes, die Dollars zu diesem Kurs in der großen indischen Kolonie Mombasas weiterzuverkaufen: Kenyatta hatte während der letzten Jahre verschiedene Maßnahmen ergriffen, die darauf abzielten, die Inder nach und nach aus ihrer wichtigen Stellung im kenianischen Handel zu vertreiben. Vorsichtig geworden,

legten die meisten indischen Familien für den Tag X Dollarreserven an, die sie sich auf offiziellem Wege nicht beschaffen konnten. Chandra rechnete übrigens mit steigenden Kursen, so daß er nur so viele Dollars verkaufte, wie unbedingt notwendig war.

Auf dem Unterschied zwischen dem offiziellen und dem halboffiziellen Dollarkurs beruhte mein System. Dabei kam mir zustatten, daß die indische Kolonie ein Phänomen anscheinend übersehen hatte: den überraschenden Zuwachs an europäischen, vor allem deutschen Touristen.

Ich war fest entschlossen, meine Operationen so schnell wie möglich durchzuführen, denn ich rechnete damit, früher oder später bei den kenianischen Behörden Anstoß zu erregen, obwohl meine Transaktionen, zumindest im Augenblick, nicht wirklich illegal waren.

Chandra war höchst zufrieden: alle Unkosten abgezogen (vor allem natürlich meine Provision) hatte er im Handumdrehen zweihundert Shilling verdient und sich darüber hinaus noch die begehrten grünen Scheine verschaffen können; er war sofort zu weiteren Geschäften dieser Art bereit und wollte einige seiner Geschäftspartner mit einbeziehen. Ich warnte ihn:

»Nur unter einer Bedingung: ich bin euer einziger Geschäftspartner!«

Er legte vor einem der zahlreichen indischen Götter einen heiligen Eid ab; ich hoffte, daß er den richtigen Gott ausgesucht hatte.

»Noch etwas, Chandra: Versprich mir, daß du mit niemandem über meine Provision sprichst. Dir werde ich den Dollar weiterhin für acht Shilling verkaufen; die anderen aber müssen achteinhalb Shilling bezahlen.«

Ein Shilling Reingewinn pro gewechseltem Dollar. Vorausgesetzt natürlich, daß ich weitere Münchner auftrieb. Die zwei darauffolgenden Tage verbrachte ich im

Flughafengebäude. Stunden um Stunden verstrichen, erfolglos, bis ich endlich wieder ein größeres Geschäft an Land ziehen konnte: drei Deutsche, von ihren Frauen begleitet, hatten in bester Urlaubslaune das Flugzeug verlassen. Anscheinend verfehlte mein Charme seine Wirkung nicht, denn ohne größere Umstände zu machen oder idiotische Fragen zu stellen, wechselten sie zweitausendzweihundertfünfzig Dollar; die Hälfte davon übernahm Chandra, die andere Hälfte ein befreundeter indischer Geschäftsmann, der, wie Chandra, seinen Laden auf der Kilindini Road hatte. Reingewinn: eintausendsechshundertsiebenundachtzig Shilling oder zweihundertzehn Dollar.

Ich geriet völlig aus dem Häuschen.

Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich Geld verdient! Und dabei gelernt, daß das ganz einfach war! Verblüffend einfach! Ich hatte eine Idee gehabt, und diese Idee hatte sich im Handumdrehen in Bargeld verwandelt. Dabei war die Idee keineswegs großartig gewesen – soweinig wie meine Einkünfte. Aber ich war mir sicher, daß der Anfang gemacht war, obwohl ich damals natürlich noch nicht wissen konnte, daß dieser Anfang eine lange Reihe von großen Geschäften nach sich ziehen würde, Geschäfte, bei denen Hunderte von Millionen Dollar auf dem Spiel standen, daß ich mit dem begonnen habe, was ich immer als meinen Tanz bezeichnet habe und weiterhin so bezeichnen werde.

In meiner Begeisterung kam ich auf eine völlig alberne Idee: Nach Mombasa zurückgekehrt, kaufte ich zwei identische Postkarten und schickte die eine an meinen Onkel, Giancarlo Cimballo, Riva Giocondo Albertolli, Lugano, und die andere an Martin Yahl, den Hochwohlgeborenen Bankier, Generaldirektor und Inhaber der gleichnamigen Schweizer Privatbank (wobei ›privat‹ wohl in dem Sinne interpretiert werden muß: sich an keine moralischen Verpflichtungen

gebunden zu fühlen), Quai General-Guisan, Genf. Nicht nur die Postkarten, auch der Text, den ich schrieb, war identisch: ›Wie Ihr seht, habe ich Euch nicht vergessen.‹ Eine kindische Reaktion? Ganz bestimmt. Aber doch ohne Konsequenzen. Zumindest glaubte ich das. Bis ich eines Tages eine Antwort bekam, schneidend und brutal.

Ich trieb sogar für Joachim einen Kunden auf, zwei, um korrekt zu sein, Hans und Erika, ein Pärchen aus Zürich. Er war höherer Beamter bei der Post und sie in der Elektronikbranche tätig. Als Ingenieurin. Ein charmantes und sehr verliebtes Paar, das Joachim sofort darauf hinwies, daß es nicht die Absicht habe, Tiere zu töten, sondern von ihm nur in Kenia herumgefahren werden wollte. Der arme Joachim! Als sie ihn zum ersten Mal sahen, schreckten sie angesichts seiner hünenhaften Gestalt unwillkürlich zurück. Doch es dauerte nicht lange, bis sie meinem gezähmten Bär trauten und sich bestens mit ihm verstanden. Zu viert fuhren wir von Mombasa aus zuerst in den Norden, nach Malindi und Lamu, an den wunderbar geformten Korallenriffen entlang, die sich in den ruhigen, klaren Lagunen abzeichneten. Hans und Erika badeten nackt, und ich folgte ihrem Beispiel. Joachim allerdings wandte sich angesichts der nackten Zürcherin ab und brummte indigniert unverständliche Worte in seinen Bart. Am Abend kniete er sich vor sein Feldbett, über dem die heilige Statue von Fatima angebracht war, die er auf alle Reisen mitnahm, und betete für uns nackte Wilde.

In Lamu, das ungefähr hundert Kilometer von der äthiopischen Grenze entfernt liegt, bog Joachim nach Westen ab und schlug mit seinem alten Landrover einen großen Bogen, der uns ins Landesinnere führte. Wir übernachteten am Ufer des Tana, bevor wir auf die von Massai bevölkerte Hochebene

vordrangen. Hier oben gab es keinen eigentlichen Dschungel, dafür aber Wälder aus riesigen Farnen, hochgewachsenem Bambus und Heidestauden, zwischen denen Lianen ein dichtes Netz gebildet hatten. Diese Art Wälder wechselten sich mit steppenartigen Savannen ab, auf denen vereinzelte Akazien, Affenbrotbäume und Euphorbien in den Himmel ragten. Wilde Tiere gab es reichlich, und Joachim deutete mit seiner riesigen Hand unaufhörlich nach links und rechts. Er war früher Jäger gewesen und, wie man mir in Mombasa bestätigt hatte, sogar ein ausgezeichneter, hatte aber inzwischen die Lust an der Jagd verloren, und es war offensichtlich, daß er diese Art von »Safari« bei weitem vorzog.

Schließlich kamen wir in den noch höher gelegenen Tsavo-Nationalpark, wo wir zwei Tage verbrachten. Für mich war diese Reise die erste wirkliche Begegnung mit Kenia, und ich konnte mich nicht sattsehen. Der Himmel war niemals wirklich blau, sondern eher weiß und glänzend und immer mit schnellziehenden rosa oder goldenen Wolken bedeckt. Die Farbe der Erde wechselte ständig zwischen ocker, rot und violett; nach Regengüssen kam es vor, daß sie knallrot wurde, wenn die Kakteen ihre Blüten öffneten. Die Sonnenuntergänge übertrafen in ihrer Pracht die schlimmsten Kitschpostkarten, genau wie die Sonnenaufgänge, und mir blieb fast der Atem weg, als ich zum ersten Mal im morgendlichen Nebel eine Büffelherde fast lautlos an uns vorbeiziehen sah. Die zwei im Nationalpark Tsavo verbrachten Tage und Nächte werden für mich immer das eigentliche Kenia repräsentieren, das ich nicht vergessen kann.

Zum Abendessen gab es von Joachim erlegte Wachteln und Perlhühner, und wir sprachen viel von der Schweiz. Hans und Erika hielten mich für einen Schweizer und waren sehr überrascht, als ich ihnen meine wahre Nationalität verriet.

»Ich bin Franzose, geboren in Saint-Tropez.«

Hans und Erika waren begeistert; sie hatten ihre letzten Sommerferien in Saint-Tropez verbracht und sich am Nacktbadestrand von Pampelonne getummelt.

»Das Haus, in dem ich geboren wurde, liegt an diesem Strand. Wenn es noch steht.«

Sie taten so, als könnten sie sich an das Haus erinnern, das sie höchstwahrscheinlich nie gesehen hatten:

»Ein großes weißes Gebäude? Oder diese Art von Schloß mit den Türmen?«

»Nein, es liegt fast direkt am Strand und ist von einer Steinmauer umgeben, hinter der sich ein weiter Palmenhain erstreckt.«

Erinnerungen stiegen in mir auf. Ich konnte mir nicht erklären, aus welchem Grund ich so genaue, präzise Erinnerungen an ein Haus hatte, das ich nur als Kind gekannt und nach dem Tod meines Vaters nie mehr betreten hatte.

»Wie alt waren Sie, als Ihr Vater starb?«

»Acht Jahre.«

»Cimballi ist, so hört es sich zumindest an, ein italienischer Name, nicht wahr?«

»Mein Vater stammte aus dem Tessin, dem italienischen. Nur wenige Schritte von der Schweizer Grenze entfernt.«

Joachim hatte seine Gitarre ausgepackt und begann trotz seiner dicken, klobigen Finger erstaunlich feinfühlig zu spielen.

»Ist Ihre Mutter ebenfalls gestorben?«

»Sie starb, als ich elf Jahre alt war.«

An Krebs. In Paris. In der Rue de la Glaciere, der »Eiskellerstraße«; ironischer hätte das Schicksal mir nicht mitspielen können. Auch an die letzten Monate meiner Mutter erinnere ich mich genau, an diese künstlich hinausgezogene Agonie, an meinen Onkel Giancarlo, der die Ärzte beknipte, das Leben meiner Mutter um jeden Preis zu verlängern – und

ihre Leiden! –, nicht aus Liebe zu ihr, nein, wahrlich nicht; mein Onkel hatte nur Angst, sie könnte sterben, bevor sie alle Papiere unterzeichnet hatte, die er ihr auf Anweisung von Martin Yahl – in diesem Punkt bin ich mir ganz sicher – vorlegte. Mein ungezügelter, leidenschaftlicher Haß auf meinen Onkel und Martin Yahl stammt nicht aus dieser Zeit; er war schon vorher vorhanden, instinktiv. Doch die Ereignisse im Frühjahr 1960 verliehen meinem Haß eine solide Basis. Seit dieser Zeit ist er ständig gewachsen. Ich hasse diese beiden Männer mit einer Leidenschaft, die mir manchmal selbst unerklärlich ist. Alles, was ich von ihnen erhalten habe, habe ich mißachtet, Geld, meine Ausbildung... unter nahezu pathologischem Zwang stehend.

»Sein Vater war einmal sehr reich«, erklärte Joachim mit seinem tiefen Baß, »*Father very very rich...*«

Er warf mir einen nachdenklichen Blick zu.

»*Very rich.* Und jetzt ist er pleite.«

Er stimmte seinen Lieblingsfado an, *A Micas das Violetas*. Hans und Erika schmiegten sich aneinander. Ich lag auf dem Rücken und blickte hinauf zum Kreuz des Südens.

Die Touristen, deutsche und andere, aber in der Hauptsache doch deutsche, tauschten im Durchschnitt bei ihrer Ankunft achthundert Dollar. Ich verdiente dabei jedesmal knapp achthundert Shilling, etwas mehr als hundert Dollar pro Kopf und Nase. Die Rechnung ist einfach, jedes Schulkind könnte sie durchführen: Zwei Wochen nach Beginn meiner ›Arbeit‹ konnte ich auf Chandras Dienste bereits verzichten, das heißt, ich arbeitete inzwischen mit meinen eigenen ostafrikanischen Shillingen, die ich von den indischen Händlern beim Eintauschen meiner grünen Scheine bekommen hatte. Zwei Wochen, das heißt, um genau zu sein, zwölf Tage nach

Arbeitsaufnahme – ich erinnere mich so genau, weil ich an diesem Tag genau seit drei Wochen in Kenia lebte – war es mir möglich, an einem einzigen Tag viermal die stolze Summe von sechstausend Shilling aufzubringen, die ich benötigte, um vier Kunden, die mit dem gleichen Flugzeug angekommen waren, ihre Dollars einzuwechseln. Vierhundertzwanzig Dollar Reingewinn innerhalb von nicht einmal zwei Stunden. Das kam natürlich nicht alle Tage vor, und um die Wahrheit zu sagen: der Tag war ein besonderer Glückstag gewesen.

Aber immerhin, ich konnte von meiner Arbeit leben. Und noch etwas beiseite legen. Am 22. Dezember, also zwei Tage vor Weihnachten, verließ ich das Castle Hotel mit seinem lärmendem Ventilator, den an den Wänden zerquetschten Fliegen und der gemeinsamen, nach Urin stinkenden Dusche und zog in das White Sands Hotel, ganz in der Nähe von Jomo Kenyattas Privatresidenz. Von meinem Zimmer aus überblickte ich den wunderbaren weißen Sandstrand und die herrlichen Korallenriffe des Indischen Ozeans.

Nicht einmal einen Monat nach meiner Ankunft begann ich, mich in Mombasa zu Hause zu fühlen.

Am 23. Dezember kam der Brief an. Mein Name auf dem Umschlag war korrekt geschrieben, mit einem großen C und zwei 1, die Adresse war allerdings äußerst knapp ausgefallen: Mombasa, Kenia. Ich werde nie erfahren, wie es die kenianische Post geschafft hat, den Brief bei der richtigen Adresse abzugeben, bei immerhin mehr als zweihunderttausend Einwohnern. Europäer waren allerdings knapp gesät, vor allem Nicht-Engländer.

Ein kurzer Blick auf den Poststempel: Er war am 12. Dezember um sechzehn Uhr fünfzehn in der Rue Beethoven im ‘16. Pariser Arrondissement abgestempelt worden. Der Brief enthielt ein einziges Blatt Papier, billiges Massenfabrikat, auf dem folgender Text mit der Maschine

geschrieben worden war: *>Beim Erlöschen der Vormundschaft erhielten Sie ungefähr eine Million französische Franc ausgehändigt; angeblich das Erbe Ihres Vaters. In Wirklichkeit hat Ihr Vater zwischen fünfzig und sechzig Millionen Dollar hinterlassen, um die Sie betrogen wurden.<*

Mein Informant hatte darauf verzichtet, den Brief zu unterzeichnen.

### 3

Den Weihnachtsabend und die darauffolgende Nacht verbrachte ich mit einer Somalierin mit hinreißenden Brüsten und einem wohlgeformten Gesäß, das absolut filmreif war. Sie war sanft, lächelte ständig und zeigte guten Willen, war allerdings von sich aus kaum unternehmungslustig.

Joachim war wieder einmal empört: Er hatte fest damit gerechnet, daß ich ihn zur Mitternachtsmesse begleitete. Diesem Portugiesen gelang es immer wieder, mich zu überraschen: Der ehemalige Söldner, der mir einmal in einer schwachen Stunde gestanden hatte, im Kongo, in Angola und in Moçambique mehrere Dörfer niedergebrannt zu haben, ohne sich zu vergewissern, ob Frauen und Kinder die Hütten verlassen hatten, war praktizierender Katholik, an dem der Papst seine helle Freude gehabt hätte. In seiner Hemdtasche trug er ständig einen Rosenkranz bei sich. Während der Messe wetteiferte er beim *Gloria in Excelsis Deo* mit den schwarzen Chorknaben... Eines Tages war ich ihm, um meine Neugier zu befriedigen, einmal nachgegangen. Ich wollte endlich wissen, wo er wohnte, und war entsetzt, als ich den fürchterlichen Schuppen am Rande des afrikanischen Ghettos entdeckte (man muß wirklich von einem afrikanischen Ghetto sprechen, das an die europäischen, arabischen und indischen Viertel grenzt), in dem er hauste. Ein Feldbett, ein einfacher Tisch, eine Holzbank und eine Truhe aus Metall mit zahlreichen Vorhängeschlössern waren die einzigen Einrichtungsgegenstände. Die früheren Inschriften auf der Metalltruhe, wahrscheinlich militärischer Art, waren lieblos abgekratzt worden. An den Wänden aus getrocknetem Lehm

hingen sechs Stiche von Unserer Lieben Frau von Fatima, ein signiertes Foto des berühmten Eusebio, natürlich in Fußballkleidung, und verschiedene vergilzte Fotos aus Lissabon, auf denen der jugendliche und damals bereits häßliche Joachim in Begleitung einer alten, schwarzgekleideten Frau zu sehen war.

»Warum bist du eigentlich nie nach Portugal zurückgegangen?«

Ich stellte diese Frage öfters, bekam aber nie Antwort. Wahrscheinlich gab es verschiedene Antworten, und er konnte sich für keine entscheiden. Oder er wußte es selbst nicht. Angst, als Deserteur verhaftet zu werden, Angst, noch ärmer, als er abgereist war, wieder zu seiner Familie zurückzukehren, die Schwierigkeit, sich von Afrika loszureißen... Meine freundschaftlichen Gefühle für Joachim wurden immer stärker, und auch mein Mitleid.

Meine Geldgeschäfte entwickelten sich in einem Tempo, das ich mir nicht einmal in meinen kühnsten Träumen vorgestellt hatte. Viele Europäer nutzten die Weihnachtsferien aus, um einen Abstecher nach Afrika zu machen. Neben den Linienflugzeugen trafen täglich Chartermaschinen in Mombasa ein, deren Passagiere durchwegs zu den Begüterten gehörten. Am 26. Dezember, zweiunddreißig Tage nach meiner Ankunft in Kenia, stellte ich einen neuen Rekord auf: an diesem Tag gewann ich insgesamt sieben Kunden und machte einen Reingewinn von sechshundertneunzig Dollar. Zusätzlich konnte ich zwei für eine Fotosafari mit Joachim gewinnen, und der Portugiese zahlte mir noch am gleichen Tag anstandslos meine Provision aus, so daß sich mein Gesamtgewinn auf insgesamt etwas mehr als neunhundert Dollar erhöhte.

Abends im Hotelzimmer legte ich die grünen Noten dicht nebeneinander auf mein Bett und betrachtete sie ungläubig, fasziniert, wie berauscht.

Dann ging ich ins Badezimmer und schaute mich lange im Spiegel an: Ich war stolz auf mich. Wieder zurück im Zimmer, machte ich einen Riesensatz auf das Bett, mitten auf die Geldscheine.

Der Moment war gekommen, reich zu werden. *Make money.* Kein Zweifel, ich befand mich auf dem besten Weg.

In den darauffolgenden Tagen war die Tendenz gleichbleibend freundlich, wie man an der Börse so schön sagt. Vormittags bereits mußte ich Chandra einschalten, da meine Reserven an ostafrikanischen Shillingen – ich hatte für neunundzwanzigtausend Shillinge Dollar gekauft – zu Ende gingen. Natürlich ließ sich mein indischer Freund nicht zweimal bitten, sondern kam sofort zum Flughafen und brachte beträchtliche Barreserven mit.

Am 31. Dezember kaufte ich mir einen weißen Anzug, Schuhe, einen Koffer und verschiedene Kleinigkeiten, um das zu Ende gehende Jahr so richtig zu feiern. Beträchtliche Ausgaben. Trotzdem überstieg an diesem Tag mein verfügbares Barkapital zum ersten Mal die stolze Summe von zehntausend Dollar, damals ca. vierzigtausend Mark.

Natürlich war ich darauf gefaßt gewesen, daß am Ende der europäischen Winterferien meine Kunden wieder in ihre Heimat nach Bayern, Mecklenburg oder Württemberg zurückkehren würden. Trotzdem traf mich der abrupte Geschäftsrückgang wie ein Schlag. Wenn man täglich zehn bis zwölf gute Geschäfte abgewickelt hat, kann man sich schwerlich mit einem oder zwei zufriedengeben. Zumal es Tage gab, an denen ich überhaupt nichts verdiente. Nachdem ich mir drei Tage hintereinander erfolglos im Flughafengebäude die Füße in den Bauch gestanden hatte, überlegte ich schon, ob ich vielleicht den Beruf wechseln und mich mit Chandra zusammentun sollte, der sicher nur auf ein Angebot von meiner Seite wartete. Doch dann verwarf ich den

Gedanken: für den Augenblick wollte ich selbständig bleiben. Um mich von meinen trüben Gedanken abzulenken, lud ich meine Somalierin für den Abend und natürlich auch für die Nacht ein und bat sie gleichzeitig, ihre junge Schwester mitzubringen, deren Vorzüge sie mir bei unserem Gedankenaustausch lang und breit geschildert hatte. Die junge Schwester war angeblich zwölf Jahre alt; ich schätzte sie eher auf achtzehn, aber das störte mich nicht weiter, zumal sie in der Tat über offensichtliche Vorzüge verfügte.

Wir vergnügten uns fröhlich zu dritt unter der Dusche, als es plötzlich heftig an meiner Zimmertür klopfte. Die Lautstärke ließ auf Joachim schließen, so daß ich brüllte:

»Ich komme, Joachim.«

Ich griff nach einem Handtuch, band es mir aber nicht um die Hüften, sondern um die Stirn, um den prüden Portugiesen auf die Palme zu bringen. Ich lief zur Tür, spielte dabei für meine beiden Somalierinnen, die unter der Dusche zu nackten Salzsäulen erstarrt waren, den Clown, öffnete und befand mich einem Kenianer in grauem Anzug, Krawatte, Brille und heitmückischen Augen gegenüber, der mir zur Eröffnung erklärte, er sei Polizeikommissar, und dann fröhlich fortfuhr, er sei gekommen, um mich zu verhaften.

Er musterte mich von oben bis unten.

»Sie sind ja splitternackt!«

»Unter der Dusche immer.«

Die Somalierinnen wurden wieder lebendig und zogen schleunigst die Badezimmertür hinter sich zu. Der Kommissar schaute zum Bad, dann wieder zu mir. Endlich fiel mir ein, woher ich das Gesicht kannte: Joachim hatte mir den Mann einmal gezeigt und mich eindringlich vor ihm gewarnt. Ich lief schnell zum Schrank und zog mir eine Bermuda über, um wenigstens den Anschein von Würde zu wahren.

»Und warum?«

»Was warum?«

»Warum wollen Sie mich verhaften?«

»Verstoß gegen die Vorschriften den Handel mit Devisen betreffend.«

Als guterzogener Mann hätte er eigentlich warten müssen, bis ich mich vollständig angezogen hatte, um mich zu verhaften. Er dagegen drang ohne Umschweife in mein Zimmer ein, ging schnurstracks zum Bad, öffnete, ohne sich im geringsten zu genieren, die Tür und befahl den beiden Somalierinnen auf Suaheli, schleunigst zu verschwinden. Zumindest nahm ich das an, denn ich verstand kein Wort Suaheli, doch die beiden schwarzen Silhouetten, die, mit Hintern und Busen wackelnd, durch das Zimmer liefen, überzeugten mich, daß ich mit meiner Vermutung richtig gelegen hatte. Der Kommissar schloß hinter den beiden die Tür. Ich verstand. So selbstsicher wie nur irgend möglich setzte ich mich. Jetzt war ich mir sicher: Das war der Mann, vor dem Joachim mich eindringlich gewarnt hatte. Nennen wir ihn Wamai. Im Grunde war er mit seinem aschgrauen Teint, seinen blutunterlaufenen Augen und seinem mickrigen Körperbau keineswegs beeindruckend.

»Ich habe Sie oft beobachtet, Mister Cimballi«, begann er.

»Ich habe Sie in Mombasa kaum einen Augenblick aus den Augen gelassen.«

»Hoffentlich haben Sie meinen Anblick genossen.«

Ein Steinbrocken besaß sicherlich mehr Humor als dieser ausgedörrte Hering. Während meiner Tauschgeschäfte hatte ich mich täglich im Kopfrechnen geübt, so daß es mir jetzt nicht schwerfiel, eine schnelle Überschlagsrechnung zu machen. Ein Kenianer verdient im Durchschnitt fünfzehn bis zwanzig Dollar im Monat. Als Polizeikommissar mußte sich sein offizielles Gehalt wohl auf das Acht- bis Zehnfache belaufen. Gut. Ich war bereit, ihm hundert Dollar anzubieten, ein ansehnlicher Betrag. Zur Not hundertfünfzig.

»Sie befinden sich in einer schwierigen Lage«, fuhr der Hering fort. »In einer besonders schwierigen Lage.«

Joachim hatte mich Gott sei Dank eingeweiht: Wamai hatte sich mit dem zuständigen Richter zusammengetan, sie bildeten sozusagen eine Mannschaft. Es war, wie der Portugiese gesagt hatte, in jedem Falle ratsam, sich nicht auf ihren Gerechtigkeitssinn zu verlassen, sondern beide zu bezahlen. Bar natürlich. Gut. Drei hundert Dollar insgesamt, im Höchstfall. Hundertfünfzig pro Kopf.

»Und was kann ich tun«, fragte ich liebenswürdig, »um aus dieser schwierigen Situation wieder herauszukommen?«

»Es liegt in meiner Macht«, antwortete Wamai, »einige Schritte zu Ihren Gunsten zu unternehmen.«

Inzwischen war ich mit meiner Überschlagsrechnung soweit fortgeschritten, daß ich den Entschluß faßte, den Handel bei fünfundzwanzig Dollar zu beginnen, fünfzig für beide. Doch, warum eigentlich fünfundzwanzig und nicht zwanzig? Wenn ich mit zwanzig begann, hatte ich mehr Spielraum. Ich richtete mich auf eine lange und schwierige Verhandlung ein.

»Natürlich«, fuhr Wamai fort, »fallen in diesem Fall bestimmte Unkosten an.«

Ich lächelte ihn strahlend an, setzte dann aber gleich das betrübte Gesicht von Menschen auf, die gerne wollten, wenn sie nur könnten...

»Meine Mittel sind leider sehr beschränkt. Ich weiß kaum, wie ich mein Hotelzimmer bezahlen soll.«

Er nickte mitfühlend mit dem Kopf.

»Fünftausend Dollar, Mister Cimballi. Monatlich. Ich garantiere Ihnen, daß Sie, falls Sie nichts gegen ein solches Abkommen einzuwenden haben, unbekilligt Ihren Geschäften nachgehen können.«

Nachdem ich mich von meinem ersten Schrecken erholt hatte, belegte ich ihn mit allen Namen, die mir einfielen, und verstieg mich dazu, seine Schwester eine Hure zu nennen.

Er verhaftete mich.

Bis zur letzten Sekunde nahm ich an, daß er bluffte, daß er ganz einfach versuchte, mir einen riesigen Schrecken einzujagen. Auch als ich, von zwei Polizisten flankiert, durch die Halle des White Sands geführt wurde, war ich noch davon überzeugt, daß das alles zu der langwierigen Verhandlung gehörte, und spielte, als wir an der Rezeption vorbeikamen, den Hanswurst: »Ich begleite die Herren zu ihrem Wagen und komme dann wieder zurück.«

Auch als ich zwischen die beiden Scherben auf die Rückbank des Landrovers verfrachtet wurde – man hatte mir inzwischen Handschellen angelegt –, dachte ich mir nichts Böses, und erst als er mich auf dem Kommissariat in eine Zelle sperren ließ, ohne die eigentlichen Verhandlungen zu eröffnen, begann mein Mut zu schwinden. Es stank erbärmlich. Außer mir befanden sich sechs weitere Häftlinge in der Zelle, Eingeborene, die nur Suaheli sprachen und die sich offensichtlich an meiner Gegenwart störten (daß ich selbst mich nicht recht wohl fühlte, muß ich wohl nicht eigens betonen.)

Als ich in die merkwürdige grüne Minna gesperrt wurde, war meine Zuversicht gänzlich geschwunden. Mehrere Male war mir bei meinen Gängen durch Mombasa dieser Gefangenentransportwagen aufgefallen, ein offener Lastwagen mit einem Käfigaufbau aus starken Eisenstäben. In der Mitte war ein starker Balken angebracht, an den die Gefangenen gefesselt wurden. Wie meine Mitgefangenen war ich an den Hand- und Fußgelenken gefesselt worden. Wir waren knapp zwanzig und wurden durch die Stadt gefahren; zur Schau gestellt trifft wohl eher zu. Für die Bewohner Mombasas war

der Gefangenentransportwagen ein vertrauter Anblick. Doch an diesem Tag wurde ihnen eine Sondervorstellung geboten: Es war wohl das erste Mal, daß sie zwischen den Eingeborenen einen Europäer in weißen Bermudas entdeckten, wobei die rosa Palmen, die die Bermudas zierten, in einem merkwürdigen Kontrast zu der eisernen Umgebung standen.

Natürlich war ich bis zu diesem Tag noch nie verhaftet worden, geschweige denn wirklich eingesperrt und gefesselt gewesen, und ich kann meinen Lesern versichern, daß ich keinerlei Lust habe, diese Erfahrung zu wiederholen. Einige Sekunden lang geriet ich in eine nicht zu unterdrückende Panik und ich spürte, wie die rasende Wut eines wilden Tieres, das in einer Falle gefangen ist, in mir aufstieg. Hätte ich in diesem Augenblick die Möglichkeit dazu gehabt, dann hätte ich Wamai hundertprozentig erwürgt! Ich hatte das Gefühl zu ersticken, wollte schreien, laut und ungezügelt, mich erbrechen, und zerrte mit aller Kraft an meinen Ketten. Gott sei Dank ging der Anfall schnell vorüber, und ich redete auf mich ein:

»Schau dich an, Cimballi, schau dich einmal richtig an. Wie du aussiehst!«

Endlich gelang es mir, auf einer Art Holzbank einen Platz zu ergattern. Ich setzte mich, steckte meinen Kopf zwischen meine Knie und biß mich kräftig in meinen Unterarm. Langsam wurde ich wieder Herr meiner selbst. Ich hob den Kopf. In diesem Augenblick bog der Lastwagen in die Kilindini Road mit ihren Läden ein, deren Besitzer ich alle persönlich kannte. Die mir so vertrauten Gesichter wurden bei meinem Anblick ausdruckslos und erinnerten mich an die unpersönlichen Gesichter auf Bahnhöfen oder Flughäfen. Dann kamen wir an dem Castle Hotel vorbei, an den beiden Elefantenstoßzähnen aus Zement und waren gerade dabei, die Innenstadt zu verlassen, als mir die Frau auffiel: Eine

braunhaarige Europäerin, schlank, zierlich, lebendig, mit grünen, beeindruckenden Augen und rotgeschminktem Mund, von dessen Winkeln leicht spöttische Falten ausgingen. Unsere Blicke begegneten sich, verhakten sich ineinander, konnten sich nicht mehr voneinander lösen. Mechanisch richtete ich mich auf; noch war mein männlicher Stolz nicht gebrochen. Ich hob meine Handgelenke trotz des Gewichtes der Ketten und grüßte sie. Ohne die Ketten hätte ich sie in der Art eines siegreichen Boxers begrüßt. Ich reckte mich, um die Frau möglichst nicht aus den Augen zu verlieren, und bemerkte, wie sie den Kopf hob und mir nachschauten. Bevor ich sie endgültig nicht mehr sehen konnte, erhielt ich ein letztes Bild von ihr, das mich tröstete: Sie lächelte mir zu. Ich kannte diese Frau nicht, hatte sie nie gesehen, und nichts wies darauf hin, daß sie mich vielleicht irgendwoher kannte. Eine Kurve. Der Lastwagen schlug die direkte Richtung nach Norden ein.

Das Gericht. Ich hatte mich auf eine schwierige Auseinandersetzung gefaßt gemacht: Verteidiger, Konsul, Botschafter, die Intervention meines betrügerischen Onkels oder die des noch betrügerischeren Bankiers Yahl – nein, dann doch lieber zwanzig Jahre absitzen.

Das Gericht: ein zweistöckiges Gebäude mit einer umlaufenden portugiesischen Veranda und einem weiten Innenhof, in dem der Gefangenentransportwagen hielt. Wir durften aussteigen, das heißt, man trieb uns mit Fußtritten von der Ladefläche. Merkwürdigerweise wurde mein Hintern als einziger verschont. Und auch sonst schien man mir gegenüber eine gewisse Sympathie zu empfinden, denn ich wurde sofort von meinen Leidensgenossen abgesondert und, immer noch in Ketten, in den ersten Stock geführt. In einem kleinen Büro empfing mich ein dicker, schwitzender Mann, der vor lauter Hitze dahinschmolz wie eine brennende Kerze.

»Sie haben einen schwerwiegenden Verstoß gegen die Devisengesetze begangen.«

Ich hatte gerade noch Zeit zu sagen:

»Hören Sie...« und »Ich bestehe auf einem Rechtsanwalt...«, da reichte der Dicke meinen Wächtern auch schon einen Fetzen Papier, der bereits vor unserer interessanten Unterhaltung unterschrieben gewesen sein muß. Ich wurde an den Schultern gepackt und auf den Gang geschleift. Bevor ich mich versah, befand ich mich wieder auf dem Gefangenentransportwagen. Meine Gerichtsverhandlung war beendet. Ich war verurteilt. Wozu, das war anscheinend so unwichtig, daß man es mir gar nicht mitgeteilt hatte. Nach und nach wurden andere Verurteilte auf den Laster gebracht, der sich nach langer Wartezeit in der glühenden Sonne in Bewegung setzte. Wir fuhren nach Norden.

Wir kamen an den luxuriösen Strandhotels vorbei, und ich grüßte wehmütig mein White Sands. Jomo Kenyattas Residenz. Anschließend ungefähr dreißig Kilometer immer nach Norden, bis zum Gefängnis. Während meines Ausflugs ins Landesinnere mit Joachim und den beiden Schweizern hatte ich Gelegenheit gehabt, einen Blick darauf zu werfen, es aber sofort wieder vergessen: touristisch gesehen war es kein besonderer Anziehungspunkt und lohnte ganz bestimmt keinen Umweg: eine Art Lager, das sich über eine weite Fläche erstreckte. Die einzelnen Gebäude aus rohem Zement waren von Bambuszäunen gesäumt, die man hübsch mit Stacheldraht dekoriert hatte. Putz oder Farbe waren dem Architekten dieser Siedlung anscheinend unbekannte Werkstoffe gewesen. Der Ordnung halber sei noch hinzugefügt, daß die Gebäude alle einstöckig waren, Flachdächer hatten, und daß es aus den Löchern, die wohl die Fenster ersetzten, entsetzlich, unerträglich stank. Von den schwarzen Gesichtern, die im Halbdunkel nur mühsam auszumachen waren, lief der

Schweiß, und man konnte sich unschwer vorstellen, welcher Kampf um einen ›Fensterplatz‹ sich in diesen erbärmlichen Verliesen abspielte. Als ich mir vorstellte, in eines dieser Häuser eingesperrt zu werden, stieg wieder Panik in mir auf. So war ich ungeheuer erleichtert, als man mich erneut von den anderen Gefangenen absonderte. Ich dachte schon, ich sei gerettet. Man führte mich über das Gelände, und ich stolperte mehr, als daß ich ging. Meine Fußgelenke waren bereits wundgescheuert, und meine japanischen Sandalen, neben den Bermudas und einem Hawaii-Hemd einzige Bekleidung, waren den Umständen wohl nicht ganz angepaßt. Zeit zum Nachdenken hatte ich nicht.

Erst im letzten Moment entdeckte ich das Eisengitter, das direkt auf dem Boden angebracht und mit schweren Vorhängeschlössern gesichert war.

Einer meiner Wächter, anscheinend der Oberaufseher, machte sich die Mühe, das Gitter für mich zu öffnen. Ein anderer schleifte eine Art Leiter herbei, einen rohen Stamm, auf dem Latten festgenagelt waren.

»Down.«

Unten angekommen, stieß ich auf sechs Männer, die sich in dem runden, ungefähr drei Meter tiefen Loch drängten, das einen Durchmesser von etwa zwei Metern hatte. Der Boden bestand aus Lehm, das heißt, einer lehmartigen Flüssigkeit, die entsetzlich stank und deren Zusammensetzung ich im einzelnen wohl nicht zu schildern brauche. Bis über die Knöchel versank ich in diesem entsetzlichen Matsch. Ich strauchelte, würgte und litt unter kaum zu unterdrückendem Brechreiz, bevor ich endlich einen Platz zwischen den sechs Männern fand, die sich zu meiner Gesellschaft hier befanden, und mich mit dem Rücken an die rohe Wand lehnen konnte. Über mir wurde das Gitter wieder über das Loch geschoben.

Ich hörte, wie das Vorhängeschloß abgeschlossen wurde. Die Wächter ließen uns allein.

In dem Loch war es dunkel. Zuerst konnte ich nur die Silhouetten meiner Leidensgefährten unterscheiden, die mich genauso neugierig musterten wie ich sie. Vier grinsten mich mit unverhohler Schadenfreude an, während zwei Riesen mich nur eines verächtlichen Blickes würdigten. Die beiden Kerle waren so groß, daß ihre glattrasierten Schädel beinahe das Gitter berührten. Glattrasiert waren allerdings nur die Schädeldecken; die seitlich wachsenden Haare waren mit einer Art rotem Harz verklebt. Um den Hals trugen sie bunte Ketten. Unbeweglich, gleichmütig und stolz standen sie da: Massai, die man ihrer Freiheit beraubt hatte.

Und die entsetzlich stanken.

Die vier anderen waren Kikuyus, deren Galgenvögelgesichter alptraumerregend waren. Später erfuhr ich, daß es harmlose Wilderer waren, die man eingesperrt hatte, da sie in Reservaten gejagt hatten. Doch damals fürchtete ich sie in weit höherem Maße als die Massai. Ich beschloß, meinen Standort zu wechseln und mich von den Kikuyus – die vier gehörten offensichtlich diesem Stamm an – abzusondern. Mühsam watete ich durch das *No man's land* in der Mitte unseres Verlieses, wobei ich bei jedem Schritt entsetzliche Schwaden übelsten Gestankes aufwirbelte, und stellte mich zwischen die beiden Massai. Zwischen den beiden Hünen, die mein Manöver teilnahmslos verfolgt hatten, kam ich mir wie ein kleiner Junge vor. Die Stunden verstrichen; langsam nahm das Tageslicht ab, genau wie der mir noch verbliebene Mut. Die ersten Bisse ließen mich zusammenfahren, die darauffolgenden brannten höllisch. In dem noch verbliebenen Licht entdeckte ich, daß meine Beine von einer Armada brauner Raupen bedeckt waren, die sich anschickte, mich bei lebendigem Leibe aufzufressen. Ich schüttelte mich und tanzte auf der Stelle, was

die Kikuyus zu wahren Lachsalven hinriß, während die Massai so taten, als sei ich zehntausend Kilometer von ihnen entfernt. Auf diese Weise verbrachte ich die Nacht.

Am nächsten Morgen ließ man uns endlich aus dem Loch. Man setzte uns eine Art Fleisch vor, das blau verschimmelt war und nach Aas stank. Ich rührte es nicht an. Es muß gegen sieben Uhr morgens gewesen sein, jedenfalls ließ der Sonnenstand darauf schließen. Nach einer langen Wartezeit verlud man uns, das heißt, nicht nur meine Leidensgefährten der Nacht und mich, sondern auch viele andere Gefangene, auf verschiedene Lastwagen, die Richtung Mombasa fuhren. Meine aufkeimende Hoffnung, zum Richter, zum Kommissar oder zu einem anderen menschlichen Wesen, mit dem ich hätte reden können, gebracht zu werden, verließ mich schon, bald. Wir bogen in eine Seitenstraße ein. Die Laster hielten, und nachdem wir abgestiegen waren, brachte man mir mühsam in kaum verständlichen englischen Brocken bei, ich hätte die Ehre, eine Straße zu reparieren und zu diesem Zweck Steine herbeizuschleifen, viele Steine, ungeheuer viele Steine, mit denen man, so hatte ich zumindest den Eindruck, eine ganze Stadt hätte bauen können. Pikanterweise verließ die besagte Straße genau gegenüber von Jomo Kenyattas Residenz.

Diabolisch.

Gegen Ende des Vormittages tauchte Joachim auf. Er wagte es offenbar nicht, auf mich zuzugehen, sondern begnügte sich damit, mir aus der Ferne Zeichen zu geben, die ich nicht verstand. Er schien beunruhigt zu sein. Immerhin, ich wußte jetzt, daß sich jemand um mich kümmerte. Das ›Mittagessen‹ wurde am Straßenrand in der glühenden Sonne eingenommen. Ich konnte mich kaum mehr aufrechthalten: seit vierundzwanzig Stunden hatte ich nichts mehr gegessen und

auch nicht geschlafen, unmöglich angesichts der Raupen und der beunruhigenden Gegenwart der vier Kikuyus. Jedesmal wenn ich an die kommende Nacht dachte, die ich wohl unvermeidlich auf die gleiche Weise verbringen mußte wie die vergangene, verließ mich völlig der Mut.

Gegen drei Uhr hielt ein kleiner Austin dicht bei mir. Mein Freund Wamai.

»Haben Sie nachgedacht, Cimballi?«

Am liebsten hätte ich ihm eine in die Fresse gehauen, mehr noch, ihm mit einem Stein den Schädel eingeschlagen, um anschließend mit beiden Füßen auf seiner Leiche herumzutrampeln.

»Fünftausend Dollar sind unmöglich.«

Er drehte sich um und machte Anstalten, wieder in seinen Austin zu steigen. Ich war völlig verzweifelt und schon bereit, ihm nachzurufen, als er stehenblieb und sich umdrehte:

»Sagen wir dreitausend.«

Meine Beine waren weich wie Watte, mein Kreuz schmerzte höllisch, und ab und zu wurde mir schwarz vor den Augen. Doch ich war nicht bereit, mir von einem kenianischen Bullen die Butter vom Brot stehlen zu lassen. Ich atmete tief durch, nahm alle meine Kräfte zusammen, trat einen Schritt zurück und betrachtete meine Arbeit mit offensichtlichem Stolz und Wohlgefallen. Zumindest versuchte ich, diesen Stolz so offensichtlich wie nur möglich zu machen.

»Fünfhundert. Mehr ist nicht drin, und das wissen Sie so gut wie ich.«

»Zweitausend.«

»Fünfzehnhundert.«

»Zweitausend.«

Seit acht Stunden befand ich mich nun auf dieser beschissensten Straße, die mir langsam unsympathisch wurde. Ich dachte an meine vier Kikuyus, die sich in der nächtlichen

Kloake anscheinend sehr wohl fühlten, an ihre glühenden Augen, die mich die ganze Nacht beobachtet hatten. Und an die Raupen... Trotzdem wollte ich einen letzten Versuch unternehmen.

»Gut, zweitausend. Aber Sie stellen mir jeden Monat eine Quittung aus.«

Wamai riß die Augen auf und röchelte. Das war ihm anscheinend noch nicht untergekommen.

»Eine Quittung«, erklärte ich so würdevoll wie möglich. »Ein Papier, auf dem Sie schriftlich bestätigen, daß Sie Geld von mir bekommen. Nur für den Fall, daß die Finanzbehörden mich eines Tages kontrollieren.«

Er konnte sich immer noch nicht fassen und fragte sich wohl, ob ich endgültig verrückt geworden sei oder mich über ihn lustig mache.

»So etwas werde ich nie tun«, stammelte er endlich.

»Dann tausend.«

Von mir aus konnte er sie mit seinem Kumpel, dem Richter, teilen.

Ich spürte, daß er nachgeben würde. Er wurde schwach. Ich mußte mich zusammenreißen, denn sonst wäre ich wohl in diesem Augenblick mit erhobener Schaufel auf ihn losgegangen. Er versuchte, sein Gesicht zu wahren (immerhin hatte ich ihm schon fünfzehnhundert angeboten):

»Zwölfhundert.«

Ich stützte mich auf meine Schaufel. Verdammt viel Geld.

»Einverstanden.«

»Ich habe unternommen, was ich konnte«, erklärte mir Joachim. »Du weißt ja, daß ich kein Geld habe und in Kenia gerade geduldet werde. Ich habe Chandra alarmiert. Einer seiner Vettern ist der Vetter des Schwagers des Onkels eines der Vettern des Richters, der dich verurteilt hat.

Normalerweise hättest du eine Woche im Gefängnis bleiben müssen.«

Seit zwanzig Minuten bereits befand ich mich unter der Dusche in meinem Zimmer im White Sands, das natürlich durchsucht worden war. Die Herren Schnüffler hatten sich nicht einmal die Mühe gemacht, ihre Spuren zu verwischen. Gefunden hatten sie allerdings nichts, denn mein Geld bewahrte ich vernünftigerweise auf der Bank auf, einen kleinen Teil auf einem offiziellen Konto, den weitaus größeren allerdings in einem Schließfach.

»Chandra hat sofort reagiert und dem besagten Vetter ein Geschenk für den Richter überreicht. Daraufhin wurde deine Strafe auf einen Tag Gefängnis ermäßigt, und den hast du ja abgesessen.«

»Und jetzt bin ich frei. Danke, Joachim.«

»Du mußt dich bei Chandra bedanken.«

»Das werde ich auch tun.«

Zwei Stunden zuvor war ich freigelassen worden. Aus Neugier erkundigte ich mich, was denn meine Mitgefangenen verbrochen hatten. Die Kikuyus waren harmlose Wilderer, das habe ich schon gesagt. Die Massai dagegen, die mir soviel Sicherheit eingeflößt hatten, warteten noch auf ihre Verurteilung: Sie waren des Mordes an einer indischen Familie angeklagt und mußten ein entsetzliches Blutbad angerichtet haben. Ich beglückwünschte mich zu meiner Menschenkenntnis. Außerdem erfuhr ich, wer in der Regel in diesen Löchern eingesperrt wurde: zu kurzen Strafen Verurteilte wie ich und Schwerverbrecher, die noch auf ihre Verurteilung warteten. Eine merkwürdige Mischung.

Doch das alles lag bereits lange hinter mir. Ich mußte so schnell wie möglich meine Arbeit wieder aufnehmen, um zumindest meine neuen ›Partner‹ zufriedenstellen zu können. Noch am gleichen Abend bezahlte ich die erste Monatsrate.

Am nächsten Morgen bereits fuhr ich wieder zum Flughafen, meiner Arbeitsstätte. Erste Bilanz: Zwei Kunden. Zweite Bilanz: Mein Abenteuer hatte mich eher gestärkt denn geschwächt. Ich hatte in mir eine Kraft verspürt, die Fähigkeit, kalt und wirksam zu reagieren, die ich bis zu diesem Tage nicht gekannt hatte. Erste Auswirkung: Die Durststrecke nach dem Ende der europäischen Ferien war beendet; meine Geschäfte liefen wieder gut. Ich bin fest davon überzeugt, daß dies mit meiner neu entdeckten Aggressivität zusammenhing. Nach Abzug aller Unkosten verblieben mir im Januar zehntausend Dollar Nettogewinn. Februar und März ließen sich noch besser an: Im März überschritt ich zum ersten Mal die Schwelle von zwanzigtausend Dollar: Mein Reingewinn belief sich auf fünfundzwanzigtausend Dollar, obwohl ich dem Richter und dem Kommissar weiterhin ihre zwölfhundert Dollar monatlich zahlte und Chandra, der mein Assistent geworden war, mit zweitausend Dollar pro Monat entlohrte. Chandra hatte seinen Laden beibehalten und teilte seine Zeit zwischen dem Flughafen und seinem Geschäft. Regelmäßig führte ich ihm Kunden zu und bekam fünfundzwanzig Prozent von meinem indischen Geschäftspartner für jeden abgeschlossenen Handel. Nach und nach dehnte ich diese Art Geschäftsbeziehung auch auf andere Läden aus, vorausgesetzt natürlich, auch diese waren bereit, mir fünfundzwanzig Prozent einzuräumen.

Doch das war noch nicht alles. Neben den fünfundzwanzig Prozent von den Verkäufen verlangte ich zwanzig Prozent von den Käufern, die mir meine Provision direkt ausbezahlt. Trotz dieser insgesamt fünfundvierzig Prozent profitierten auch die Touristen von meiner Tätigkeit, denn dank meiner Vermittlung zahlten sie für einen Elefantenstoßzahn, Schmuck oder was immer sie interessierte, dreißig bis vierzig Prozent weniger, als sie hätten bezahlen müssen, wenn sie ihre

Geschäfte ohne meinen Schutz abgewickelt hätten. Kurz, ich war ein Wohltäter.

Diese Nebentätigkeit brachte mir zu Beginn monatlich um die fünfzehnhundert bis zweitausend Dollar ein, gegen Ende meines Aufenthaltes in Mombasa bis zu fünfzehntausend – monatlich natürlich.

Ende April machte ich eine kurze Reise nach Nairobi und eröffnete dort zusammen mit einem Vetter Chandras eine Zweigstelle meines Wechselgeschäftes, die innerhalb kurzer Zeit genauso einträglich lief wie das Hauptgeschäft, und kaufte auf Kredit vier Mini-Mokes, kleine, von British Leyland hergestellte Jeeps, deren Dach abnehmbar war; ich hatte die Absicht, diese in Mombasa an Touristen zu verleihen. Joachim, der von seinen Safaris immer schlechter lebte, war damit einverstanden, diesen neuen Geschäftszweig unter seine Fittiche zu nehmen. Von Waffen und deren Anwendung einmal abgesehen, verstand Joachim im Grunde nur von Motoren etwas – und natürlich von der Liturgie. Drei Wochen später bestätigten die ersten Ergebnisse bereits, daß ich richtig spekuliert hatte. Sofort bestellte ich weitere vier Mini-Mokes. Am Ende meines Aufenthaltes in Mombasa verwaltete Joachim insgesamt sechzehn Leihwagen.

Eine Zahl zur Information meiner Leser: Am 21. April überstieg mein verfügbares Kapital zum erstenmal die symbolische Schwelle von hunderttausend Dollar, und im Mai bereits belief sich mein Nettogewinn nach Abzug von Gehältern und Unkosten bereits auf knapp sechzigtausend Dollar. Seit fünf Monaten hielt ich mich in Kenia auf.

Und hatte inzwischen die junge Frau mit den grünen Augen kennengelernt, die mir, als ich in Bermudas auf dem Gefangenentransportwagen Sightseeing in Mombasa betrieb, zugelächelt hatte.

Sie hatte mir ihr Alter verraten: vierundzwanzig. Seit Anfang Januar hielt sie sich in Mombasa auf; um genau zu sein: sie war einen Tag vor meiner Verhaftung eingetroffen. Sie hieß Sarah Kyle und arbeitete im White Sands in der Hotelverwaltung. Wir waren ungefähr gleich groß, wenn sie keine Schuhe mit hohen Absätzen trug. Zu meiner großen Freude sprach sie Französisch.

»Ich habe die Hotelfachschule in Lausanne besucht.« Auf dem Grund ihrer grünen Augen entdeckte ich jedesmal, wenn sie mich aufmerksam betrachtete, daß sie sich königlich über mich amüsierte. Ich war anscheinend der komischste Kerl, den sie je kennengelernt hatte, und sie erwartete wohl von mir, daß ich sie ununterbrochen zum Lachen brachte.

»Bin ich eigentlich wirklich so komisch?«

»In meinen Augen schon. Sie amüsieren mich.« Irgendwie war ich beleidigt und antwortete leicht verschnupft:

»Das ist immerhin etwas.«

»Was haben Sie eigentlich in diesem Käfig gemacht?«

»Ach, das war nur so eine Laune. Ich glaubte, ein Kanarienvogel zu sein, und fürchtete mich vor den Katzen auf der Straße.«

»Ein Justizirrtum.«

»Selbstverständlich.«

»Das erste Mal, daß ich einen Justizirrtum in Bermudas gesehen habe.«

Als sie mich, den Kopf leicht in den Nacken gelegt, so daß die Dreiecksform ihres Gesichtes noch deutlicher wurde, mit halbgeschlossenen Lidern musterte, empfand ich das unangenehme Gefühl, fünfzehn Jahre alt zu sein. Ich fragte mich, wie zum Teufel ich es wohl schaffen könnte, sie in mein Bett zu bekommen, doch bei Sarah war das eine völlig sinnlose Kraftvergeudung: Sie entschied immer über das, was geschehen sollte oder nicht. Am 7. Januar, dem Tag nach

meiner Freilassung, hatte ich sie zum Abendessen eingeladen und mir eine Abfuhr geholt. Am nächsten Morgen trafen wir uns zufällig auf dem Gang vor meinem Hotelzimmer. Um sich, wie sie vorgab, zu vergewissern, daß es mir an nichts fehle, ging sie in mein Zimmer. Sie überprüfte die Dusche, die Hähne der Badewanne, die elektrischen Installationen, die Klimaanlage, Vorhänge, Schubladen...

»Alles in Ordnung«, sagte ich, »nur mit dem Bett stimmt etwas nicht. Es ist zu hart.«

»Wirklich?« antwortete sie.

Sie zog sich aus, legte sich auf das Bett, verschränkte die Hände im Nacken und schlug ihre Beine übereinander. Dann spannte sie ihren Körper und überprüfte die Federung, die, dem Standard des Hotels entsprechend, natürlich ausgezeichnet war.

»Das ist aber merkwürdig!« rief ich. »Heute morgen noch war es entsetzlich hart. Erlauben Sie?«

»Aber gerne.«

Ich zog mich ebenfalls aus; unnötig zu betonen, daß die Federung einer heftigen Belastungsprobe unterzogen wurde. Ein, zwei Stunden später bemerkte sie trocken:

»Ich war mir sicher, daß in diesem Hotel nur erstklassige Einrichtungsgegenstände vorhanden sind.«

»Die dem Standard der Gäste entsprechen.«

Achtundsiebzigtausend Dollar im Juli; die Filiale in Nairobi lief ausgezeichnet. Doch der Juli blieb mir vor allem durch die Goldgeschäfte in Erinnerung, obwohl ich mich nur kurze Zeit damit beschäftigte.

Während meiner Reise nach Nairobi im April hatte ich Hyatt kennengelernt. Er hatte mich nicht sonderlich beeindruckt, und

ich hätte ihn ganz bestimmt vergessen, hätte er mich nicht zwei Wochen später in Mombasa aufgesucht.

»Wie läuft das Geschäft mit den Jeeps?«

Er hatte mir damals die Jeeps verkauft. Wir hatten uns in der Bar des White Sands verabredet, doch Hyatt bestand darauf, unter vier Augen ohne lästige Zuhörer zu sprechen; wir gingen zum Strand, an dem sich eine Horde Holländer, die alle die Farbe frisch gekochten Hummers angenommen hatten, tummelte.

»Man hat mir viel von Ihnen erzählt«, begann Hyatt.

Ich sah ihn nur fragend an.

»Einmal der Inder, der Ihre Interessen in Nairobi vertritt, und dann hier in Mombasa andere Inder, bei denen Sie nur der ›Kleine Chef‹ heißen.«

Er zitierte Namen, die ich natürlich kannte, und erklärte mir, mein schneller und durchschlagender Erfolg habe ihn beeindruckt. Er wollte mit mir zusammenarbeiten. Er suchte einen Partner.

»Es geht um Gold.«

»Warum haben Sie ausgerechnet mich ausgesucht?«

»Weil wir zwei uns bei diesem Geschäft ergänzen werden. Ich biete Ihnen eine Möglichkeit, Ihr Kapital glänzend anzulegen.«

»Und warum legen Sie nicht Ihr eigenes Kapital an?«

»Wer sagt denn, daß ich kein eigenes Geld in das Geschäft stecke? Natürlich gehe ich das gleiche Risiko ein wie Sie. Neben Ihrem Geld interessiert mich allerdings noch etwas anderes: Sie besitzen das Vertrauen der indischen Kolonie.«

Die Sache entwickelte sich dann schnell. Alles war vorbereitet, ich brauchte nur noch zuzustimmen. Zwei Wochen, nachdem wir uns über die Bedingungen geeinigt hatten, machten wir unser erstes gemeinsames Geschäft, das übrigens auf einer genauso einfachen Idee beruhte wie meine

Wechselgeschäfte: Es handelte sich darum, Indern, die auf dem Seeweg von Kalkutta oder Bombay gekommen waren und sich vor der Dreimeilenzone aufhielten, Gold zu verkaufen, das zum größten Teil aus Südafrika stammte. Die Einfuhr von Gold wird in Indien streng überwacht und ist mit hohen Steuern belegt. Auf der anderen Seite sind die Inder traditionsgemäß in Gold regelrecht vernarrt. Im Hinblick auf die Bevölkerungszahl ein großartiger, vielversprechender Absatzmarkt.

Die Details entsprachen ganz dem klassischen Schiebergeschäft. Das Gold wurde in Form von Rohbarren über Rhodesien, Zambia oder Tansania nach Mombasa geschmuggelt und dort von einem von allen Parteien anerkannten Experten geprüft, einem aus Amsterdam stammenden Juden, der die britische wie die israelische Staatsangehörigkeit besaß und jedesmal, wenn eine lohnende Menge Gold in Mombasa eingetroffen war, mit dem Flugzeug von Tel Aviv kam. Sobald das Gold geprüft und für rein befunden worden war, wurde es eingeschmolzen und zu Ankern, Ankerketten und ähnlichem verarbeitet. Der Experte wurde mit zwei, der Schmelzer mit acht bis zehn Prozent der Gesamtsumme entlohnt.

Bis zu diesem Punkt ist alles ganz einfach. Jetzt kommt die heikelste und auch gefährlichste Angelegenheit: das Gold auf hoher See gegen Geld, das aus Kalkutta oder Bombay herausgeschmuggelt wurde, einzutauschen. Schon allein der Weg von der Schmelzerei bis zum Boot, natürlich nachts, mit Gold beladen – eine Angelegenheit, die starke Nerven verlangt. Der Austausch verläuft nach einem klassischen Ritual mit Geiseln, die für die einwandfreie Lieferung einstehen, in zwei Teile geschnittenen Banknoten, von denen die eine Hälfte vorab, die andere nach Beendigung der Transaktion überreicht wird, und dem ganzen Brimborium.

Ich kann nicht gerade behaupten, daß mich die Umstände der Goldgeschäfte begeisterten. Zuviel Wildwestromantik. Zuviel undurchsichtige Genossen, die ihre Hände im Spiel hatten. Doch Hyatt genoß diese Abenteuer. Körperliche Gefahr schien ihn eher anzuregen, doch möchte ich gleich hinzusetzen, daß der literweise genossene Whisky mit zu seiner relativ gelassenen Einstellung der Gefahr gegenüber beitrug. Er war immer bereit, selbst die Rolle der Geisel zu übernehmen, wozu ich nie im Leben meine Zustimmung gegeben hätte. Ein Vorwand für ihn, sich jedesmal vollaufen zu lassen, so daß er sich der Gefahr, der er sich aussetzte, gar nicht erst bewußt wurde. Hätte man ihn mit einer Kanone bedroht, dann hätte er lächelnd seinen Kopf in das Kanonenrohr gesteckt. Manchmal hatte ich Schwierigkeiten, ihn auszulösen; nicht weil bei unseren Geschäften etwas schiefgelaufen war, sondern weil er sich in der Gesellschaft seiner Wächter anscheinend besonders wohl fühlte.

Insgesamt beteiligte ich mich an fünf Transaktionen. Die erste Ende Mai, drei im Juni und die letzte im Juli. Der Reingewinn belief sich auf ungefähr fünfunddreißig Prozent des eingesetzten Kapitals. Beim ersten Mal riskierte ich dreißigtausend Dollar. Ich wollte die Sache erst einmal ausprobieren. Das Ergebnis überzeugte mich. Bei den folgenden Operationen setzte ich jedes Mal praktisch mein gesamtes Kapital aufs Spiel, das sich auf diese Weise in schwindelerregender Art vermehrte. Bei der letzten, größten Transaktion im Juli erzielte ich bei einem Einsatz von zweihundertvierzigtausend Dollar einen Reingewinn von fünfundachtzigtausend.

Inzwischen war ich siebeneinhalb Monate in Kenia.

Hyatt hatte mir zwischen zwei Besäufnissen unbewußt einen heißen Tip gegeben. Von einer vor Tansania liegenden Insel, die bezeichnenderweise Mafia Island hieß und noch heißt,

überwies ich praktisch mein gesamtes Vermögen nach Hongkong, auf ein Konto bei der Hongkong and Shanghai Bank, insgesamt dreihundertfünfundvierzigtausend Dollar. Natürlich hatte ich für mich ein entsprechendes Taschengeld in bar zurückbehalten. Als ich Hyatt in einem Anflug von kindlichem Stolz die Summe nannte, war er sichtlich beeindruckt. Ich ebenfalls. Und sogar Sarah, obwohl diese versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

Für mich sollte bald ein denkwürdiger Tag anbrechen. Chandra, Joachim, Hyatt, meinen indischen Geschäftspartnern in Mombasa und Nairobi, allen Freunden und natürlich auch Sarah hatte ich erzählt, ich würde für einige Tage auf die Seychellen reisen, um dort die Möglichkeiten für lukrative Geldanlagen zu überprüfen. Am 7. Juli überschritt ich die Grenze nach Tansania. Eine vielleicht unsinnige und in einem gewissen Sinne sogar lächerliche Vorsichtsmaßnahme, aber ich hatte es vorgezogen, niemandem meine eigentlichen Absichten zu offenbaren. So hatte ich darauf verzichtet, in Nairobi ein Flugzeug zu nehmen, was natürlich sehr viel bequemer gewesen wäre. Doch meine Geldhändler hätten mich unweigerlich erkannt und natürlich nicht den Mund gehalten.

In mir war seit langem ein Plan herangereift, den ich jetzt in die Tat umsetzen wollte.

Erst in Dar-es-Salam bestieg ich ein Flugzeug nach Kairo. Von dort aus flog ich weiter nach Rom und von Rom dann nach Nizza. Das Ticket hatte ich bar bezahlt, genau wie den Leihwagen, den ich in Nizza mietete. Ich hatte ungefähr fünfundzwanzigtausend Dollar bei mir.

Am Spätnachmittag des 9. Juli konnte ich in der Ferne Saint-Tropez erkennen.

Ich kam am 9. September 1948 auf die Welt. Als mein Vater am 28. August 1956 starb, trennten mich nur noch wenige Tage von meinem achten Geburtstag.

Mein Vater hieß Andrea Cimballi. Er kam in Campione auf die Welt, einem italienischen Dorf, das eigentlich gar kein italienisches Dorf ist, sondern auf Schweizer Gebiet liegt, eine winzige Enklave, ein ruhiges Nest, in dem die Spielsäle eines kleinen Kasinos friedlich mit der der Madonna dei Ghirli – Unsere Liebe Frau von den Schwalben – geweihten Barockkirche harmonieren. Wie ich mich bei einem Besuch selbst überzeugen konnte, sieht man von den Stufen, die zur Kirche führen, ringsherum nur Schweizer Gebiet. Vor den Augen der Besucher breitet sich der Lugarner See aus.

In Campione herrscht italienisches Recht. Das nächstgelegene Schweizer Dorf, Bissone, liegt drei Kilometer entfernt am Ende der Dammbrücke, die, als mein Vater geboren wurde, noch nicht existierte und auf der Eisenbahngeleise, Landstraße und Autobahn einträglich nebeneinander herlaufen. Wäre mein Vater nur drei Kilometer entfernt geboren worden, wäre alles anders gekommen; nichts wäre geschehen: Vielleicht wäre er sogar noch am Leben.

Die Familie meines Vaters stammte aus Florenz und war wohlhabend, ohne wirklich reich zu sein. Wenn ich mich richtig erinnere, stammt ein Nebenzweig der Familie aus der Lombardei. In der Hauptsache waren es Händler, aber es gab auch ein paar Lehrer und Juristen unter ihnen, keine herausragenden Gestalten, alles in allem gutbürgerlicher Durchschnitt. Mein Großvater hatte das Haus kurz vor dem

Ausbruch des Ersten Weltkriegs gekauft, seine Art, sich im Schatten der schweizerischen Neutralität vor den österreichischen Kanonen zu schützen, ohne dafür die Heimat verlassen zu müssen. In diesem Haus kam mein Vater 1919 zur Welt. Schon früh zeichnete sich ab, daß er außerordentlich intelligent war. Unmittelbar nach seinem Studium – er war Ingenieur und gleichzeitig Jurist geworden – wurde er eingezogen und nach Libyen und Tripolitanien geschickt, wo er verwundet wurde und in Kriegsgefangenschaft geriet.

Nach seiner Entlassung verbrachte er zuerst fast ein Jahr in Kanada und den Vereinigten Staaten, bevor er 1946 nach Italien zurückkehrte. Während seines Auslandsaufenthaltes hatte er lange über eine Idee nachgedacht, die er nun in die Tat umsetzen wollte, zumal das Familienkapital ihm die Finanzierung erlaubte: Er wollte Grund kaufen und darauf Campingplätze, vor allem für Wohnwagen, einrichten. Natürlich konnte er diesen Plan nicht in Italien verwirklichen – damals gab es in Europa kaum Wohnwagen –, sondern nur in den Staaten oder in Kanada. Er beantragte also bei den zuständigen Behörden, sein Kapital ausführen zu dürfen. Wäre er in der Schweiz oder in Deutschland geboren worden, wäre dies nur eine Formsache gewesen; in Italien aber, diesem angeblich so »freien und liberalen« Land, stieß dieses Anliegen, zumal es von einem völlig unbedeutenden Mann vorgetragen worden war, bei den Behörden auf taube Ohren.

Der Antrag wurde abgelehnt. Eine weitreichende Entscheidung.

In Sainte-Maxime, auf der anderen Seite des Golfes, wartete ich, bis es völlig dunkel war. Gegen zehn Uhr nachts fuhr ich los. Ich fuhr nicht durch Saint-Tropez, sondern bog schon vorher rechts in Richtung Ramatuelle ab, dann wieder nach

links und erreichte endlich über viele kleine Nebenstraßen die Straße nach Pampelonne. Ich war selbst erstaunt, wie mühelos ich mich in der Dunkelheit zurechtfand. In den vergangenen Jahren hatte ich des öfteren die Sommerferien zwischen zwei verpatzten Schuljahren in Saint-Tropez verbracht, mich aber nie bis zur Villa Capilla vorgewagt; sie gehörte nicht mehr der Familie, und ich hatte, bis zu diesem Tag, eine unüberwindbare Abwehr bei dem Gedanken empfunden, sie sei von anderen, fremden Menschen bewohnt oder vielleicht sogar umgebaut worden.

Ich fuhr über eine Brücke, die einen kleinen, im Sommer ausgetrockneten Bach überquerte. Wie ich es in Erinnerung gehabt hatte, schlossen sich eine Rechtskurve und anschließend eine lange Gerade an, die auf der einen Seite von Pinien und auf der anderen von Weinbergen gesäumt waren. Ich stellte den Wagen auf einem Feldweg ab. In den vergangenen dreizehn Jahren mußte viel gebaut worden sein. Vielleicht täuschte ich mich aber auch nur und meinte, mich an eine einsam gelegene Villa zu erinnern, die gar nicht so einsam gelegen war.

Ich stellte den Motor ab. Totale Stille überfiel mich. Die Nacht war mild, und die vielen Gerüche betörten mich. Wahrscheinlich hatte ich sie als kleiner Junge nicht beachtet, denn diese Intensität war neu für mich. Als wäre ich erst gestern hier gewesen, fand ich den kleinen Pfad zu unserer Villa mühelos. Meer und Strand lagen ungefähr sechshundert Meter rechts von mir; das Haus mußte also zu meiner Linken liegen, wenn es überhaupt noch existierte. Links und rechts von dem Weg die vertrauten niedrigen Büsche. Die Steigung hörte auf, und er Pfad fiel allmählich sanft zum Meer hin ab. Von hier aus hatte man, wenn ich mich nicht täuschte, trotz der hohen Rosenoleander einen direkten Blick auf die Villa. Doch

nirgendwo war Licht zu sehen, und auch die Stille blieb weiterhin total.

Ich ging weiter. Nach zweihundert Metern spürte ich plötzlich das Haus vor mir im Schatten liegen, ohne daß ich es wirklich hätte erkennen können, ganz so, wie man nachts eine Frau spürt, die neben einem im Bett liegt, ohne sie eigentlich zu sehen.

Das Haus war anscheinend unbewohnt.

Kurz nach der Ablehnung seines Antrages war mein Vater nach Lugano umgezogen; es war nicht einmal eine Woche vergangen. Er lernte einen Schweizer Bankier kennen, der kaum älter war als er selbst, Martin Yahl; er war gerade dabei, im Schweizer Tessin eine Filiale seiner Genfer Privatbank zu eröffnen, die von seinem Großvater in Zürich gegründet worden war. Die beiden Männer fanden sich sympathisch; vielleicht hat auch die Überzeugungskraft meines Vaters die ausschlaggebende Rolle gespielt. Wie auch immer, Martin Yahl griff meinem Vater finanziell unter die Arme. Ich weiß nicht, ob er ihm geholfen hat, sein Kapital aus Italien herauszuschleusen, oder ob er ihm Geld geliehen hat, aber das ist nicht entscheidend. Wichtig ist, daß die beiden Männer ab diesem Zeitpunkt zusammenarbeiteten. Mehr noch: Martin Yahl wurde der Bankier meines Vaters, gleichzeitig aber auch Aktionär und darüber hinaus stiller Teilhaber der Gesellschaft, die mein Vater gründete. Als gewiefter Geschäftsmann fungierte er gleichzeitig als Trustee und Geschäftsführer.

Es handelte sich um eine Holding, das heißt, um eine anonyme »Muttergesellschaft«, deren Aufgabe es war, verschiedene Untergesellschaften, die alle in dem gleichen Geschäftszweig tätig waren, zu kontrollieren, und zwar in diesem speziellen Fall weltweit. Martin war zum »Trustee« dieser Holding ernannt worden – das englische *trust* heißt nichts anderes als Vertrauen –, zum Vertrauensmann also, und

es scheint, daß er wirklich der einzige Mann war, dem mein Vater rückhaltlos vertraut hatte. Auf alle Fälle war Martin Yahl der einzige, der wußte, wem die Holding meines Vaters wirklich gehörte, wer sie leitete und die entscheidenden Befehle gab.

Mein Vater war auf diese verschachtelte Konstruktion, die totale Anonymität gewährte, angewiesen. In einer gewissen Weise hatte er den italienischen Staat betrogen. Auch wenn das Geld, mit dem er seine Gesellschaft gegründet hatte, nur ihm allein gehört und er die fälligen Steuern gesetzestreu entrichtet hatte. Doch man hatte ihm verboten, dieses Geld nach seinem Geschmack anzulegen, und er hatte dieses Verbot übertreten. Er hätte damit die Wände seines Hauses in Campione tapezieren oder es bei Pferdewetten verlieren können, das wäre legal gewesen: nur exportieren, um damit neue, weltweit operierende Gesellschaften zu gründen, das war ihm nicht erlaubt worden. Wohlgernekt: wäre er schon als junger Mann einflußreich gewesen oder hätte er einflußreiche Bekannte gehabt, die sich für ihn eingesetzt hätten, wäre es kein Problem gewesen, ganz offiziell gegen die italienischen Gesetze zu verstößen, aber so...

Wie gesagt, zu Beginn seiner Karriere war mein Vater auf diese Geheimnistuerei angewiesen, und später konnte oder wollte er nicht zurück. Unmöglich, den italienischen Steuerbehörden gegenüber zu erklären: Hört zu, ich habe gegen die Gesetze verstößen, möchte aber jetzt wieder zurück in die Heimat, um hier Firmen und Arbeitsplätze zu schaffen. Bitte, laßt uns die alte Geschichte begraben. Der Preis wäre unvorstellbar hoch gewesen, und aus welchem Grund hätte mein Vater sich das antun sollen?

Inzwischen hatte er sich offiziell in Frankreich niedergelassen, eine österreichische Jüdin, die er bei den Yahls kennengelernt hatte, geheiratet, Grundbesitz erworben und ein

Vermögen angehäuft, das er ganz offiziell versteuerte. Zu seinem Vermögen gehörten neben zwei Baufirmen Anteile an verschiedenen Gesellschaften, Grundbesitz, darunter auch das Haus in der Rue de la Pompe in Paris, wo er offiziell gemeldet war, und das große Areal – 30 Hektar – mit der Villa auf der südöstlichen Seite der Halbinsel von Saint-Tropez.

Die Untergesellschaften der Holding waren hauptsächlich auf dem Bau- und Immobiliensektor tätig: Vermietung, Landkauf, allgemeine Grundstücks- und Gebäudetransaktionen, daneben bedeutende Anteile an wichtigen Bau- und Baumittelfirmen auf der ganzen Welt. Eines Tages hatte mir ein Bekannter erklärt:

»Ihr Vater war ein ganz außergewöhnlicher Mensch. Vor allem die Geschwindigkeit, mit der er Entscheidungen, die er als richtig erkannt hatte, in die Tat umsetzte, war atemberaubend. Nicht nur in die Tat umsetzte, sondern gleichzeitig ausbaute, erweiterte, unbekannte, positive Seiten entdeckte. Er dachte schneller als seine Umgebung, das war sein Geheimnis. Wenn die anderen gerade dabei waren, langsam zu begreifen, was er eigentlich unternahm, da war er mit seinen Plänen bereits an einem ganz anderen Punkt angelangt. Es gibt zwei verschiedene Wege, erfolgreich zu sein: einmal den geduldigen, hartnäckigen, dann den schnellen, stürmischen von Spielernaturen, zu denen Ihr Vater gehörte.«

Meinem Vater waren zehn Jahre geblieben, 1946 bis 1956, um seine Idee in die Tat umzusetzen. Schon bald zeigte sich, daß seine ursprüngliche Absicht erfolgversprechend war. Doch damit gab er sich nicht zufrieden. Er schlug andere Wege ein, die genauso zum Erfolg führten. Ich erinnere mich, daß er in den letzten Jahren seines Lebens, in diesen wenigen Jahren, in denen ich ihn bewußt erlebte, häufig nach Südamerika reiste. Einmal brachte er ein Stück Metall mit und zeigte es mir: »Heutzutage wird es in der Industrie nur selten verwendet.

Doch der Tag wird kommen, an dem dieses Metall zu den wichtigsten Grundstoffen moderner Technologie gehören wird. Und an diesem Tag werden wir, du und ich, zu den wenigen Menschen gehören, die diesen Markt weltweit kontrollieren...»

Ich weiß – obwohl ich im Grunde nie sehr viel erfahren habe –, daß die Holding als anonyme Gesellschaft in Curaçao auf den niederländischen Antillen gegründet worden war. Diese Gesellschaft besaß, bevor sie an einem Septembertag im Jahre 1956 abrupt aufgelöst wurde, die Gesamtheit der Aktien verschiedener Gesellschaften, deren Stammsitze sich in Nevada, Hongkong und Liechtenstein befanden. Von diesen Untergesellschaften wiederum hingen weitere Gesellschaften in den Vereinigten Staaten, Argentinien, Luxemburg und Frankreich ab...

Eine verschachtelte Pyramide, an deren Spitze die Holding in Curaçao stand, die von einem diskreten Ableger der Privatbank Martin Yahl geleitet wurde.

1956, im August 1956, wies alles darauf hin, daß diese Pyramide aus reinem Gold gebaut war.

Ich war nur noch drei Meter von dem Haus entfernt und immer noch umgab mich Grabesstille. Links von mir die niedrigen Nebengebäude mit den Garagen, den Geräteschuppen und dem kleinen Abstellraum, in dem mein kleiner roter Ferrari mit der Kraft einer halben Pferdestärke untergebracht gewesen war. Die Tore waren verschlossen und mit Ketten und Vorhangeschlössern verriegelt. Unmöglich, ins Innere zu schauen.

Vor mir die Wohngebäude mit zwölf oder vierzehn Zimmern; so genau konnte ich mich doch nicht mehr erinnern. Der Grundriß entsprach einem U, das zum Meer hin offen war. Ich

legte die wenigen Schritte bis zum Haupteingang zurück, einer schweren Flügeltür, und betätigte den altmodischen Klopfer. Die Schläge dröhnten durch die Nacht. Als wieder Stille eingetreten war, wartete ich noch einige Minuten, doch nichts rührte sich.

Endlich entschloß ich mich, die Taschenlampe zu benützen, die ich vorsichtshalber in Sainte-Maxime gekauft hatte. Die große Hecke aus Rosenlorbeer zu meiner Linken schien noch gewachsen zu sein, machte aber einen irgendwie verwahrlosten Eindruck, wie auch der übrige Park.

Wer hatte das Haus gekauft, nachdem wir es aufgegeben hatten?

Ich ging um das Gebäude herum. Der Geruch des Meeres wurde stärker. Der Garten breitete sich vor mir aus, mit seinen Palmen, den Agaven, den Bougainvilleas, Yuccas und Hortensien. Links von mir mußte sich das Schwimmbad befinden und vor mir in einer gewissen Entfernung die drei Meter hohe Steinmauer, die das Grundstück umgab, mit ihrem hohen schmiedeeisernen Tor, von dem aus man zum Strand und zum Landungssteg gelangte. Ich ging wieder zurück und stieg langsam die Stufen hinauf, die zu dem Patio führten, der von den Flügeln des U-förmigen Gebäudes gebildet wurde. Hier hatten wir während der lauten Sommernächte immer zu Abend gegessen, und ich erinnerte mich noch genau an die Schmetterlingsschwärme, die uns dabei Gesellschaft geleistet hatten. Die Türen, die von den im Erdgeschoß liegenden Zimmern auf den Patio führten, waren genauso verrammelt wie die Fenster im ersten Stock und die Türen zu den Nebengebäuden. Während der Schein meiner Taschenlampe langsam über die Fassade und das mit ockerfarbenen Ziegeln gedeckte Dach strich, wurde mir klar, daß seit Jahren niemand mehr das Haus betreten hatte. War es überhaupt vorstellbar, daß mitten im Juli, wenn Saint-Tropez wie im Fieber den

Sommer feierte und sich die Menschen zusammendrängten, die Villa unbewohnt war? Und daß niemand Hand an das Haus gelegt hatte?

Ich erinnerte mich an einen meiner bevorzugten »Indianerpfade«, den ich während meiner Kindheit häufig eingeschlagen hatte: über das Dach des niedrigen Schuppens, in dem mein Ferrari untergebracht war, über die etwas höher gelegenen der anderen Nebengebäude bis zu dem kleinen Speicherfenster, eine harmlose Kletterei. Gedacht, getan. Der Riegel, der den Laden vor dem Speicherfenster festhielt, ließ sich noch genauso leicht öffnen wie während meiner Kindheit. Eine Minute später befand ich mich bereits im ersten Stock des Hauses. Ich hatte das beklemmende Gefühl, nicht allein zu sein, und empfand dumpfe, undefinierbare Furcht, obwohl ich hätte schwören können, daß sich niemand im Haus oder auf dem Gelände aufhielt. Zu meiner Rechten befanden sich die Zimmer, zu meiner Linken die große Treppenhalle, über die man in das riesige, im Erdgeschoß gelegene Wohnzimmer gelangte. Mein Kinderzimmer befand sich am Ende der langen Galerie, die zu den Privaträumen führte, mit Blick auf das Meer. Die Zimmer meiner Eltern allerdings befanden sich in dem gegenüberliegenden Flügel, so daß ich sie morgens von meinem Balkon aus über die acht, neun Meter des Patios hinweg begrüßen können.

Ich zögerte. Langsam, von etwas Unbestimmten angezogen, ging ich die Treppe hinab, Stufe für Stufe, und hatte dabei den Eindruck, in ein vertrautes und zugleich unbekanntes Universum vorzudringen. Dieses Unbestimmte hatte mich in seinen Bann gezogen, ohne daß ich begriff, um was es sich eigentlich handelte. Wie von selbst wanderte der Strahl meiner Taschenlampe auf die Tür, hinter der im linken Flügel das Büro meines Vaters lag, genau unter dem Schlafzimmer meiner Eltern. Sie stand halb offen.

Die Erinnerungen überfielen mich: Mein Vater hatte einen Besucher empfangen. Kurz darauf gingen wir an den Strand, der, von drei nackten Mädchen abgesehen, um diese Zeit menschenleer dalag. Sie lachten ihm zu, und er sprach mit ihnen mit seiner tiefen Baßstimme und dem leichten Akzent, der für ihn charakteristisch war. Wir gingen wieder zum Haus. Zwischen den Liegestühlen stand mein roter Ferrari. Ich setzte mich ans Steuer. Mein Vater strich mir über die Haare und ging dann in sein Büro. Wir waren allein zu Hause: Meine Mutter und die beiden Angestellten, Pascal und seine Frau, waren aus irgendeinem Grund in die Stadt gefahren. Ich hörte, wie mein Vater telefonierte. Er sprach deutsch. Während ich versuchte, den Motor meines Ferrari in Gang zu setzen, erfolglos übrigens, hörte ich plötzlich meinen Vater dumpf schreien, dann röheln. Ich brauchte einen Moment, bevor ich begriff, daß irgend etwas nicht stimmte. Dann lief ich in sein Büro: Mein Vater lag auf dem Boden.

Sein Gesicht war knallrot und seine Augen weit aufgerissen. Er versuchte, zu mir zu kriechen und mir etwas zu sagen. Völlig entsetzt schrie ich auf und rannte in die Küche; als ich dort niemand fand, lief ich, so schnell ich konnte, zum Strand. Die drei nackten Mädchen waren gerade dabei, ins Wasser zu gehen. Ich lief hinter ihnen her – komischerweise erinnere ich mich, daß der Sand feucht und kalt war – und bat sie um Hilfe; als wir wieder in der Villa ankamen, war mein Vater bereits tot. Mit weit aufgerissenem Mund lag er auf dem Rücken. In der einen Hand hielt er den schwarzen Buddha aus Obsidian, der sonst immer auf seinem Schreibtisch stand. Ein Buddha im Glück, nackt, mit ekstatischem, geheimnisvollem Lächeln, dickbüäuchig, die Arme über seinem Kopf ausgestreckt und die Finger beinahe im rechten Winkel abgespreizt, den Kopf auf die Schulter gelegt und die Lider geschlossen.

Ich stieß die Tür auf und ging hinter dem Strahl meiner Taschenlampe, als ob er mich zöge, in das Arbeitszimmer. Ich erlitt einen Schock. Der Teppich lag noch so da, wie ich ihn in Erinnerung gehabt hatte, und ich meinte sogar, an der Stelle, an der mein Vater zusammengebrochen war und versucht hatte zu kriechen, noch die Falten zu sehen, die entstanden waren, als sich der Teppich unter seinem Gewicht zusammengeschoben hatte. Das Telefon, dessen Hörer er in der anderen Hand gehalten hatte, stand auf seinem vertrauten Platz. Alles befand sich an seinem vertrauten Platz, wie vor dreizehn Jahren. Nichts hatte sich geändert. Niemand hatte gewagt, an das Heiligtum des Hauses zu rühren. Die Zeit war stillgestanden. Ich war wieder acht Jahre alt. Ich schloß die Tür, lehnte mich gegen sie und weinte zum ersten Mal seit dreizehn Jahren. Der Strahl meiner Taschenlampe war auf den Buddha aus Obsidian gerichtet, der auf einer Ecke des Schreibtisches stand und mich mit seinem undurchdringlichen, grenzenlos glücklichen Lächeln anlächelte.

Mein Vater starb am 28. August 1956 an einem Herzanfall in dem Arbeitszimmer seines Hauses in Saint-Tropez, während er mit jemandem telefonierte, der sich nie zu erkennen gegeben hat. Er war siebenunddreißig Jahre alt geworden.

In seinem letzten Willen hatte mein Vater mich eindeutig als seinen Universalerben eingesetzt. Theoretisch ging die Holding in Curaçao in meinen Besitz über, zumindest der Anteil, der nachweisbar meinem Vater gehört hatte. Genauso eindeutig hatte mein Vater schriftlich Martin Yahl und meinen Onkel Giancarlo als meine Vormünder und Verwalter meines Vermögens eingesetzt. Die Verwaltung erstreckte sich auf das offizielle, in Frankreich und der Schweiz befindliche

Vermögen sowie auf die Holding, wobei mein Vater auf den Gründungsakt der Holding verwies.

Soweit die Theorie.

Offensichtlich wurden die Bestimmungen meines Vaters getreulich ausgeführt; man zeigte mir die Anteilscheine, verwahrte sie für mich und händigte sie mir an meinem einundzwanzigsten Geburtstag anstandslos aus. Doch, und dieses ›doch‹ ist schwerwiegend, als man sie mir aushändigte, waren sie nicht einmal mehr das Papier wert, auf dem sie gedruckt waren. Der Hochherrschaftliche Bankier Martin Yahl erklärte mir dies höchstpersönlich mit der Art, in der mein Vater den Grundstock seines Vermögens gelegt hatte:

»Dein Vater war ein außergewöhnlicher Mensch und hatte eine schon genial zu nennende Begabung, Gesellschaften zu gründen und neue Geschäfte einzufädeln. Doch diese Gesellschaften müssen geführt und die neuen Geschäfte sorgfältig überwacht werden, will man keine Katastrophen erleben. Trotz meiner eindringlichen Beschwörungen hat dein Vater es immer abgelehnt, sich um die Fundamente seines Imperiums zu kümmern. Eines Tages brach dann das Gebäude zusammen. Es ist unglücklicherweise mehr als wahrscheinlich, daß der Herzanfall, der deinen Vater hinweggerafft hat, durch das Wissen um seinen baldigen Ruin ausgelöst worden ist...«

Soweit der Privatbankier. »Eindringliche Beschwörungen!« Ich glaube, es gibt keinen Menschen auf der Welt, den ich so hassen könnte wie Martin Yahl. Nicht einmal meinen Onkel Giancarlo, der im Grunde nur ein Dummkopf ist.

Die französischen und schweizerischen Bankguthaben, auf die mein Vater in seinem Testament hingewiesen hatte, waren, so wurde mir gegenüber behauptet, dazu benutzt worden, die Verluste der verschiedenen Gesellschaften auszugleichen. Natürlich waren für alle Transaktionen sorgfältig Belege aufbewahrt worden, und für den absurden Fall, das ich an der

Aufrichtigkeit meiner Vermögensverwalter zweifeln sollte, sei man jederzeit bereit, einem von mir zu benennenden Spezialisten die über alle Zweifel erhabenen Belege vorzulegen.

»Franz, dein Onkel und ich haben über dich gewacht; wir haben versucht, alles zu deinem Besten zu tun, und dich verwöhnt, vielleicht sogar zu sehr, um offen zu sein. Du bist jetzt einundzwanzig Jahre alt und dem französischen Gesetz gemäß volljährig. Die Freundschaft zu deinem Vater hat uns dazu bewogen, in unsere eigene Tasche zu greifen und dir ein Kapital zu übergeben, das dir rechtmäßig gar nicht zusteht. So kannst du dein Leben einigermaßen sorglos beginnen, zumal deine Studien bisher ja nicht gerade erfolgreich verlaufen sind.«

Ich nahm den Scheck entgegen und flog nach London, wo ich dieses Mädchen kannte, das inzwischen gestorben ist, und hoffte, so nicht ganz allein zu sein. Der Haß gegen die beiden Männer, den ich mir damals nicht erklären konnte, trieb mich um. Ich war ganz und gar verrückt, die immerhin nicht ganz unbeträchtliche Summe innerhalb von zwei Monaten und vierzehn Tagen in einer Art selbstmörderischer Raserei zu verschleudern.

Ich setzte mich in den schwarzen Ledersessel mit der hohen Lehne, der hinter dem Schreibtisch meines Vaters stand. Der Buddha drehte mir den Rücken zu. Ich drehte ihn um, und wir starrten uns lange an, er mich allerdings mit geschlossenen Augen. Dann zog ich den anonymen Brief aus meiner Hemdtasche, den ich zwei Tage vor Weihnachten in Mombasa erhalten hatte, und las ihn wohl zum tausendsten Mal:

*>Beim Erlöschen der Vormundschaft erhielten Sie ungefähr eine Million französische Francs ausgehändigt; angeblich das*

*Erbe Ihres Vaters. In Wirklichkeit hat Ihr Vater zwischen fünfzig und sechzig Millionen Dollar hinterlassen, um die Sie betrogen wurden.«*

In den Augen meines Onkels Giancarlo und Martin Yahls war mein Vater im August 1956 in dem Arbeitszimmer, in dem ich mich im Augenblick aufhielt, an Herzversagen gestorben, ruiniert. So ruiniert, daß alles verkauft werden mußte, auch La Capilla. Nur aus Liebe und Treue zu meinem Vater hatten der Privatbankier und mein Onkel meine Kindheit und Jugend finanziert und mich verwöhnt – verdorben ist sicher das richtigere Wort, und ich weiß jetzt, daß sie dies keineswegs in guter Absicht taten – und tief in ihre privaten Geldbeutel gegriffen, um mir eine anständige ›Mitgift‹ auszahlen zu können.

Das war ihre Version.

Diese Version war von vorne bis hinten erlogen, davon war ich inzwischen überzeugt.

In den folgenden Stunden durchsuchte ich das Haus, in der Hoffnung, irgendwelche Hinweise zu finden, die mein Vater für mich hinterlassen hatte. Wenn es solche Hinweise geben sollte, dann konnten sie sich nur in diesem Haus befinden, das er über alles geliebt hatte. Für nichts auf der Welt hätte er es hergegeben. Daran hätte ich schon früher denken sollen: Hätte sich mein Vater wirklich von einem Ruin bedroht gefühlt, dann hätte er alles darangesetzt, La Capilla zu retten. Er hatte aber nicht das Geringste unternommen, für mich ein eindeutiger Hinweis.

Im Morgengrauen verließ ich die Villa. Über dem Meer zeichneten sich die ersten Sonnenstrahlen ab. Ich nahm den Buddha mit, den ich, ohne Skrupel zu empfinden, gestohlen hatte.

Um neun Uhr nahm ich mir ein Zimmer im Carlton in Cannes, duschte und begann herumzutelefonieren. Ich brauchte eine – Stunde, dann hatte ich den richtigen Notar am Apparat.

»Ich interessiere mich für ein Grundstück in der Nähe des Strandes Pampelonne-Tahiti, noch auf dem Gebiet von Saint-Tropez. Es heißt La Capilla.«

»Der Besitz ist unverkäuflich.«

»Ich bin bereit, eine bedeutende Summe anzulegen.«

»Tut mir leid, Monsieur. Das Haus stand nie zum Verkauf und steht auch jetzt nicht zum Verkauf.«

»Mir wurde gesagt, daß der augenblickliche Besitzer sich um das Anwesen nicht kümmert.«

Schweigen.

»Man hat Sie falsch informiert, Monsieur.«

Die Stimme des Notars war höflich, aber bestimmt, und hatte einen leichten provenzalischen Akzent.

»Gibt es eine Möglichkeit, den Besitzer kennenzulernen? Aus persönlichen Gründen wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie ein Treffen vermitteln könnten.«

Ich ging soweit ich nur konnte, ohne meine Identität preiszugeben. Vergebens:

»Auch das ist unmöglich, Monsieur.«

Es war wohl leichter, einen Stein zu erweichen als diesen Notar. Nachdem ich mich für das Gespräch bedankt hatte, legte ich auf und betrachtete einige Sekunden lang nachdenklich den Hörer. Hätte ich ihm Geld anbieten sollen? Informationen, die man nicht gratis bekommt, lassen sich in den meisten Fällen kaufen. Doch ich war überzeugt, daß ich keinen Erfolg gehabt hätte. Ich war irritiert. Warum diese Geheimnistuerei? Wer hatte La Capilla gekauft, um sie anschließend genau in dem Zustand zu lassen, in dem sie sich am 28. August befunden hatte?

Ganz sicher nicht mein Onkel Giancarlo, der ein Herz hatte wie ein Duschvorhang aus Plastik und darüber hinaus seinen älteren und viel begabteren Bruder verabscheute.

Martin Yahl? Lächerlich.

Derjenige, der ›die Nutznießung des Grundstückes‹ erworben hatte, wie vom Notar so schön gesagt worden war, hatte immerhin ein beträchtliches Vermögen anlegen müssen. Auch vor dreizehn Jahren war ein dreißig Hektar großes Grundstück auf der Halbinsel von Saint-Tropez mit großer Villa und Privatanlegesteg, Nebengebäuden und Schwimmbad sein Geld wert. Der Käufer muß also reich gewesen sein. Und muß immer noch reich sein, denn nur so konnte er es sich erlauben, das Kapital einfach ruhen zu lassen. Geheimnisse über Geheimnisse.

Am Nachmittag des gleichen Tages noch verließ ich Cannes. Am 10. Juli abends nahm ich ein Zimmer im Ritz in Paris, wo ich nie zuvor abgestiegen war und folglich hoffen konnte, daß sich niemand an mich und meine verrückte Jugend erinnerte. Wieder saß ich am Telefon. Endlich erfuhr ich, daß der Mann, den ich suchte, im Restaurant La Bourgogne in der Avenue Bosquet zu Abend speiste. Ich rief dort an. Er kam an den Apparat und willigte nach längerem Zögern ein, nachdem ich ihm ein großzügiges finanzielles Angebot gemacht hatte, mich noch am gleichen Abend an der Place du Trocadero zu treffen, an der Ecke zur Avenue Georges-Mandel.

»Wie erkenne ich Sie?« fragte er unsicher.

»Ich komme in einem Rolls Royce.«

Er verlor seine Angst. Welcher Kidnapper fuhr auch schon im Rolls-Royce herum. Pünktlich traf er ein und parkte seinen Citroen direkt neben dem Rolls. Er zögerte von neuem, als er sah, wie jung ich war, öffnete dann aber doch die Tür und setzte sich neben mich, nachdem er festgestellt hatte, daß ich allein in dem Luxusschlitten saß.

»Sie sind noch sehr jung.«

»Ich glaube nicht, daß das eine ansteckende Krankheit ist.«  
Ich überreichte den ausgemachten Betrag.

»Zehntausend Dollar.«

Er lachte etwas nervös. Später sollten wir noch öfters gemeinsam über unser erstes Treffen lachen.

»Wenn Sie einen Killer suchen...«

Ich überreichte Notizblock und Bleistift.

»Die Privatbank Martin Yahl, Hauptniederlassung in der Avenue General-Guisan in Genf. Und Giancarlo Cimballi, Adresse...«

Ich erzählte ihm alles, was ich über die Holding in Curaçao wußte, und unterstrich, daß vor dreizehn Jahren im Rahmen dieser Holding eine Riesenunterschlagung passiert sein mußte.

»Vor dreizehn Jahren!« rief er entsetzt.

»Ich möchte erstens wissen, ob diese Unterschlagung wirklich stattgefunden hat und, wenn ja, welche Beweise sich heute noch dafür aufzutreiben lassen. Ich möchte wissen, wiederum wenn ja, wie die Unterschlagung durchgeführt wurde und wer außer Martin Yahl und Giancarlo Cimballi seine Finger dabei im Spiel hatte.«

»Wenn es überhaupt eine Unterschlagung gab...«

»Können Sie eine entsprechende Untersuchung durchführen? Allerdings müssen Sie äußerste Diskretion walten lassen. Yahl darf auf keinen Fall ahnen, daß ich hinter ihm her bin.«

Er musterte mich lange, obwohl er mich in dem dunklen Wagen kaum sehen konnte. Zur Vorsicht hatte ich eine Sonnenbrille aufgesetzt. Dann fragte er mich:

»Wer hat mich Ihnen empfohlen?«

Ich gab den Namen des letzten in der langen Reihe meiner Informanten an. Ein amtierender Minister.

»Ich werde das überprüfen«, sagte er.

»Kein Problem.«

Inzwischen war er offensichtlich neugierig geworden. Das Geheimnis, das mich umwehte, beschäftigte ihn. Ich fand ihn höchst sympathisch. Marc Lavater, so hieß mein Gesprächspartner, war ungefähr fünfzig Jahre alt und sollte zu einem meiner besten und treuesten Freunde werden. Er war einer der Leiter der französischen Zentralsteuerfahndung gewesen, bevor er die Seiten wechselte und denen half, die er früher verfolgt hatte. Man hatte mir gegenüber seine Effizienz, seine Beziehungen, die sich auf internationales Gebiet erstreckten, und seine absolute Vertrauenswürdigkeit unterstrichen.

»Ein Großteil der Geschichte hat sich, wenn es überhaupt eine Geschichte gab, in der Schweiz abgespielt. Das ist ein Problem. In der Schweiz kann ich mich nicht so frei bewegen wie hier in Frankreich. Andererseits...«

»Übernehmen Sie den Auftrag oder nicht?«

»Lassen Sie mich bitte ausreden. Andererseits ist die Untersuchung auch hier in Frankreich nur schwer durchführbar, zumal wenn ich höchste Diskretion walten lassen soll, wie Sie meinen...«

»Ja oder nein?«

»Aber ich habe auch heute noch viele Freunde in der Schweizer Finanzverwaltung...«

Er schaute auf die Dollarscheine, die er immer noch in der Hand hielt.

»Hunderttausend Dollar am Ende der Untersuchung. Sobald Sie meine Fragen beantwortet haben...«

Er lachte.

»Gut, einverstanden. Nicht aufgrund des Geldes, obwohl... Ihre Geschichte amüsiert mich. Wirklich.«

Natürlich glaubte ich ihm nicht. Ich tat ihm Unrecht, wie ich später feststellen konnte.

»Noch eine andere Geschichte...« fuhr ich fort und erzählte ihm von dem Haus in Saint-Tropez.

»Ich möchte wissen, wer es gekauft hat und ob der heutige Besitzer der gleiche ist wie der vor dreizehn Jahren.«

Er stellte einige Fragen. Nein, er könne mich nicht erreichen, ich würde ihn von Zeit zu Zeit anrufen.

»Darf ich Sie nach Ihrem Namen fragen?« fügte er noch lachend hinzu.

»Nennen Sie mich Monte-Cristo.«

Am nächsten Tag, am 11. Juli, kam ich etwas abgespannt wieder in Mombasa an. Sarah gegenüber erklärte ich:

»Ohne dich sind die Seychellen wie ein Essen ohne Käse.«

Und etwas später zu Hyatt:

»Du hast mir doch einmal vorgeschlagen, zusammen mit mir nach Hongkong zu gehen. Einverstanden. Kenia gehört jetzt der Vergangenheit an.«

Hyatt hatte mich nicht angelogen: Er kannte Hongkong wie seine Westentasche und sprach fließend chinesisch. Kein Wunder, er war schließlich hier geboren.

Zwei Wochen war es jetzt bereits her, daß wir Mombasa verlassen hatten; für mich ein endgültiger Abschied. Aus Europa zurückgekehrt, hatte ich es nicht einmal mehr vier Tage dort ausgehalten. Ich hatte Sarah vorgeschlagen, mich zu begleiten. Zuerst stimmte sie zu, lehnte dann aber ab, definitiv. Schon bei ihrer Zustimmung hatte ich gespürt, daß sie zögerte, und auch ich zögerte; ich war mir nicht sicher, ob ich diese Beziehung wirklich fortsetzen wollte. Vielleicht war meine Abreise der ideale Anlaß, die Beziehung abzubrechen. Für sie wie für mich.

»Vielleicht komme ich nach. Es kann sein, daß ich in Hongkong Arbeit finde.«

»Wieso willst du unbedingt arbeiten? Du hast doch mich!«

Sie schüttelte streng ihren Kopf:

»Idiot! Ich lege sehr viel Wert auf meine Unabhängigkeit, auch in finanzieller Hinsicht.«

Wie so häufig in den vergangenen Tagen, vielleicht zwanzigmal, vielleicht aber auch dreißigmal, ging ich im Viertel Central auf der Victoria Island die Des Voeux Road entlang, bis ich zu den beiden häßlichen, grauen, aber doch beeindruckenden Gebäuden kam, der China Bank links und der Hong Kong and Shanghai Bank rechts, wo im Augenblick noch meine dreihundertfünfzigtausend kenianischen Dollars schliefen, die ich vor einiger Zeit überwiesen hatte.

In zwei Monaten würde ich meinen zweiundzwanzigsten Geburtstag feiern. Ich versuchte herauszufinden, was in Kenia mit mir eigentlich wirklich passiert war, und fragte mich manchmal, ob ich die ganze Geschichte nicht nur geträumt hatte. Hatte ich diese enorme Summe wirklich verdient? In einer so kurzen Zeit? Waren mir außergewöhnliche Umstände zu Hilfe gekommen? Was war ich – ich meine als Geschäftsmann – eigentlich wirklich wert?

Die Zahnradbahn, die zum Pic führt, liegt einige hundert Meter hinter dem Hilton. Der Hügel ist außergewöhnlich steil. Je höher die Zahnradbahn fährt – es sind zwei Züge, die immer gleichzeitig fahren und sich gegenseitig ausbalancieren –, desto atemberaubender wird der Blick über Hongkong: die Kathedrale Saint John, die Hügel, die zum Meer hin steil abfallen und, von der Zahnradbahn aus gesehen links, den zoologischen Garten beherbergen, dann, von weiter oben aus sichtbar, die Hochhäuser auf Victoria Island, die Reede, das Happy Valley, Wanchai, Causeway und direkt gegenüber im Dunst, jenseits der Meerenge, die Halbinsel Knowloon, der am weitesten vorspringende Teil des chinesischen Festlands, von der Nathan Road brutal in zwei Teile geteilt.

Ich hatte dreihundertfünfzigtausend Dollar verdient. Mit Hilfe des Zufalls oder aus eigener Kraft. Damit könnte ich mich eigentlich zufrieden geben, eine Bar kaufen, heiraten. Oder alles aufs Spiel setzen und, wie in Mombasa, wieder bei Null anfangen.

Im Grunde kannte ich die Ursache für die leichte Depression, die ich in den letzten Tagen spürte: Sarah fehlte mir mehr, als ich erwartet hatte. Darüber hinaus diese beinahe wütende Angst, wenn ich an Europa, an Lavater, an das dachte, was ich an dem Pariser Abend im Rolls-Royce in Bewegung gesetzt hatte. Vor allem aber war Hongkong wohl an diesen leichten Depressionszuständen schuld; ich fühlte mich in der Stadt

nicht wohl. Die riesigen asiatischen Menschenmassen bedrückten mich. Was hatte ich hier eigentlich zu suchen? Hyatt hatte mich überredet und mich überzeugt, ich könne hier mein Glück machen. Jetzt erst wurde mir klar, welch gigantischen Komplex ich anzupacken hatte, um hier Erfolg zu haben. Ich sehnte mich beinahe nach der Kilindini Road zurück, nach meinen Fahrten im Mini-Moke, nach meinen Kunden und Freunden, für die ich nur der ›Kleine Chef‹ gewesen war. Hier in Hongkong war ich ein Niemand und hatte auch keine Idee, wie ich ein Jemand werden sollte.

Nachdem ich aus der Zahnradbahn gestiegen war, ging ich zum Victoria Peak Tower, in dessen zweitem Stock das Restaurant Lo Fung lag. Die Kellnerinnen gingen durch die Reihen der Gäste und trugen bunte Körbe vor dem Bauch, in denen sich Dutzende von verschiedenen Spezialitäten befanden. Laut Hyatts Information war das Lo Fung ein ›Dim sum‹, ein kantonesisches Spezialitätenrestaurant; ›Dim sum‹ ist kantonesisch und bedeutet ›Kleines Herz‹. Hyatt wartete auf mich und winkte mir aufgeregt zu:

»Was machst du bloß für ein Gesicht! Irgend etwas nicht in Ordnung? Nimm dich zusammen, wenn der Typ kommt, mit dem wir verabredet sind. Er ist zwar nur kaufmännischer Leiter, aber viele Entscheidungen hängen von ihm ab.«

Er begann, die Zukunft, die auf uns wartete, in blühenden Farben zu schildern, doch dann wurde er durch das Eintreffen des Mannes unterbrochen, mit dem wir uns verabredet hatten: Ein zierlicher, eleganter, hervorragend gekleideter Chinese – sein Anzug war aus reiner Shantung-Seide gefertigt –, der ein ausgezeichnetes Englisch sprach und jederzeit für die BBC hätte arbeiten können. Er behandelte Hyatt etwas herablassend, doch dieser schien das gar nicht zu bemerken. Mir gegenüber verhielt er sich anders. Anscheinend beschäftigte ihn meine

blühende Jugend. Von einer kurzen Pause in Hyatts unermüdlichen Redefluß profitierend, fragte er mich:

»Sind Sie schon seit langem Partner?«

Ich lächelte:

»Seit Jahren. Wir waren zusammen im Krieg.«

Etwas mehr als zwei Stunden später fuhren wir gemeinsam auf dem chinesischen Kontinent durch Knowloon Richtung New Territories. Nach Nordwesten. Links von uns tauchte eine Insel auf.

»Tsing Yi«, kommentierte Hyatt. »Die Werften von Hongkong sind hierherverlegt worden.«

Dann kamen wir an dem nicht enden wollenden Gelände der Brauerei San Miguel vorbei, die mit ihrer Marke Tsing Tao den asiatischen Markt überschwemmt. Kurz darauf erfuhr ich zu meiner Erleichterung:

»Wir sind da.«

In der Fabrik waren sechshundert Personen beschäftigt, ausschließlich Chinesen.

»Spielzeug, Franz«, erklärte Hyatt weiter. »Ich habe alles in meiner Hand: den Absatzmarkt in Europa, Vertriebsorganisationen, die seit langem hervorragend funktionieren, alles. Weißt du eigentlich, wieviel eine Puppe hier in der Herstellung kostet, ich meine natürlich im Vergleich zu Europa? Um die Hälfte billiger. Bei dem genau gleichen Produkt. Und das ist der Höchstpreis. Bei Großserien können wir noch Rabatte verlangen! Ein bombensicheres Geschäft. Drei oder vier Monate im Jahr arbeiten wir, den Rest der Zeit liegen wir auf der faulen Haut.«

Er machte eine weit ausholende Geste mit seinen gut gepolsterten Händen. Für Hyatt hatte die Zukunft nur goldene Seiten: sie war gesichert, friedlich, mit einem kurzen Trimester Arbeit und dem Rest des Jahres erholsamem *dolce far niente*. Ein Rentnerdasein.

»Das scheint dich nicht zu begeistern. Hast du etwas gegen Spielzeug? Weihnachten steht vor der Tür.«

Ich hatte weder gegen Spielzeug noch gegen das *far niente* etwas einzuwenden, nur, ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, mein Leben hier in Hongkong, mitten in diesem Menschenmeer zu verbringen, wo sich die Leute wie ein Ei dem anderen glichen, zumindest für mich. Wir schlenderten durch die Werkhallen; man lächelte uns freundlich zu, und ein Werkmeister erklärte uns alles ausführlich und gründlich, wobei mir Hyatt als Übersetzer diente. Ich dachte unterdessen an Sarah, an ihren schmalen, so überaus lebendigen Körper und an den sarkastischen Blick, der für sie so charakteristisch war...

»Hier, unsere Entwicklungsabteilung.«

Alles mögliche batteriebetriebene Spielzeug lag herum, Tiere, Autos, Puppen, die weinten und in sechsunddreißig Sprachen Mamma rufen konnten. Zwei Stunden hielten wir uns nun schon in dieser Fabrik auf, und ich langweilte mich tödlich. Als wir endlich dabei waren, uns von unseren Gastgebern zu verabschieden, fiel mir ein Gegenstand auf, der aussah wie ein Rückenkratzer. Es war ein Rückenkratzer.

»Ein elektrischer Rückenkratzer. Sie müssen ihn nur auf Ihren Rücken setzen, dann macht er die ganze Arbeit von alleine, ohne daß Sie eine Hand zu rühren brauchen. Ein Scherzartikel.«

Der kaufmännische Leiter, mit dem zusammen wir gegessen hatten, hieß Ching. Irgendwie. Ich fragte ihn:

»Haben Sie noch andere Artikel dieser Art auf Lager?«

Er verneinte lachend:

»Nein, nein. Unsere jungen Leute aus der Entwicklungsabteilung haben sich einen Scherz erlaubt, das ist alles.«

»Verkaufen Sie diesen Rückenkratzer?«

»Nein, natürlich nicht. Das ist nur...«

Jetzt lächelte ich.

»... das ist nur ein Scherzartikel. Ich weiß.«

Eine idiotischere Idee hatte ich wohl noch nie in meinem Leben gehabt wie in diesem Augenblick.

Rückfahrt nach Hongkong. Ching Irgendwie war bereit, mir auf meine inständigen Fragen hin etwas mehr über diese »jungen Leute aus der Entwicklungsabteilung, die sich einen Scherz erlaubten«, zu erzählen. Die beiden in seinen Augen Verrückten wohnten im Viertel Central und gehörten zu den wichtigsten Spezialisten für Blut und Horror, unverzichtbare Bestandteile der in Hongkong produzierten Filme. Am gleichen Abend noch aben wir zusammen in einem Restaurant in Wanchai. Sie nannten sich Li und Liu oder auch umgekehrt; ich habe es nie geschafft, die beiden auseinanderzuhalten. Als ich meine Idee darlegte, kreischten die beiden, die ungefähr in meinem Alter waren, vor Vergnügen.

»Und Sie wollen unseren elektrischen Rückenkratzer in der Carnaby Street in London verkaufen?«

»Dort und anderswo.«

Neue Lachsälve. Li und Liu weinten fast vor Vergnügen. Wir tranken eine Art chinesischen Sake, einen Hsiao Shin oder so etwas Ähnliches, einen urinfarbenen Wein – ungelogen! –, zu dessen Herstellung Reis verwendet und der vor den Gästen in einem Wasserbad erwärmt wird. Nach drei, vier Gläsern, so genau weiß ich das nicht mehr, mußte ich mich am Tisch festhalten. Am nächsten Tag trafen wir uns in der Eingangshalle der Industrie- und Handelskammer wieder. Über Nacht waren mir noch mehr Ideen gekommen; als ich sie meinen neuen Freunden unterbreitete, konnten sich diese vor Lachen nicht halten. Der Hsiao Shin war also nicht die Ursache ihrer Heiterkeitsausbrüche gewesen.

In Hongkong wird der Handel kaum durch Import- und *a fortiori* noch weniger durch Exportbeschränkungen beeinträchtigt. Einige wenige Produkte wie Tabak, Alkohol und Brennstoffe werden mit indirekten Steuern belegt, das ist alles. Meine Scherzartikel interessierten die Zollbehörde nur insoweit, als man die Idee sehr komisch fand. Sofort bekam ich einen Gewerbeschein ausgestellt, der zudem noch kostenlos war. Irgendwelche Exportabgaben fielen nicht an, das hatte Hyatt mir bereits gesagt, und die Steuern auf Produktion und Vertrieb waren gering. Am meisten fiel noch die Abgabe auf das eingeführte Grundmaterial, Plastik, ins Gewicht, doch später gelang es mir, unser Unternehmen auch von diesen Abgaben zu befreien. Doch soweit waren wir noch nicht. Am gleichen Nachmittag bekam ich, wieder von der Industrie- und Handelskammer, das begehrte Ursprungszeugnis, obwohl meine Produkte noch gar nicht auf dem Markt waren. Dieses Zertifikat war notwendig, um ungehindert in die sechs Gründerstaaten des Gemeinsamen Marktes, nach England, Irland, Schweden, in die Schweiz, nach Österreich, Japan, Dänemark, Griechenland, Neuseeland, Australien, Kanada, in die Vereinigten Staaten und noch einige andere, weniger wichtige Länder exportieren zu können.

»Belutschistan fehlt noch auf deiner Landkarte, Burundi und Samoa«, versuchte Hyatt zu spotten.

Hyatt war überzeugt, daß ich inzwischen völlig verrückt geworden war, und angesichts der noch mehr als vagen Ideen, die meinem neuen Unternehmen im Augenblick noch zu Grunde lagen, konnte ich ihm eigentlich nicht einmal widersprechen. Ich versuchte, ihn von der Solidität meines Planes zu überzeugen, schilderte ihm die Geschäfte in der Carnaby Street, in denen es alles und jedes zu kaufen gibt, nur nichts, das irgendeinen wenn auch noch so unbedeutenden Sinn gehabt hätte, und betonte, wie erfolgreich diese Läden

arbeiteten. Die Gegend um Mary Quants Laden war eine wahre Goldgrube.

»Dinge, die zu nichts dienen, sind gefragt. Und wenn es wirklich keine Nachfrage nach solchen Objekten geben sollte, dann werden wir sie eben schaffen.«

»Du vielleicht, nicht wir. Ich mach' nicht mit.«

Er schmollte und war plötzlich ganz zugeknöpft. Ich versuchte alles, um ihn zum Mitmachen zu bewegen; erfolglos. Er war in seine Idee, drei Monate im Jahr zu arbeiten und den Rest nichts zu tun, so verliebt, daß er unter keinen Umständen nachgeben wollte. Ich brauchte ihn aber, nicht so sehr ihn, als vielmehr sein Kapital. Die Fabrik von Ching Irgendwie war bereit, den beleuchteten Schuhanzieher, mit dem man seine Schuhe anziehen konnte, ohne seine Frau zu wecken, die kalte Schere zum Zerschneiden von Eis, das Feuerzeug, das seinen Inhaber als Schwächling beschimpfte, sobald sich dieser eine Zigarette anzündete, den Säufer, dessen rote Nase blinkte, sobald das Glas leer war, und die schreiende Banane (die schreit, sobald man sie schält) in großen Mengen am Fließband zu produzieren, unter der Bedingung, daß ich einen festen Auftrag erteilte. Ich mußte mein gesamtes Kapital riskieren, das zwar bedeutend, aber nun doch nicht so bedeutend war, wie ich es mir gewünscht hätte, zumal ich jeden Augenblick damit rechnen mußte, von Marc Lavater eine Rechnung über neunzigtausend Dollar präsentiert zu bekommen. Mein Auftritt als Monte-Cristo im Rolls-Royce hatte mich zwar sehr amüsiert, aber auch eine hübsche Stange Geld gekostet. Und schließlich mußte ich den Aufbau des Vertriebsnetzes in Europa finanzieren und solange leben können, bis sich die ersten Gewinne einstellten.

Wenn die ganze Sache überhaupt Gewinn erzielte.

Hyatts Ablehnung bedrohte meinen Plan. Es fehlten mir hunderttausend, eigentlich hundertfünfzigtausend Dollar, und

keine Bank schien bereit zu sein, eine solche Summe in Scherzartikel zu investieren.

»Hyatt, leih mir wenigstens das Geld.«

Er blieb dickköpfig:

»Ich habe dir ein tolles Geschäft mit drei Monaten Arbeit und neun Monaten Urlaub vorgeschlagen, und du hast abgelehnt. Jetzt mach' ich nicht mit.«

Die Tage verstrichen. In der Zeit zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten August hatte ich zweimal in Paris angerufen; zweimal hatte mir Marc Lavaters Sekretariat ausgerichtet, der Chef sei nicht da und habe auch keine Nachricht für mich hinterlassen. Vielleicht, nein, wahrscheinlich war das die Wahrheit, und Lavater hatte mir wirklich noch nichts Nennenswertes mitzuteilen. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß er zehntausend Dollar kassierte und mich am nächsten Tag bereits vergaß. Trotzdem irritierte mich dieses Schweigen, genauso wie mich Sarahs Haltung irritierte: Ich hatte ihr zwei Telegramme geschickt und häufig telefoniert, einmal lakonisch um einhundertfünftausend Dollar gebeten, dann wieder gebettelt, sie möge zu mir kommen, sie fehle mir.

»Es ist nicht leicht für ein junges, unschuldiges Mädchen, in Hongkong Arbeit zu finden.«

»Wer zum Teufel spricht denn von Arbeit?«

»Ich. Und ich spreche nicht nur von Arbeit, ich arbeite auch, mein Lieber.«

Und dann begann Ching Irgendwie, mir langsam auf die Nerven zu gehen. Jedesmal wenn wir uns sahen, bemerkte er, alle Vorbereitungsarbeiten seien abgeschlossen, die Fabrik könne schon am nächsten Tag mit der Produktion beginnen, es fehle nur noch meine Unterschrift unter dem Vertrag.

Letzter Versuch bei Hyatt. Genauso erfolglos wie die vorangegangenen. Er hatte sogar die Freundlichkeit, mir mitzuteilen, selbst wenn er bereit wäre, mir zu helfen, dies

nicht mehr zu können, denn er habe sein Geld inzwischen angelegt. Nicht in Spielzeug, sondern in Transistorradios. Ich mußte den Gang nach Canossa zu Ching Irgendwie antreten.

»Hören Sie, Ching, es muß doch einen Weg geben, auf dem wir uns treffen können.«

»Wir können nicht die Produktion der gesamten Fabrik ohne jede Garantie einfach über den Haufen werfen.«

Die ewige Litanei.

»Ihre Gesellschaft könnte schließlich einen Teil des Risikos auf sich nehmen. Auf dem Spielzeugmarkt geht es relativ eng zu, während kaum jemand Scherzartikel herstellt.«

»Glauben Sie wirklich, daß diese Scherzartikel eine Zukunft haben?«

Auch schon tausendmal besprochen.

»Wer trifft die Entscheidung über eine eventuelle Teilhaberschaft an meinem Unternehmen? Wer bestimmt eigentlich über die Zukunft der Fabrik?«

»Ich nicht.«

»Wer dann?«

Hyatt hatte mir gegenüber eines Abends einen Namen ausgesprochen. Ich riet:

»Mister Hak?«

Ching Irgendwie warf mir einen überraschten Blick zu.

»Mister Hak ist ein sehr bedeutender Mann. Ein sehr, sehr bedeutender Mann.«

»Ich möchte ihn gerne kennenlernen. Bitte arrangieren Sie ein Treffen.«

»Unmöglich.«

Ich bedrängte ihn auf beinahe unanständige Weise. Endlich gab er nach und versprach mir, es zu versuchen. In der darauffolgenden Nacht telefonierte ich zum dritten Mal mit Paris, wo es zehn Uhr dreißig war. Ein Wunder: Marc Lavater

hielt sich in seinem Büro auf und nahm das Gespräch entgegen.

»Ich habe einige Informationen für Sie. Zuerst einmal das Haus in Saint-Tropez betreffend: Es wurde am 11. Oktober 1956, also sechs Wochen nach dem Tod Ihres Vaters, von einem Notar gekauft, der im Auftrag eines Unbekannten handelte. Die Kaufsumme belief sich auf eine Million einhunderttausend französische Franc, ein Spottpreis. Offizieller Besitzer ist eine in Liechtenstein registrierte Gesellschaft, eine sogenannte Anstalt, wie es in Vaduz so schön heißt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, da äußerste Diskretion herrscht.«

»Gehört dieser Anstalt das Haus auch heute noch?«

»Ja.«

»Welche Aktivitäten übt diese Anstalt eigentlich aus?«

»Keine. Absolut keine. Jedes Jahr bezahlt ein Unbekannter die tausend Schweizer Franken, die von der Liechtensteiner Regierung als Steuern erhoben werden, und die Honorare des Vaduzer Rechtsanwaltes, der die Anstalt vertritt. Ich habe versucht, diese Spur zu verfolgen. Vergebens. Das Geld stammt von einem Nummernkonto in der Schweiz. Es ist mir sogar gelungen, noch weiter zu gehen. Bitte, fragen Sie mich nicht, wie ich das geschafft habe. Dabei stieß ich auf einen Genfer Anwalt, der schweigsam ist wie ein Karpfen und dessen Honorare von einem weiteren Nummernkonto aus überwiesen werden. Dieses zweite Nummernkonto wird regelmäßig mit Bargeld aufgefüllt. Weiter kam ich nicht mit meinen Nachforschungen. Das Netz ist zu fein gestrickt, als daß ich eindringen könnte. Eines ist allerdings sicher: Ihr Bankier steckt nicht dahinter. Er hat vor einigen Jahren ebenfalls den Besitzer herausbringen wollen und sich dabei die Zähne ausgebissen.«

Martin Yahl hatte sich für den neuen Besitzer von La Capilla interessiert... ich brauchte einige Zeit, bis ich diese Nachricht verdaut hatte.

»Und der zweite Auftrag?«

»Da zeichnet sich einiges am Horizont ab.«

Trotz der zehntausend Kilometer, die uns trennten, spürte ich an seiner Stimme, obwohl diese ruhig blieb, wie erregt er war. Ich selbst, auf das Lichtermeer Hongkongs schauend, konnte meine Erregung nicht verbergen.

»Hören Sie«, erzählte Lavater, »das ist die größte und am besten organisierte Unterschlagung, die mir je untergekommen ist. Doch Vorsicht: Ich verfüge über keine Beweise. Und, so leid es mir tut: Ich bin überzeugt, daß ich nie Beweise in die Hand bekommen werde. Ich werde Ihnen gleich sagen, warum. Obwohl ich keine Beweise habe, bin ich beinahe hundertprozentig davon überzeugt, daß hier ein gigantischer Betrug inszeniert worden ist. Es ist völlig unwahrscheinlich, daß Ihr Vater vor seinem Tod irgendwelche Schwierigkeiten gehabt hat oder gar vor dem Ruin stand. Unsere Untersuchung hat diesen Punkt eindeutig geklärt...«

Plötzlich realisierte ich, daß Lavater von ›meinem‹ Vater gesprochen hatte, also wußte er, wer ich war. Konnte mir das schaden?

»Betrug, Unterschlagung, Erbschaftsunterschlagung... im Grunde ist es völlig gleichgültig, welches Wort man wählt. Ihr anonymer Informant hat von fünfzig bis sechzig Millionen Dollar gesprochen. Nach dem, was ich inzwischen herausgefunden habe, ist die Summe viel zu niedrig angesetzt. Sie ist mindestens doppelt, wenn nicht sogar dreimal so hoch.«

»Welche Chancen bestehen, gerichtlich vorzugehen?«

»Wenn nicht noch irgendwelche Beweise auftauchen, sind die Chancen gleich Null. Höchstens, wenn einer der

Beteiligten den Mund aufmacht. Aber selbst in diesem Fall sind Ihre Chancen sehr gering zu bewerten.«

»Aus welchem Grund?«

»Ganz einfach: die ganze Affäre ist hervorragend organisiert worden.«

»Von wem?«

»Keine Namen am Telefon. Eines ist jetzt schon sicher: Der oder die Täter hatten Komplizen. Im Augenblick sind wir gerade dabei, eine ganze Menge unwichtiger Mitläufer auszusieben. Wir sind schon auf einige Männer gestoßen, die vor dreizehn Jahren innerhalb von wenigen Monaten sehr viel reicher geworden sind, als sie es sich je erträumt hatten.«

»Ich möchte eine Liste mit allen Namen.«

»Bekommen Sie. Lassen Sie mir noch etwas Zeit. Übrigens, ich brauche Geld.«

»Ich schicke Ihnen vierzigtausend Dollar.«

»Das reicht im Augenblick. Schicken Sie es bitte nicht an meine Adresse, sondern überweisen Sie es auf das Konto, das ich Ihnen in Paris genannt habe.«

»Einverstanden. Den Rest erhalten Sie, sobald ich die Liste in Händen halte.«

»Ich kenne Ihre Adresse nicht.«

»Schicken Sie die Liste an Miß Sarah Kyle, White Sands Hotel, Mombasa, Kenia, und vermerken Sie auf dem Umschlag, daß der Brief für mich bestimmt ist.«

Ohne zu zögern, hatte ich Sarahs Adresse angegeben.

»Sie schulden mir noch die Erklärung, warum ich wohl nie Beweise für die Unterschlagung in die Hand bekommen werde.«

»Der Grund ist ebenso einfach wie einleuchtend: Ich bin mir ziemlich sicher, daß der Mann, der die Struktur des Imperiums Ihres Vaters entworfen und dieses Imperium dann zerstört und ausgeplündert hat, derselbe ist. Er hat dabei keine einzige Spur

hinterlassen, und das konnte nur ein Insider schaffen, der die Holding bis in die feinste Verästelung hinein kannte. Ein Genie. Das einzige Wort, das auf diesen Mann zutrifft. Trotz der kriminellen Seite der Angelegenheit muß ich diesen Mann einfach bewundern. Das ist mein vollkommener Ernst.«

»Kennen Sie dieses Genie?«

»Haben Sie zufällig *Robin Hood* gesehen, mit Errol Flynn? Der Film ist schon alt, aber er läuft immer wieder. In diesem Film gibt es einen Schauspieler namens John Carradine, der die Rolle des Scarlett verkörperte. Ein amerikanischer Rechtsanwalt, der an der Harvard University studierte, zur gleichen Zeit übrigens wie ein Schweizer Bankier, den Sie, soviel ich weiß, verabscheuen, hieß ebenfalls John Carradine. Seine Mitstudenten gaben ihm den Spitznamen Scarlett, und unter diesem Namen ist der Mann berühmt geworden. Scarlett hat die Fäden gezogen, ein Finanzzauberer.«

Lavater hatte sich geweigert, mir die Namen der Komplizen am Telefon zu nennen, während er den des Gehirns der Bande ohne weiteres ausplauderte.

Er lachte etwas verlegen:

»Es tut mir leid für Sie, aber Scarlett ist verstorben.«

Ching Irgendwie rief mich an:

»Sind Sie morgen ab sechs Uhr abends abkömmlich?«

»Natürlich.«

»Ich werde Sie morgen abend um fünf Uhr dreißig im Mandarin Hotel abholen.«

Er legte auf, aber ich hatte seine Botschaft auch ohne lange Erklärungen verstanden: Der sehr, sehr bedeutende Mister Hak würde mich empfangen. Ich versuchte, Erkundigungen über ihn einzuholen. Hyatt schaute mich überrascht an:

»Ich glaube nicht, daß er dich je empfangen wird.«

»Ist das denn ein so besonderer Mensch? Lebt er auf einer Wolke?«

»Er ist sehr bedeutend.«

»Ihr könnt mich mal mit eurem bedeutend. Ich bin auch bedeutend. Ich bin der bedeutendste Mann, den ich kenne. Ist er denn so reich?«

»Das ist keine Frage des Geldes. Nicht ausschließlich eine Frage des Geldes. Vergiß nicht, wir sind in Hongkong.«

Hyatt sah mich an, als hätte er mir eine ungeheuer kostbare Information gegeben. In bestimmten Augenblicken könnte ich diesen Kerl umbringen!

An der Landestelle der Star Ferry erwartete uns ein dicker Mercedes. Wir fuhren zum Flughafen Kaitak und bestiegen ein kleines Privatflugzeug, das sofort abhob und Richtung Norden, also Richtung China, flog. Ching Irgendwie, der mich begleitete, machte vor lauter Ergriffenheit seinen Mund kein einziges Mal auf. Der Flug war kurz; er dauerte höchstens zehn Minuten. Ich entdeckte eine bergige Insel unter uns, die unbewohnt schien, von einem in einer geschützten Bucht liegenden kleinen Fischerdorf abgesehen.

»Befinden wir uns in China?«

»Nein, wir sind immer noch auf Hongkonger Gebiet; China fängt dort an.«

Ching Irgendwie zeigte auf eine Linie am Horizont, nicht weit von uns entfernt, einige Kilometer nur. Das Flugzeug landete auf einer holprigen Betonpiste. Ein Landrover mit einem garantiert verschwiegenen chinesischen Chauffeur wartete auf uns. Zuerst ging es durch nacktes, hügeliges Bergland, bis nach einer weiteren Kuppe die Natur plötzlich beinahe luxuriös wurde: chinesische Bananenbäume, Pinien und Kampferbäume, die ganz sicher von Menschen angepflanzt worden waren, wuchsen auf den Hügeln. Eine doppelte Reihe von Eukalyptusbäumen säumte die Allee, auf der wir bis zu einem Portalvorbau fuhren. Weiße Kamelien, Zwergmagnolien und Azaleen wuchsen rechts und links von

dem Haus. Ching Irgendwie und ich stiegen aus und gingen die wenigen Meter bis zu dem Haus durch eine doppelte Reihe von Orchideen. Ich stellte fest, daß das, was ich für einen Portalvorbau gehalten hatte, im Grunde gar kein Portalvorbau war, denn der Weg führte stufenlos ins Haus, in dem ich eine der überraschendsten Bekanntschaften meines Lebens schließen sollte.

## 6

Zuerst fesselten mich seine langen, feingliedrigen, eleganten, ja grazilen Finger; die Nägel der kleinen Finger waren mindestens zehn Zentimeter lang.

Doch sehr schnell wurde meine Aufmerksamkeit von etwas anderem in Bann gezogen: von seinen Beinen. Mister Hak war mit einem schwarzen Morgenrock aus feinster Seide bekleidet, der auf Schenkelhöhe auseinanderklaffte und zwei seltsame Mechanismen aus funkelnendem Metall bloßlegte: zwei zylinderförmige Röhren. Man hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, diesen Röhren die Form von menschlichen Gliedern zu verleihen. Diese offensichtliche Mißachtung bürgerlicher Konvention und Ästhetik beeindruckte mich. Nur ein sehr selbstsicherer Mensch konnte sich derlei erlauben. Auf der Höhe des Knies, dort also, wo sich bei einem normalen Menschen die Knie befunden hätten, entdeckte ich acht kleine Quadrate auf beiden Röhren. Mister Hak saß, als er mich begrüßte. »Möchten Sie etwas trinken, Monsieur Cimballi?« Ich drehte mich um; Ching Irgendwie hatte uns allein gelassen. Das Zimmer, in dem wir uns aufhielten, war wie ein Salon eingerichtet, doch man ahnte die lange Flucht anderer Zimmer, die nur durch dünne Trennwände abgeteilt waren, und ich vermutete, daß man diese Trennwände mit wenigen Handgriffen entfernen konnte. Der Boden bestand aus schwarzem Marmor, durch den silbergraue Adern liefen. Auch hier konnte ich nirgendwo Stufen entdecken. Der Raum war spärlich eingerichtet, doch die wenigen Einrichtungsgegenstände bezeugten einen ungeheuren

Reichtum. Vor allem die lackierten Paravents beeindruckten mich.

»Möchten Sie Champagner?«

Ich hatte mich umgeschaut und, beeindruckt von der ungewöhnlichen Atmosphäre, die Frage meines Gastgebers unhöflicherweise nicht beantwortet.

»Entschuldigen Sie bitte. Ja, gerne.«

Wie wohl jeder andere Besucher rechnete ich damit, daß Mister Hak einen Bediensteten rufen würde. Schweigend legte er seine rechte Hand auf seinen linken Schenkel. Der überlange Fingernagel des kleinen Fingers fuhr in eine der feinen Linien, die die Quadrate bildeten, und zog eine winzige Schublade heraus, in der vier kaum stecknadelkopfgroße Knöpfe angebracht waren. Spielerisch tippte Mister Haks Fingernagel einen Code. Die Schublade schloß sich automatisch. Mister Hak stand auf. Völlig entgeistert beobachtete ich, wie Mister Hak vor mir herging. Sein Oberkörper, das heißt, der lebende Teil seines Körpers, blieb dabei völlig bewegungslos, und ich schwöre, daß seine Schultern, während er sich wie eine mechanische Puppe vorwärtsbewegte, eine perfekte rechtwinklige Linie bildeten.

Wir gingen in einen anderen Salon, dessen Rückwand halbkreisförmig war. In der Mitte standen Sessel und Diwane, die alle mit Blick auf die halbkreisförmige Wand ausgerichtet waren.

»Aber setzen Sie sich doch...«

Hinter mir eine kaum wahrnehmbare Bewegung: in völliger Stille näherte sich eine Art rollender Tisch mit Gummireifen, ohne daß er von einem Diener geschoben wurde, und blieb dicht bei Mister Hak stehen.

»Welchen Champagner bevorzugen Sie?«

»Mit einer solch zuvorkommenden Behandlung hatte ich wirklich nicht gerechnet. Bitte wählen Sie selbst.«

Mister Hak setzte sich, offenbar die einzige Körperbewegung, die ihm Schwierigkeiten bereitete. Er ließ sich einfach nach hinten fallen. Sobald er saß, vollführte er mit seiner linken Hand mehrere Manöver mit den Schubladen in seinem rechten ›Knie‹. Verschiedene Dinge ereigneten sich gleichzeitig: ein zweiter Tisch rollte heran, auf dem die köstlichsten Appetithappen aus der chinesischen und europäischen Küche angerichtet waren: winzig kleine Pastetchen, mindestens zwölf verschiedene Sorten, kleine Kugeln aus Fisch und Crevetten, Ausgebackenes aller Art, gefüllte Minibrötchen und verschiedene Sorten von Waffeln. Sanfte Musik erklang, europäische Klassik; ich tippte auf Brahms. Das Wichtigste: die lackierte, halbkreisförmige Wand glitt langsam zur Seite und legte eine ungefähr zwei Meter fünfzig hohe und zwölf Meter breite Glaswand frei. Wir befanden uns unter dem Meeresspiegel; starke, verschiedenfarbene Scheinwerfer erhellt das Wasser.

»Ich bin beeindruckt.«

»Danke, Monsieur Cimballi.«

Er bediente mich höchstpersönlich. Dann begann er ohne Überleitung, mich über meine Zeit in Kenia auszufragen. Ich wußte natürlich nicht, was er inzwischen alles über mich herausbekommen hatte, aber ich hatte ja nichts zu verbergen. Ich erzählte ihm von meiner überstürzten Abreise aus London und von meinem privaten ›Wechselinstitut‹ in Kenia. Auch die Goldschmuggelei erwähnte ich. Während der ganzen Zeit wandten sich seine lebendigen und intelligenten Augen keinen einzigen Augenblick von mir ab.

»Warum hatten Sie Kenia gewählt?«

»Warum hätte ich nicht Kenia wählen sollen?«

Er lächelte.

»Richtig. Erzählen Sie von Ihrem Scherzartikelgeschäft.«

»Da gibt es kaum etwas zu erzählen. Ich bin mir sicher, daß es in Europa für solche Artikel einen Markt gibt, und ich bin bereit, diesen Markt zu erschließen und auszubauen. Das ist alles.«

Noch einige Minuten zuvor hatte ich mein Projekt lang und breit erklären, meine Idee sozusagen meistbietend versteigern wollen. Doch als ich diesem halb künstlichen Mann gegenüberübersaß, gewann ich plötzlich den Eindruck, als würde dies alles nichts nützen. Vielleicht überzeugte ihn Kürze eher als weit ausholende Vorträge. Nun, wie auch immer, er sagte mir noch am gleichen Abend, daß die Spielzeugfabrik, in der Ching irgendwie die Rolle des kaufmännischen Direktors spielte, ihm persönlich gehörte, und zwar ihm allein, und daß er noch andere Fabriken besäße und by-the-way-so-ganz-nebenbei bereit sei, mich bei meinem Scherzartikelprojekt mit einhundertfünfzigtausend Dollar zu unterstützen und unter Umständen diese Summe noch zu erhöhen.

Erst später erfuhr ich, daß Mister Hak einer der wichtigsten offiziösen Geschäftsmänner des maoistischen Chinas war und in dieser Eigenschaft nicht nur in Hongkong, sondern in ganz Asien ein bedeutendes Handels- und Produktionsimperium verwaltete. Diese Tatsache sollte für mich später einmal eine entscheidende Rolle spielen, ganz abgesehen davon, daß ich ihr einen meiner heftigsten Angstzustände verdanke.

Wieder nach Hongkong, das heißt auf Victoria Island zurückgekehrt, konnte ich endlich dieses Geschäft verwirklichen, das bei Hyatt auf so erbitterte Ablehnung gestoßen war. Jetzt endlich, Ende August war er, vielleicht aufgrund der Unterstützung, die ich wie durch ein Wunder bei Mister Hak gefunden hatte, bereit, mir zu helfen: Das Vertriebsnetz in Europa, von dem er mir vorgeschwärmt hatte, existierte nicht nur in seiner Fantasie, und er erklärte sich

bereit, mich nach Paris zu begleiten und die notwendigen Kontakte herzustellen.

Zum letzten Mal schlug ich ihm, eigentlich grundlos, eine Partnerschaft vor. Er lehnte (glücklicherweise) ab. Er zog ein festes Gehalt vor.

Er hatte das beste Geschäft seines Lebens ausgeschlagen. Genau elf Monate nach Produktionsbeginn hatten wir bereits für zehn Millionen Scherzartikel in Europa verkauft.

Mein Anteil nach Abzug der Summe, die Mister Hak zustand: eineinhalb Millionen Dollar.

Der Tanz ging weiter.

In immer schnellerem Tempo...

Hyatt und ich hielten uns bereits einige Tage in London auf. Hyatts Kontakte in Europa hatten sich als nützlich erwiesen, nicht in dem Maße, in dem Hyatt es mir geschildert, aber, um gerecht zu sein, in einem stärkeren Maße, als ich es erhofft hatte.

Ich hatte natürlich niemals die Absicht gehabt, selbst als Handelsvertreter tätig zu werden und meine Scherzartikel landauf, landab entsprechenden Geschäften anzubieten. Zu diesem Zweck engagierte ich ein sehr hübsches Mädchen, Ute, eine Dänin mit imponierenden Maßen – sie war einen Meter sechsundachtzig oder siebenundachtzig groß –, das sich spontan splitternackt auszog, als ich sie fragte, ob sie nicht ihren Mantel ablegen wolle. Ich hatte sie in einer Agentur für Mannequins aufgetrieben, und sie war wirklich als Mannequin ausgebildet worden: Wer sie einmal gesehen hat, wie sie erhobenen Hauptes zwei Bände der *Encyclopaedia Britannica* auf dem Kopf balancierte, hin- und hergehend, und dabei ihre Lieblingsspeise, rohe Karotten, vertilgte, war davon überzeugt. Sie trug prinzipiell keinen Büstenhalter, und wenn sie sich vorbeugte, öffnete sich ihrem Gegenüber ein tiefer Einblick,

der bis zu ihrem Slip reichte, wenn sie überhaupt einen Slip trug.

Von den Karotten abgesehen, die sie in einer wahrhaft erschreckenden Menge vertilgte, war sie relativ preiswert. Ich hatte sie stundenweise bezahlen wollen, wie es im Mannequingewerbe üblich ist, doch Ute hatte energisch abgelehnt.

»Ich möchte auf Provisionsbasis arbeiten. Ihre Scherzartikel sind zwar völlig blödsinnig, doch da die menschliche Rasse auf diesem Gebiet täglich neue Rekorde aufstellt, werden wir sie tonnenweise verkaufen.«

Dann erklärte sie, ihr Papa arbeite in Kopenhagen als Staubsaugervertreter, sie habe folglich den Handel im Blut; und bei ihrer Größe blieb ihr sowieso nur die Wahl zwischen Handel und Basketball.

Das erste Gespräch fand in meinem Hotelzimmer im Londoner Ritz statt; Hyatt gestikulierte hinter Utes Rücken wie ein Ertrinkender, der sich nicht mehr lange über Wasser halten kann, um mich von einem Vertragsabschluß mit Ute abzubringen. (Hyatt hat einen nicht zu unterschätzenden Vorzug, den ich inzwischen kennengelernt hatte: wenn er felsenfest überzeugt war, daß ein Geschäft schiefließt, dann konnte man sichergehen, daß dieses Geschäft einen großen Gewinn abwerfen würde.)

Ute blieb Hyatts Rolle als sterbender Schwan nicht verborgen. Sie drehte sich um, packte ihn an der Schulter und setzte ihn kurzerhand vor die Tür.

»Den wären wir erst einmal los«, kommentierte sie trocken. »Obwohl manche mich für einen Kontrollturm halten, bin ich nicht ganz blöde. Bei diesem Geschäft wird meine dänische Butter noch etwas fetthaltiger. Ich bestehe auf einem Exklusivvertrag für die Britischen Inseln und Dänemark.«

Sie legte so manche Dinge ab, die sie anhatte, und ich stellte fest, daß sie in der Tat auf einen Slip verzichtet hatte.

»Mir ist immer zu warm«, erklärte sie.

»Eine ausgezeichnete Eigenschaft in diesen nördlichen Breitengraden. Sie bestehen auf der Exklusivität für die Britischen Inseln und Dänemark. Haben Sie weitere Wünsche?«

Wir legten uns nebeneinander auf das Bett. Obwohl sich unsere Köpfe auf gleicher Höhe befanden, ragten ihre Füße fünfzehn Zentimeter ins Leere.

»Ich könnte noch die Exklusivität für Schweden und Norwegen von dir verlangen, aber ich weiß mich zu bescheiden. Übrigens: ich möchte nur zehn Prozent.«

Ich lachte schallend:

»Ein halbes Prozent wird wohl ausreichen.«

Wir beschäftigten uns für eine kurze Zeit mit naheliegenderen, das heißt sich in Reichweite unserer Hände befindenden Dingen. Dann verhandelten wir weiter:

»Fünf Prozent!« forderte sie.

»Denkste!«

Neuerliche Unterbrechung.

»Ich stecke voller Ideen«, sagte sie etwas später und noch völlig außer Atem, »ich könnte, um nur ein Beispiel zu nennen, ein Bataillon aus Mädchen auf die Beine stellen, die ohne Büstenhalter arbeiten.«

Wieder eine Unterbrechung. Ihre Haut roch nach Jasmin, und bei ihrer Gesamtoberfläche...

»Einverstanden mit einem Prozent«, sagte ich endlich, jetzt ebenfalls außer Atem.

Sie stand auf, riß das Fenster auf und stellte die Heizung auf Null. Als sie bemerkte, daß ich entsetzlich fror, kam sie zu mir und wärmte mich.

»Drei Prozent.«

»Eineinhalb.«

»Zwei.«

»Aber nur, weil du so groß bist!«

## In Paris.

Inzwischen hatte ich es gelernt, die Zeitverschiebung zwischen Hongkong und dem europäischen Kontinent im Kopf zu berechnen. In Hongkong mußte es gegen drei Uhr morgens sein. Zu dieser Zeit befanden sich Li und Liu normalerweise auf dem Gipfel ihrer Leistungsfähigkeit. Ein kaum glaubhaftes Wunder ereignete sich: die französische Post stellte ohne Verzögerung eine Verbindung nach Hongkong her, und ich bekam Li oder Liu an die Strippe. In London waren mir neue Ideen gekommen, und ich hatte sie sofort unter Gebrauchsmusterschutz stellen lassen: ein Lachsack (der jedesmal, wenn er aufgehoben wird, ein vampirhaftes Lachen von sich gibt) und vor allem die Bank des Fantomas, eine Art Sparschwein, das mit einer klauenartigen Hand ausgestattet ist und jede Münze erbarmungslos verschlingt, die in seine Reichweite gerät. Diese Bank sollte zu einem Verkaufsschlager werden. Li und Liu brachen in ein homerisches, interkontinentales Gelächter aus.

»Ich hoffe, Sie überschlagen sich nicht!« bemerkte Hyatt sauer, der langsam begriff, daß dieses Scherzartikelunternehmen Dimensionen annahm, die alle Erwartungen übertrafen. Bereits zu diesem Zeitpunkt stand fest, daß das Unternehmen erfolgreich verlaufen mußte. Die Reaktionen in Frankreich waren genauso positiv wie die in England. In Paris traf ich mit einer Gruppe amerikanischer Geschäftsleute zusammen, die von den Mustern begeistert waren. Gott sei Dank hatte ich den Gebrauchsmusterschutz rechtzeitig auf die Vereinigten Staaten ausdehnen lassen.

Innerhalb kürzester Zeit konnte ich die Verträge abschließen; ein Teil der Ware wurde in Amerika in Lizenz hergestellt, ein anderer aus Hongkong importiert. Hyatt hatte sich bereit erklärt, mit den Amerikanern in die Staaten zu fliegen und dort die letzten Details zu klären, während ich mich weiter um Europa kümmern wollte. Eigentlich wäre es besser gewesen, wenn ich nach Amerika geflogen und Hyatt in Europa geblieben wäre, aber ich wollte unbedingt Marc Lavater treffen.

»Ich habe nichts wirklich Neues für Sie«, erklärte er mir.  
»Habe ich Ihnen schon von den Leonis erzählt?«

»Nein.«

»Ein Ehepaar, das vor zehn oder zwölf Jahren in Saint-Tropez engagiert wurde mit dem Auftrag, sich um die Villa La Capilla zu kümmern. Vom Notar. Ich habe mir die Mühe gemacht und bin selbst in den Süden gefahren, um mit ihnen zu sprechen. Sie wissen von nichts und haben nie jemand in der Villa angetroffen, von einem einzigen Mal abgesehen: Ein in der Schweiz zugelassener Wagen, wahrscheinlich ein Mercedes, war abends bei Anbruch der Dunkelheit gekommen und morgens noch vor, Tagesanbruch wieder abgefahren. Der Notar hatte die Leonis auf die Besucher hingewiesen und angeordnet, sie sollten die Besucher allein lassen und nicht versuchen herauszufinden, wer in dem Wagen saß. Die Leonis haben sich an die Abmachung gehalten und den Wagen nur von weitem gesehen.«

»Wann war das?«

»Vor drei Jahren, am 28. August.«

»An diesem Tag hat sich der Tod meines Vaters zum zehnten Mal gefährt.«

Lavater lächelte mir zu:

»Ich habe mich sogar gefragt, ob nicht vielleicht Sie gekommen waren.«

»Wie amüsant!«

Ich lachte gequält.

»Ruhig Blut! Mehr wissen die Leonis nicht. Sie haben den Auftrag, die Villa in Schuß zu halten und nichts zu ändern.«

Wut stieg in mir auf. Wer war dieser geheimnisvolle Mann, der die Villa meines Vaters gekauft hatte? WER? Dieses Nicht-Wissen machte mich noch halb verrückt. Ich fragte Lavater:

»Und der Notar? Kann man denn den nicht kaufen?«

»Wie amüsant! Meinen Sie etwa, daran hätte ich nicht gedacht? Jetzt bin ich an der Reihe, gequält zu lachen!«

Er machte eine kurze Pause und lächelte mich beruhigend an:

»Nehmen Sie die Dinge doch nicht so tragisch. Ich bin überzeugt, daß sich der Schleier des Geheimnisses, der das Haus umgibt, eines Tages lüften wird. Hätten Sie Lust, an einem der kommenden Abende bei mir zu Hause zu essen?«

»Und die andere Geschichte? Die Liste mit den Namen, die Sie mir versprochen haben?«

»Ich sollte Ihnen in einigen Tagen einen ersten Bericht nach Kenia schicken. Und jetzt sind Sie plötzlich in Paris. Sie müssen sich schon noch einige Tage gedulden. Wollen Sie vielleicht Ihr Geld zurück? Ich händige Ihnen sofort Ihre fünfzigtausend Dollar wieder aus, wenn Sie dies wünschen.«

Ich bin mir sicher, daß schon vor diesem Zeitpunkt so etwas wie freundschaftliche Gefühle zwischen uns bestanden; aber erst durch dieses Angebot wurde unsere Freundschaft sozusagen offiziell. Es gelang mir mit Mühe, meine Wut zu unterdrücken und ihm zuzulächeln:

»Nein, ich räume Ihnen selbstverständlich die Zeit ein, die Sie benötigen. Und ich werde gerne bei Ihnen zu Abend essen.«

Zwei Tage verstrichen, an denen ich unaufhörlich mit meinen Geschäften zu tun hatte. Hyatts Vertriebsnetz war mir hier in Frankreich äußerst nützlich, und ich stellte in kürzester Frist eine Organisation auf die Beine, die über Frankreich hinausging und ganz Europa umfaßte. Einige meiner Mitarbeiter, Letta in Rom, um nur ein Beispiel zu nennen, blieben mir später auch bei anderen Unternehmungen treu. Doch trotz meiner Erfolge – die man ohne weiteres auch als Triumph bezeichnen kann – wurde ich diese wütende, beinahe hassende Furcht nicht los, die in mir nagte und die durch Lavaters Bericht ausgelöst worden war. Hyatt hielt sich immer noch in den Staaten auf; zwei Tage vor meinem zweihundzwanzigsten Geburtstag war ich allein in Paris und lag nach zahllosen, intensiv geführten Geschäftsgesprächen völlig übermüdet in meinem Hotelzimmer auf dem Bett. Nervös spielte ich mit meinem Feuerzug, das jedesmal, wenn man es betätigt, folgenden freundlichen Satz gut vernehmbar losläßt:

»Du wirst Krebs bekommen, du armer Trottel!«

Merkwürdigerweise war ich überzeugt, daß dieses masochistische Instrument Erfolg haben würde, und der Anfangserfolg gab mir recht. Innerhalb von drei Tagen hatten wir bereits Zehntausende verkauft.

Ich griff zum Telefon:

»Ute? Nimm das nächste Flugzeug und komm zu mir.«

»Nur wenn ich Lust habe, mein kleiner Diktator.«

»Hast du Lust?«

»Und wie!«

»Dann bis gleich.«

Um zehn Uhr dreißig kam sie an, nachdem sie ein Taxi, ein Flugzeug und wieder ein Taxi genommen hatte. Sie hatte zwei Bände der *Encyclopaedia Britannica* bei sich. Um ihren Hals

hatte sie einen Sack voller Karotten gehängt, wie ein Pferd der Republikanischen Garde, das zu einem Picknick eingeladen ist und zur Sicherheit seine eigene Verpflegung mitbringt. Wir gingen in ein Restaurant an der Place Madeleine. Nachdem wir Platz genommen hatten, sagte ich mit jämmerlicher Stimme:

»Ute, ich bin deprimiert.«

Sie öffnete ihre Bluse und zeigte mir, während dem Oberkellner die Augen fast aus dem Kopf fielen, ihren Busen: um ihre Brustwarzen hatte sie Margeritenblütenblätter gemalt.

»Die Farbe ist praktisch nicht abwaschbar. Wenn du sie leckst, schmeckt sie nach Himbeere. Magst du mal lecken?«

Ich warf dem Oberkellner, dem Weinkellner, den Hilfskellnern und den Gästen, die uns alle fasziniert anstarnten, einen etwas verlegenen Blick zu, lächelte idiotisch und antwortete Ute ›gastronomisch‹.

»Himbeeren mit Krebsschwänzen, du bist wohl verrückt geworden, oder?«

Sie strich mir zärtlich über die Wange:

»Bist du immer noch deprimiert?«

»Überhaupt nicht. Und jetzt verhüll deinen Busen besser wieder.«

Daß wir nur die Hälfte der Nacht schliefen, werden meine Leser verstehen. Trotzdem bestellte ich schon relativ früh das Frühstück, das mit der üblichen Schnelligkeit, das heißt eine dreiviertel Stunde nach der Bestellung, serviert wurde. Ohne daß ich ihr einen Blick hätte zuwerfen müssen, erkannte ich die Stimme des Zimmermädchen:

»Das Frühstückstablett, wollt ihr es im Gesicht oder auf dem Tisch?«

Ich öffnete die Augen.

»Sarah, was für eine Überraschung!«

Sie warf einen Blick auf Ute, von der nur der Kopf und die Füße sichtbar waren, und schrie entsetzt:

»Treibst du es jetzt schon mit zweien oder gehört das zur selben?«

Zwei Tage später kamen wir, das heißt Sarah und ich, abends in Genf an. Ich lieh in Cointrin einen Wagen und fuhr durch Genf, ohne anzuhalten, Richtung Frankreich. Die Straße stieg schon bald an. In Cluses bog ich nach links Richtung Morzine ab; das Parador wollte schon seine Pforten schließen, aber nach kurzer Verhandlung war die Hotelleitung bereit, uns aufzunehmen, wies allerdings daraufhin, daß wir die einzigen Gäste waren und das Personal reduziert. Sarah warf mir einen ihrer sarkastischen Blicke zu:

»Woher kommt eigentlich deine plötzliche Leidenschaft für die Berge?«

»Ich habe von den Tropen, den Kikuyus und den Chinesen die Schnauze voll und will endlich wieder einmal Kühe sehen.«

»Da wärst du besser in die Normandie gefahren!«

Sarah war nicht auf den Kopf gefallen, und ich hatte ihr nie etwas vormachen können. Ohne Umschweife zu machen, fragte sie mich:

»Wann fahren wir nach Genf?«

»Wer hat denn von Genf gesprochen?«

»Mach mir bloß nichts vor. Heute nacht noch, mit Masken aus schwarzer Seide über unseren Gesichtern?«

»Morgen. Nein, übermorgen.«

»Weil übermorgen Sonntag ist und sich kein Mensch in der Innenstadt von Genf herumtreiben wird. Übrigens, du Trottel, herzlichen Glückwunsch zu deinem Geburtstag. Warum habe ich wohl meine sanften afrikanischen Liebhaber verlassen? Herzlichen Glückwunsch! Weißt du, manchmal bist du mir richtig sympathisch.«

Sarahs Ahnungen erfüllten sich. Am Sonntagmorgen war die Genfer Innenstadt fast so ausgestorben wie unser Hotel. Aus Vorsicht hatte ich den Wagen auf dem anderen Ufer des Genfer Sees abgestellt, was Sarah im höchsten Maße amüsierte. Zu Fuß gingen wir über die Rhone-Brücke, den Pont des Bergues, und machten in dem kleinen Garten auf der Ile Rousseau eine kurze Pause. Von hier aus konnte man die Fassade der Privatbank überblicken und sogar den Namen Yahl entziffern. Ich konnte meine Erregung nicht verbergen. Ich zitterte am ganzen Körper. Sarah griff nach meiner Hand und legte ihren Kopf an meine Schulter.

»Du bist verrückt, Franz. Willst du dein ganzes Leben mit dem Versuch verbringen, dich an diesem Kerl zu rächen? Es hat noch keiner geschafft, sich an einem Schweizer Privatbankier zu rächen...«

Ihr Schenkel drückte sich an meinen. Sarahs Körper war schmal, durchtrainiert und nahtlos braun, ihre Brüste klein und hart. Mit ihr ins Bett zu gehen, das war kein Synonym für Sanftheit und Entspannung, sondern eher die Aufforderung zu einem Kampf, den ich nur ab und zu gewann...

»Franz, vergiß das alles. Laß uns gemeinsam nach Hongkong gehen. Die Zukunft liegt vor dir, was soll ich dir sonst noch sagen? Soll ich das alles beschwören? Du wirst reich werden. Vergiß diesen Mann. Eines Tages wirst du vielleicht sogar reicher sein als er. Dann kannst du ihn auslachen. Hugh, ich habe gesprochen, Bleichgesicht!«

»Scheiße!«

»Ich möchte gerne einen Kaffee trinken.«

»Laß uns wenigstens daran vorbeigehen.«

»Und an die Tür pinkeln.«

Wir überquerten den Rest der Brücke und überquerten den Platz; links von uns lag der Springbrunnen und rechts die Bank. Sarah flüsterte mir ins Ohr:

»Vielleicht steht er da oben, hinter einem Vorhang verborgen, und beobachtet dich mit seinen schwarzen Schakalaugen!«

»Blau. Er hat blaue Augen.«

»Und mein Kaffee?«

Gegenüber dem Touring Club bogen wir nach links ab, in die Rue de Rive. Das Abenteuer war zu Ende. Und hatte natürlich überhaupt keinen Sinn gehabt. Mir war immer noch schlecht, und ich war anscheinend totenbleich. Sarah war regelrecht erschrocken.

»Mein Gott, Franz, quält dich das alles so sehr? Du bist verrückt! Und ich so vernünftig!«

Wir fuhren nach Morzine zurück. Dort oben in den Bergen liebte sie mich mit einer Zärtlichkeit, die ich bei ihr bisher noch nicht erlebt hatte. Anschließend ging sie in dem Zimmer mit diesem geschäftigen Aussehen auf und ab, das Frauen sich häufig »bei sich zu Hause« zu geben wissen, auch wenn dieses Zuhause nur ein Hotelzimmer ist. Ich fragte sie:

»Bist du wirklich davon überzeugt, daß ich eines Tages reich sein werde?«

Sie lachte schallend, und ich hatte mir einen sarkastischen Blick aus ihren grünen Augen verdient.

»Natürlich. Und du wirst dick werden und maßgeschneiderte Anzüge aus den besten Stoffen tragen, eine Yacht haben und zwei elektrische Rasierapparate für den Fall, daß einer einmal nicht funktioniert. Aber jetzt rühr dich endlich, sonst versäumen wir noch unser Flugzeug.«

Von Paris aus rief ich wieder in Hongkong an, wo alles zum besten stand: Die Fabrik von Ching Irgendwie lief auf Hochtouren, und auch andere Fabriken von Mister Hak beteiligten sich an dem infernalischen Tanz und spuckten Scherzartikel tonnenweise aus. In Sarahs Begleitung reiste ich durch Europa, nach Deutschland, Italien, Spanien und in die

skandinavischen Länder, aber auch nach Griechenland, Marokko und Ägypten. Überall Besprechungen und Konferenzen, die regelmäßig mit Vertragsabschlüssen endeten. Das alles in einem atemberaubenden Tempo: Ich hielt es nirgendwo länger aus, als unbedingt notwendig. Hyatt hielt mich auf dem laufenden und kam schon bald aus New York und Kalifornien zurück, mit unterschriebenen Verträgen, die unsere Erwartungen weit übertrafen. Er war stolz auf diesen Erfolg und gleichzeitig etwas niedergeschlagen, denn er hätte ja daran teilhaben können. Ich tröstete ihn, hielt aber die Sparbüchse verschlossen, denn ich hatte ihm schließlich beinahe schon zu oft die Teilhaberschaft angeboten.

Ich war so beschäftigt, daß ich sogar vergaß, Lavater anzurufen, obwohl wir es so ausgemacht hatten. Endlich erreichte ich ihn, nicht in seinem Pariser Büro, sondern unter einer anderen Nummer, die er mir gegeben hatte und die zu seinem Landhaus in Chagny im Burgund gehörte.

»Ich fragte mich schon, was mit Ihnen wohl los ist.«

An seiner Stimme spürte ich, daß er Neuigkeiten für mich hatte.

»Das schlimmste war, daß ich Sie nirgendwo erreichen konnte. Kurz, in wenigen Worten: Ich habe die von Ihnen gewünschte Liste zusammengestellt.«

Stille. Meine Hand schloß sich um den Hörer, der diese Belastung nur wie durch ein Wunder aushielte. Haß kann auch wollüstig sein.

»Um wie viele Personen handelt es sich?«

»Um sieben.«

»Gehört Martin Yahl dazu?«

»Natürlich. Ich habe versucht, die sieben Personen so gut wie möglich nach ihrer Wichtigkeit zu ordnen. Martin Yahl steht an erster Stelle.«

Ich rief aus Rom an und hatte schon meinen Rückflug nach Hongkong gebucht. Seit einigen Tagen bekniete mich Ching irgendwie, unbedingt zurückzukehren. Ich überlegte kurz und sagte dann zu Lavater:

»Miß Sarah Kyle wird heute abend im Ritz in Paris absteigen. Können Sie ihr die Liste aushändigen? Ausgezeichnet.«

Sarah zog ihre Augenbrauen zusammen; sie war gar nicht einverstanden, daß ich über sie verfügte, ohne sie zu fragen.

»Danke, Marc.«

Ich wollte schon auflegen, da fügte Lavater noch hinzu:  
»Cimballi? Franz?«

»Ja?«

»Hauen Sie sie in die Pfanne, wenn Sie das können. Das ist das einzige, was diese Herrschaften wirklich verdient haben.«

Ich lächelte versonnen. Ich spürte, wie diese ungeheure Energie, diese wilde, grausame Trunkenheit von der Old Brompton Road wieder Besitz von mir ergriff.

Ich schwor mir, Lavaters Wunsch zu erfüllen.

## **ZWEITER TEIL**

### **Operation Silberdrachen**

Ich persönlich hätte lieber auf der Halbinsel Knowloon gewohnt, in dem Viertel Tsimshatsui, das sich zwischen dem Landesteg der Star Ferry und der Jordan Road erstreckte. Hier war unheimlich viel los, zu jeder Tages- und Nachtzeit, und man hatte den Eindruck, als ob die Bewohner nie schliefen. Ich mag das gern, und warum, zum Teufel, sollte ich allzuviel Zeit mit Schlafen verlieren? Die Boutiquen und die vielen internationalen Hotels mit den hervorragend ausgestatteten Bars waren mir wichtiger.

»Genau das ist der springende Punkt«, hatte Sarah eingewandt, »ich bin täglich im Hotel, und wenn ich nach Hause komme, möchte ich nichts mehr davon wissen. Übrigens, niemand hindert dich daran, in das Tsimshatsui-Viertel zu ziehen. Wir können uns dann ja an meinem freien Tag sehen. Falls ich frei sein sollte.«

Dieses Weib! Wir, das heißt sie allein, mietete eine Villa im Viertel Stanley auf der eigentlichen Insel Hongkong. Von den Fenstern aus sah man den Strand und einen kleinen Hafen mit Dschunken und Sampans, chinesischen Wohnbooten. Beinahe wie am Ende der Welt; mein Büro im Viertel Central war allerdings nur zehn Kilometer entfernt.

»Und die Miete teilen wir uns selbstverständlich«, betonte Sarah. »Ich werde die Buchführung übernehmen, wenn du damit einverstanden bist.«

Sie hatte im Repulse Bay Hotel eine Stelle gefunden, das zusammen mit dem Mandarin und dem Peninsula zu den besten Hotels Hongkongs gehört, und bestand energisch auf

ihrer Unabhängigkeit. Während der ersten Tage konnte ich meinen männlichen Zorn nicht unterdrücken:

»Und wenn ich mit dir schlafen will?«

Sie antwortete mit diesem engelsgleichen Lächeln, das sie den Kunden ihres Hotels schenkte:

»Dann mach ein Date aus, Liebling.«

Am gleichen Abend noch legte ich einen Zehn-Dollar-Schein (Hongkonger Dollar) auf ihren nackten Bauch.

»Ein Geschenk«, erklärte ich.

Sie nahm den Schein, verstaute ihn sorgfältig in ihrem Geldbeutel und holte gleichzeitig eine identische Note heraus, die sie liebevoll um meinen Penis wickelte.

»Ein Geschenk«, erklärte sie und streckte sich wieder neben mir aus.

Von solchen kleinen Gefechten abgesehen, lebten wir einträchtig zusammen wie ein altes und immer noch ineinander verliebtes Ehepaar. Merkwürdigerweise hat Sarah, die ein Hotel mit tausend Betten leiten kann, so gar nichts von einer Hausfrau an sich. Sie würde es nicht bemerken, wenn man in ihrer Abwesenheit das Wohnzimmer violett anstreicht. Sie glauben mir nicht? Ich habe es ausprobiert! Kurz und gut, wir lebten glücklich und sehr gut. Am 14. März überschritt mein Kapital zum ersten Mal die magische Schwelle von einer Million Dollar; ich werde meinen Lesern noch berichten, aus welchem Grund ich dieses Datum nie vergessen werde. Seit meiner Rückkehr aus Europa hatte ich Mister Hak nicht wiedergesehen, doch Ching irgendwie übermittelte mir die Komplimente des Chinesen.

Und dann hielt ich natürlich die Liste in den Händen. Ich trennte mich kaum von ihr, las sie wieder und immer wieder und kannte sie auswendig, bis zum Erbrechen. Nicht nur die Liste selbst, sondern auch alle anderen Informationen, die Lavater für mich gesammelt hatte. Mein Haß wurde immer

größer, denn anhand dieser Unterlagen konnte ich mir ein besseres Bild von dem Imperium machen, das mein Vater errichtet hatte.

Genau wie Lavater hatte ich meine Feinde durchnumeriert. An der Spitze stand, mit weitem Abstand vor den anderen, Martin Yahl aus Genf; mein Onkel Giancarlo, der Dummkopf und Bruder meines Vaters, ursprünglich einmal Englischlehrer, heute im Ruhestand in Lugano lebend, hatte die Ehre, den zweiten Platz einzunehmen. Auf Platz drei folgte Alvin Bremer, dessen Name mir vage etwas sagte; wahrscheinlich hatte er einmal seine Ferien bei uns in der Villa in Saint-Tropez verbracht. Er bewohnte ein luxuriöses Apartment am Michigan See in Chicago, nicht weit vom Campus der Loyola University entfernt; er leitete eine Baustofffirma, hauptsächlich Zement, die mit einem Grundkapital von zwanzig Millionen Dollar ausgestattet war. Als vierter und fünfter folgten der Argentinier John Hovius und der Schotte James Donaldson (sie waren Partner); die beiden Männer verfügten über wichtige Interessen in Südamerika, vor allem in Chile, und waren über ein subtiles Netz real existierender Gesellschaften mit der Privatbank Martin Yahl verbunden. Auf dem sechsten Platz folgte ein Kalifornier namens Sydney H. Lamm, Immobilienmakler in San Francisco.

Schließlich, auf dem siebten und letzten Platz, ein Franzose, Henri-Georges Landau, der im 16. Pariser Arrondissement in einem prächtigen Apartment wohnte, über beträchtlichen Grundbesitz verfügte und gleichzeitig ein großes Restaurant, eine sogenannte Brasserie, auf dem Champs-Elysées sein eigen nannte.

»Ihren Wünschen entsprechend«, hatte Marc Lavater in dem Brief geschrieben, der dem ersten Dossier beilag, »haben wir versucht, über jeden dieser Männer möglichst viele Informationen zu sammeln.«

In der Zwischenzeit waren die Bande zwischen Lavater und mir immer enger geworden. Ich hatte ihn häufig angerufen und ihn eingeladen, das Jahresende zusammen mit seiner Frau in Hongkong gemeinsam mit Sarah und mir zu verbringen.

Am 23. Dezember kamen sie an; sie blieben fünf Tage. Die meiste Zeit verbrachten Lavater und ich über den neuen Unterlagen, die Lavater mitgebracht hatte.

»Fangen wir mit dem Franzosen an, mit Landau, für uns der leichteste Fall, da wir auf vertrautem Gebiet operieren konnten. Sie kennen ihn aus Ihrer Kindheit; er war häufig in Saint-Tropez und in der Wohnung Ihrer Eltern in Paris in der Rue de la Pompe. Eigentlich müßten Sie sich an ihn erinnern.«

Das Foto, das Lavater mir überließ, zeigte einen etwa fünfzigjährigen Mann, sehr gepflegt, mit dem Band der Ehrenlegion im Knopfloch und künstlich ergrauten Haaren. Der Mund war etwas weibisch. Lavater kommentierte:

»Wir verfügen über alle notwendigen Bankauskünfte, die diesen Mann betreffen. Wir wissen sogar, daß er 1968 Geld in die Schweiz transferiert hat, siebenhunderttausend Franc. Das Geld befindet sich immer noch dort. Sein offizieller Besitz besteht aus zwei Pariser Wohnungen, eine in der Avenue du Marechal-Lyautey mit Blick auf den Hippodrom von Auteuil, die andere, ältere, auf der Ile de la Cité, in der seine Mätresse wohnt. Außerdem besitzt er eine Villa in Cannes... Ich habe etwas vergessen: das Apartment auf der Ile de la Cité gehört offiziell seiner Mätresse, einer gewissen Amanda Fernet, die eigentlich Marthe heißt. Bei irgendeinem Notar wird ein Papier aufbewahrt, auf dem der eigentliche Eigentümer der Wohnung festgehalten ist. Soweit sein Besitz, der keine direkten Einkünfte abwirft. Er lebt von der großen Brasserie auf den Champs-Elysées, deren aktueller Wert zwischen acht und neun Millionen Franc betragen dürfte. Im April 1957 hat er sie für ein Viertel dieser Summe gekauft.«

»Acht Monate nach dem Tod meines Vaters. Wissen Sie, woher er das Geld hatte?«

»Er verfügte über Schuldverschreibungen, die von der Bank Martin Yahl auf Heller und Pfennig ausbezahlt wurden und die sich auf drei Millionen Franc beliefen, neue Franc natürlich. Eine erstaunliche Summe, wenn man bedenkt, daß er an der Seite Ihres Vaters immer gut verdiente, aber natürlich nicht imstande war, einen solchen Betrag zurückzulegen.«

Wie immer, wenn ich mich besonders konzentrieren möchte, lief ich während des Gesprächs auf und ab. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und bat Lavater, mich auf einem Spaziergang zu begleiten. Wir gingen die Des Voeux Road entlang. Während Lavater amüsiert das Getümmel um sich herum genoß, berichtete er weiter. Ich führte ihn zum zentralen Markt, der Passage, in der Textilien verkauft werden, und zur Egg Road.

»Drei Millionen. Die Silberlinge des Judas.«

»Die Preise sind inzwischen gestiegen.«

»Was für eine Rolle spielte er innerhalb des Imperiums meines Vaters?«

»Er konnte für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, Ihrem Vater nach dessen Übersiedlung nach Frankreich als erster geholfen zu haben. Doch Landau war nie ein heller Kopf gewesen. Ihr Vater hatte ihm die Verwaltung seiner französischen Interessen anvertraut. Einer unser Mittelsmänner wies uns darauf hin, daß Ihr Vater kurz vor seinem Tode die Absicht geäußert hatte, sich von ihm zu trennen. Doch das kann ich nicht belegen.«

»Wie läuft diese Brasserie?«

»Unterschiedlich. Während einer gewissen Zeit hat er sich kaum um sie gekümmert. Im Moment allerdings geht sie wieder gut. Vor einigen Monaten hat er umfangreiche Umbauarbeiten in Angriff genommen.«

»Wer finanziert diese Umbauarbeiten?«

Lavater lachte. Wir hatten die Aberdeen Street verlassen und gingen zum Tempel Ma Mo. Ein Zukunftsdeuter, der in einem silbernen Käfig einen farbenprächtigen Vogel bei sich hatte, drängte sich zwischen uns. Lavater nickte mit dem Kopf.

»Sie reagieren schnell. Diese Umbauarbeiten sind seine schwache Stelle; er mußte dafür einen Kredit aufnehmen.«

»Auf welche Summe beläuft sich der Kredit?«

Lavater war vor einem fliegenden Barbier stehengeblieben, der, nach der alten Art arbeitend, seinem Kunden den Bart Haar für Haar ausriß und einzeln aufrollte.

»Auf ungefähr vier Millionen«, sagte er endlich, sich kaum von dem Schauspiel losreißen könnend.

Wir gingen weiter und kamen in die berühmte Cat Street, das Mekka der Diebe, mit ihren vielen Nebengäßchen und Treppen. Lavater genoß es offensichtlich, in Hongkong zu sein.

»Franz, Sie mögen Hongkong nicht?«

»Nein.«

Ich dachte an Landau. Lavater schaute mich an.

»Soll ich Ihnen das Wichtigste über Hovius und Donaldson mitteilen?«

Ich zitterte vor Zorn und schüttelte verneinend den Kopf.

»Später. Zuerst kommt Landau an die Reihe.«

Paris, 20. Februar, acht Uhr fünfzig. Seit beinahe einer Stunde befand ich mich auf den Champs-Elysées und schlotterte vor Kälte, trotz des gefütterten Regenmantels, den ich anhatte. Der graue Himmel hing tief über Paris.

»Es riecht nach Schnee«, hatte der Kellner in dem Bistro in der Rue du Colisée behauptet, wo ich meinen sechsten Kaffee nach einer mehr oder weniger durchwachten Nacht getrunken hatte. Am Vorabend war ich in Hongkong abgeflogen. Ich wartete.

Ich mußte noch weitere fünfundzwanzig Minuten warten, bis der Wagen endlich auftauchte: ein schwarzer, dicker BMW, auf Hochglanz gewienert. Er saß auf der Rückbank und las den *Figaro*. Der Wagen hielt fast auf den Meter genau an der Stelle, die man mir genannt hatte. Der Chauffeur eilte um den Wagen und öffnete den Schlag. Der Mann stieg aus und ging zu Fuß weiter: »*Im Prinzip läßt er niemals direkt vor der Brasserie halten. Er macht immer einen kleinen Spaziergang, sein Frühsport. Manchmal geht er sogar bis zur Place Concorde, aber meistens macht er auf der Höhe des Théâtre des Ambassadeurs kehrt und geht in sein Büro.*«

Auch an diesem Morgen ging er nur bis zum Théâtre des Ambassadeurs. Ich folgte ihm in ungefähr dreißig Meter Abstand. Er war in seine Zeitung vertieft. Endlich machte er kehrt. Gleich darauf standen wir uns gegenüber.

»Entschuldigen Sie, Monsieur, können Sie mir sagen, wo sich die Avenue de Marigny befindet?«

Am Rond-Point hatten sich seine Augen auf die Fußgängerampel gerichtet, die auf Rot zeigte. Er wandte sich

mir zu und machte eine weit ausholende Geste mit seiner rechten Hand:

»Die Avenue dort drüber. Sie können nicht fehlgehen.«

»Vielen Dank.«

Wir nickten uns zu; er schaute wieder auf die Fußgängerampel, die in diesem Augenblick umschaltete. Henri-Georges Landau vertiefte sich von neuem in seine Zeitung und ging zu seinem Büro. Ich beobachtete ihn. Wenn er sich umdrehte, dann hatte er mich erkannt; vielleicht erinnerte ihn auch nur mein Gesicht an etwas, das er im Moment nicht einordnen konnte: Ich sah meinem Vater ziemlich ähnlich und hatte auch ungefähr die gleiche Statur. Vor allem unsere Stimmen mußten ähnlich sein, wie gemeinsame Bekannte mir versichert hatten. Doch Landau drehte sich nicht um. Mit gleichmäßigen, weit ausholenden Schritten ging er die Champs-Elysées hinauf. Die Verkörperung des guten Gewissens. Ich wartete noch einen Augenblick und sprang dann in ein Taxi.

In London holte Ute mich am Heathrow Airport ab und drückte mir zur Begrüßung, während sie mich umarmte, eine ihrer Brüste aufs Auge. Ich spottete:

»Jetzt friert auch meine große Dänin!«

Sie hatte sich in einen Pelzmantel gehüllt. Ohne etwas zu sagen, knöpfte sie ihn langsam auf: unter der kostbaren Hülle war sie splitternackt, wie bei ihrer Geburt. Zwei Pakistani, die die Szene ungewollt beobachteten, fielen über ihre Koffer. Ute fragte mich:

»Was hast du denn mit deiner Irländerin mit den grünen Augen gemacht?«

»In Hongkong gelassen.«

»Wirst du sie heiraten?«

»Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten. Wie geht's den Geschäften?«

»Ausgezeichnet. Ich habe dir die letzten Umsatzzahlen nach Hongkong geschickt. Zum Jahresende haben wir noch einmal mächtig zugelegt.«

Aus dem Kopf leierte sie die letzten Zahlen herunter, die in der Tat mehr als prächtig waren. Vor allem das münzenverschlingende Sparschwein hatte einen außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen. Der Buchhalter, den ich Ute zur Seite gestellt hatte...

»Ich bin eine gute Verkäuferin, nicht wahr?«

»Nimm deine Hand aus meiner Tasche!«

... der Buchhalter, den ich Ute zur Seite gestellt hatte, hatte mir ebenfalls geschrieben und die Notwendigkeit unterstrichen, eine in seinen Augen etwas tragfähigeres Verkaufsorganisation auf die Beine zu stellen, und gemeint, die männermordende Däzin mit ihrer Heerschar blonder Jungfrauen wäre auf Dauer wohl nicht in der Lage, das Unternehmen abzusichern, aber ich hatte keineswegs die Absicht, den Rat des Buchhalters zu befolgen. Ich wußte nur zu gut, daß diese Scherzartikel nicht ewig laufen konnten, und wollte an dem Tag, an dem ich die Branche wechseln würde, keinen Klotz am Bein haben.

»Sag mir sofort, daß ich eine gute Verkäuferin bin, oder ich vergewaltige dich.«

»Warum eigentlich nicht?«

Sie hatte sich einen Jaguar gekauft und öffnete mir stolz die Tür. Als wir im Wagen saßen, fragte ich sie:

»Um wieviel Uhr soll die Verabredung stattfinden?«

»Genau um zwölf.«

»Beschreib mir den Typen.«

»Wir haben noch Zeit; sollen wir nicht bei mir zu Hause vorbeischauen?«

»Beschreib mir den Typen.«

Er wurde allgemein nur der Türke genannt. Seine Villa in Hampstead war äußerst beeindruckend, obwohl der Garten nur klein, dafür aber äußerst gepflegt war. Vielleicht standen etwas zu viele Statuen nackter junger Mädchen darin.

»Der Türke verschlingt zum Frühstück vier nackte junge Mädchen«, hatte Ute mich gewarnt.

Sie blieb im Jaguar. Ich ging allein zur Tür. Eine Braunhaarige öffnete mir die Tür, einzig mit ihrer Scham und ein paar Ohrringen bekleidet.

»Monsieur Cimballi? Sie sind eine Minute zu früh dran.«

Mir stockte der Atem. Ich zog meinen Mantel aus und vergewisserte mich, daß ich richtig gesehen hatte.

»Soll ich mich ebenfalls ausziehen?«

»Nur wenn Sie Lust dazu haben.«

Von einem Nebenraum aus drang Maschinengeklapper zu mir. Das Mädchen führte mich durch diesen Raum: etwa zwanzig Fernschreiber ratterten, von drei oder vier Mädchen überwacht, die ebenso nackt waren wie mein, sagen wir, Cicerone, der mich zu einer Tür im Hintergrund geleitete:

»Hier, bitte.«

Eine doppelte, gepolsterte Tür öffnete sich auf einen riesigen Raum, in dem kostbare Orientteppiche übereinandergestapelt waren. In den freien Nischen standen weiche Diwane. Als erstes fielen mir ineinander verschlungene, nackte Körper auf, und ich dachte einen Augenblick, in eine Orgie à la Fellini geraten zu sein. Doch der Mann, den ich nach einem kurzen Augenblick ausmachte, war ordentlich bekleidet: Er trug ein weites Hemd aus rosa Seide, dazu weite Hosen aus grüner Seide und geschmeidige schwarze Kosakenstiefel. Er hatte sich pikanterweise auf die Mädchen gelegt, die ihrerseits wieder auf vielen bunten Kissen lagen, und beschäftigte sich hier mit einem Busen, dort mit einem Schenkel und dann wieder mit

einer herausfordernd gewölbten Hinterbacke. Hyatt hatte mir von dem sagenumwobenen Türkern bereits erzählt, Lavater und zum Schluß Ute, alles sehr interessante Geschichten, und als ich dem Mann gegenüberstand, wußte ich, daß sich meine Reise gelohnt hatte. Er wurde nicht nur der Türke genannt, er sah auch sehr türkisch aus; er war füllig, um nicht dick oder fett zu sagen, trug einen Janitscharenschnurrbart und hatte schmale, beinahe chinesische Augen, die hellwach waren. Sein völlig glattrasierter Schädel saß auf einem Stiernacken. Ich schätzte den Mann auf ungefähr fünfunddreißig Jahre. Lächelnd ließ er meine Musterung über sich ergehen, bevor er mich fragte:

»Nun, gefalle ich Ihnen?«

»Ja, allerdings nicht in dem Maße, daß ich Sie heiraten würde.«

»Wie geht es Hyatt?«

»Ausgezeichnet.«

»Was hat er Ihnen über mich erzählt?«

»Er hat mir Sie als den Mann geschildert, zu dem man geht, wenn man schnell eine große Summe benötigt, als einen Mann, der Risiken eingeht, die keine Bank eingehen würde, dafür aber auch auf prompter Rückzahlung besteht, und daß jeder Schuldner gut daran tut, diese Rückzahlungstermine einzuhalten.«

Seine schwarzen, schmalen, fast weiblich schmachtenden Augen schauten mich einen Moment durchdringend an.

»Jetzt habe ich doch tatsächlich Ihren Namen vergessen?«

»Cimballi.«

»Ein hübscher Name. Er erinnert mich an Zimbeln, wilde Musik, Tanz. Vor langer Zeit hat man mir einmal von einem Cimballi erzählt. Ich glaube, er war im Immobiliengeschäft tätig.«

»Mein Vater.«

Die Doppeltür, die uns von dem Fernschrebraum trennte, öffnete sich, und ein Mädchen brachte dem Türken eine Nachricht. Er überflog sie kurz:

»Zwanzigtausend.«

Ich konnte mich kaum von dem Anblick der nackten Mädchen losreißen, die alle außerordentlich schön waren.

»Hyatt hat mir außerdem noch erzählt, daß Sie ein Pferdenarr sind, alle Rennen auf der Welt verfolgen und enorme Summen bei Wetten aufs Spiel setzen.«

Das Mädchen war wieder in dem Fernschrebraum verschwunden.

»Wenn ich mich richtig erinnere, wollten Sie mir ein Geschäft vorschlagen«, kam der Türke zur Sache.

Ein mit gespreizten Beinen völlig schamlos auf dem Rücken liegendes Mädchen lächelte mir zu. Sie war zwischen sechzehn und siebzehn Jahre alt, blond und hatte einen hellen Teint.

»Vor fünf Monaten liehen Sie einem Franzosen namens Henri-Georges Landau Geld, damit dieser den Umbau und die Erweiterung seiner Brasserie auf den Champs-Elysée finanzieren konnte. Ich möchte Ihnen den Schulschein abkaufen.«

»Kennen Sie den Betrag?«

»Viereinhalb Millionen Franc. Ich biete Ihnen fünf.«

»Bar?«

»Bar. Sie können die Währung bestimmen.«

»Woher stammt dieses Geld? Von Ihrem Vater?«

»Nein, ich habe jeden *Cent* eigenhändig verdient.«

Ich wußte schon, welche Frage er mir stellen wollte, und hob abwehrend die Hand:

»Ich bin zweiundzwanzigeinhalb Jahre alt.«

Die Hand des Türken legte sich auf den blonden Venushügel der Heranwachsenden, die mich angelächelt hatte. Die Finger verkraillten sich in dem Vlies. Plötzlich schrie das Mädchen vor

Schmerz. Die schwarzen, schmalen Augen des Türken waren träumend in die Ferne gerichtet.

»Cimballi... ein hübscher Name... ich mag ihn gern... voller Musik und Tanz.«

»Danke.«

Ich spürte, daß er ablehnen würde.

»Doch meine Antwort lautet nein«, sagte der Türke denn auch, immer noch in die Ferne schauend. Seine Hand strich weiter über die Scham des Mädchens, das mir zugelächelt und das er bestraft hatte, eben weil es mir zugelächelt hatte.

»Cimballi, diesen Schuldschein werde ich nicht verkaufen. Das ist keine Geldfrage. Ich habe mich verpflichtet, so merkwürdig das klingen mag, diesen Schuldschein nicht zu verkaufen. Jemand anderer bürgt für ihn.«

Eine Intuition:

»Die Privatbank Martin Yahl in Genf.«

Er schaute mich lange an; seine Augen verrieten nichts von dem, was in seinem Kopf vorging.

»Wer ist das Mädchen, das Sie hergebracht hat?«

»Eine Freundin.«

»Was für eine Art Freundin?«

»Eine Freundin eben.«

»Man hat mir berichtet, sie sei sehr groß und sehr schön.«

Als Kommentar zuckte ich nur mit den Schultern. Ich schaute zu der Tür, hinter der die Fernschreiber installiert waren. Plötzlich kam mir eine Idee, und ich fragte so ganz nebenbei, als ob mich die Sache nichts mehr angeginge:

»Läuft im Moment ein Rennen?«

»In San Diego in Kalifornien.«

»Hat es bereits angefangen?«

»Das erste Rennen ist bereits vorbei.«

Seine Stimme hatte sich leicht verändert; ich spürte, daß er begriffen hatte, worauf ich hinauswollte. Da fügte er auch

schon hinzu: »Wir könnten noch rechtzeitig am dritten Rennen teilnehmen.«

Er schnalzte mit den Fingern. Ein Mädchen brachte uns die Liste mit den teilnehmenden Pferden. Elf.

»Verstehen Sie etwas von Pferden?«

»Oh, eine ganze Menge. Sie haben vier Beine...«

Er reichte mir die Liste.

»Wählen Sie Ihren Favoriten aus.«

Ich las die Namen, die mir natürlich überhaupt nichts sagten, und wählte blind: »*Silver Dragon*, Nummer fünf.«

Erinnerung an die Drachen in den Straßen Hongkongs während des chinesischen Neujahrsfestes?

»Sie hätten nicht schlechter wählen können. Die Wetten stehen vierzehn zu eins. Wieviel wollen Sie setzen?«

Ich antwortete:

»Zuerst ein anderes Geschäft: Wenn mein Favorit gewinnt, verkaufen Sie mir dann den Schuldschein?«

Er lachte:

»Einverstanden. Und wieviel wollen Sie nun wirklich auf *Silver Dragon* setzen?«

»Ein Pfund.«

»Eines möchte ich noch klarstellen: Die Wette gilt nur auf Sieg; Platz zählt nicht; ich meine, wenn *Silver Dragon* nur Zweiter oder Dritter wird.«

»Einverstanden.«

Feierlich erteilte er den Auftrag. Meine Augen verfolgten eine hinreißende Schwarze mit fabelhaften Schenkeln, die die Tür zum Fernschreibraum offengelassen hatte, so daß ich sie in aller Ruhe beobachten konnte.

»Ich werde Ihrem Beispiel folgen und zehntausend Dollar setzen«, sagte der Türke. »Haben Sie keine Lust, Ihren Einsatz zu erhöhen?«

»Nein.«

Nachdem der Auftrag des Türken weitergeleitet worden war, wurde die Tür zum Fernschreibraum wieder geschlossen. Die plötzliche Stille war beinahe unbehaglich. Um irgend etwas zu sagen, fragte ich:

»Wie lange wird es dauern, bis wir die Ergebnisse kennen?«

»Zehn oder fünfzehn Minuten.«

Die Tür öffnete sich, kurzer Lärm, dann wieder Stille. Ich hatte mich dem Türken zugewandt und sah nicht, wer den Raum betreten hatte.

»Du hast mich rufen lassen?«

Utes Stimme riß mich aus meinen Träumen.

»Hau ab. Du hast hier nichts zu suchen.«

»Aber nein, aber nein, Sie stören überhaupt nicht«, fiel mir der Türke ins Wort. »Bitte, leisten Sie uns doch Gesellschaft.«

Er war während unseres ganzen Gesprächs auf seinem weichen menschlichen Kissen liegen geblieben. Jetzt stand er auf, um Ute den ihr gebührenden Respekt zu erweisen, und stützte sich dabei ungeniert auf Busen und Schenkel. Er war ungefähr so groß wie ich, aber wesentlich dicker, so daß er wohl an die hundert Kilo wiegen mochte. Die Schwarze aus dem Fernschreibraum kam und brachte einen Zettel.

»Die Ergebnisse des zweiten Rennens. Der Favorit hat gewonnen. Heute scheinen nur Favoriten zu gewinnen. Ihr Pech, Cimballi. Ihr silberner Drachen wird wohl lahmen. Außerdem entspricht ihm die Distanz in San Diego überhaupt nicht.«

Der dicke Türke ging langsam um Ute herum und berührte sie dabei. Dann blieb er vor ihr stehen. Seine Augen hefteten sich auf das nackte Fleisch, das im Mantelkragen sichtbar war.

»Ruhig Blut, Franzy«, sagte Ute zu mir, »diesen Kerl haue ich auf die Matte, wann immer ich will.«

Die Hände des Türken hoben sich und griffen delikat nach der Knopfleiste.

»Schwedin?«

»Dänin, mein lieber Freund. Sieht man das nicht?«

Langsam und bedächtig öffnete er Knopf um Knopf und zog dann langsam den Mantel auseinander.

»Sie würden mir wohl am liebsten eine in die Fresse hauen, Cimballi?«

»Eine überlegenswerte Möglichkeit.«

»Und was meinen Sie, werden Sie diese Möglichkeit in die Tat umsetzen oder nicht?«

Er küßte sanft Utes Brustwarzen.

»Ich könnte es versuchen.«

»Aber Sie werden es nicht versuchen.«

Kalt antwortete ich:

»Nein. Erstens habe ich keine Chance, und zweitens haben Sie im Augenblick nur eines im Kopf: meine Nerven zu testen, nichts weiter.«

Plötzlich trat der Türke einen Schritt zurück. Er hatte sich nicht weiter mit Ute beschäftigt, obwohl er sich, um auf die richtige Höhe zu gelangen, auf seine Fersen gesetzt hatte. Lächelnd richtete er sich mit einer Geschwindigkeit, die ich diesem fetten Mann nie zugetraut hätte, wieder auf und warf sich auf seine nackten Sklavinnen. Ute schloß ihren Mantel und zwinkerte mir zu.

»Gut gespielt«, kommentierte sie. »Hoch riskiert und hoch gewonnen.«

Der Türke wollte sich vor Lachen ausschütten. Genüßlich streckte er sich.

»Ich hätte noch mehr auf diesen verfluchten *Silver Dragon* setzen sollen. Langsam fange ich an, an dieses Pferd zu glauben. Eine Intuition...«

Wieder breitete sich Stille in dem riesigen Raum aus, doch diesmal war die Stille nicht lastend, sondern eher von einem geheimen Einverständnis geprägt. Der Türke wartete entspannt

wie wohl mehrmals täglich auf das Ergebnis, während ich in eine Art Trance geriet. Plötzlich bekam ich Angst. Mit rasender Geschwindigkeit liefen die Bilder vor meinem inneren Auge ab: Ich bin in Diego. Die Sonne scheint sanft über dem Rennplatz. Es ist gegen fünfzehn Uhr. Der sattgrüne Rasen hebt sich von der roten Rennbahn ab. Elf Pferde stehen in den Startboxen. Elf Unbekannte. Die Fahne senkt sich, die Boxen öffnen sich, und die Pferde stürmen los. Der silberne Drachen ist schwarz. Ich zögere. Doch, er ist schwarz und glänzt in der Sonne wie ein Schwert. Der Film bricht ab...

Der Türke warf mir einen lasziven Blick zu. Er hatte mich wohl während der ganzen Zeit beobachtet.

Die Tür öffnete sich, und die Schwarze, mit ihrem Gesäß wackelnd, brachte die Ergebnisliste und gab sie dem Türken.

Gleichgültig ließ dieser erst ein paar Sekunden verstreichen, bevor er einen Blick darauf warf und mich dann fragte:

»Du sprichst französisch, was? Ich auch. Ich bin in Beirut aufgewachsen. Kennst du den Libanon?«

»Nein.«

»Wir werden eines Tages zusammen dort hinfahren. Was hast du eigentlich gegen diesen Landau? Ein völlig unbedeutender Schwächling.«

»Eine persönliche Angelegenheit.«

»Yahl, das ist ein anderes Kaliber. An deiner Stelle würde ich mich nicht mit ihm anlegen.«

Zerstreut reichte er mir die Liste: Mein Favorit hatte gewonnen.

Ich versuchte, meine Freude so gut wie möglich zu verbergen und kaltblütig zu bleiben.

Ute war bereits vorausgegangen und hatte sich wieder hinter das Steuer des Jaguars gesetzt. Der oder ›die‹ Cicerone mit ihren apfelförmigen Brüsten und dem wackelnden Hintern war

mir vorausgegangen, und der Türke hatte mir sogar die Ehre erwiesen, mich bis zur Haustür zu begleiten.

»Hör zu, Cimballi, wenn du mir mal wieder ein Geschäft vorzuschlagen hast, dann mache ich mit. Ich hätte es gerne, wenn du mir Geschäfte vorschlägst.«

Ich ging an dem Mädchen vorbei. Plötzlich packte ich es an ihrem grazilen Hals und drückte meinen Mund fest auf den ihren, so daß sie kaum mehr atmen konnte. Als ich in den Wagen stieg, warf ich schnell einen Blick zurück: Der Türke weinte vor Lachen!

Landaus Schulterschein befand sich in meiner Tasche.

Diesen Schuldschein mußte ich nun vorlegen. Jemand mußte Landau in dessen Büro aufsuchen, ihm das Papier unter die Nase halten und ihn in aller Höflichkeit, aber auch unerbittlich, auffordern:

»Seien Sie bitte so liebenswürdig, und zahlen Sie auf der Stelle die viereinhalb Millionen Franc zuzüglich der inzwischen angefallenen Zinsen zurück.«

Da wir seine finanzielle Situation bis ins Detail kannten, wußten wir natürlich, daß es ihm unmöglich war, diese Summe aufzutreiben, zumindest nicht innerhalb kurzer Zeit.

Der von mir Beauftragte (natürlich kannte er mich nicht persönlich und wußte nicht einmal meinen Namen) besuchte Landau am 26. Februar um neun Uhr dreißig. Er handelte offiziell im Auftrag der Hung & Chang Bank, die in Singapur beheimatet war und die ihrerseits im Auftrag einer anonymen Aktiengesellschaft, der Sara S. A. handelte, die ihren Sitz in Liechtenstein hatte und von mir ausschließlich zu diesem Zweck gegründet worden war. Mein Beauftragter räumte eine letzte Frist ein und zog sich zurück.

Unseren Plan ausarbeitend, hatten Lavater und ich versucht, jeden Schritt vorauszusehen, den Landau unternehmen würde. Er verhielt sich genau so, wie wir es vermutet hatten. Zuerst versuchte er natürlich, mit dem Türken in London Kontakt aufzunehmen und herauszufinden, wieso ein Schuldenschein, den er in London glaubte und der erst einige Monate später vorgelegt werden sollte, sich plötzlich in den Händen einer Bank aus Singapur befand. Wie ausgemacht, war der Türke drei Tage lang nicht zu sprechen: er war nacheinander verreist,

hatte gerade das Haus verlassen, war krank oder beim Zahnarzt. Endlich war er bereit, mit Landau zu sprechen:

»Mein lieber Freund, ich weiß sehr wohl, daß ich Ihnen versprochen habe, den Schuldschein vorerst nicht vorzulegen und auch nicht zu verkaufen, aber wenn Sie wüßten, in welch abscheulicher Situation ich mich befindet! Oh, diese Chinesen!«

»Sie müssen mir helfen!« bekneite ihn Landau.

»Ich werde Ihnen helfen, Sie können sich auf mich verlassen. Lassen Sie mir bitte etwas Zeit, damit ich mich etwas erholen kann.«

»Ich muß in zehn Tagen bezahlen!«

»Ich verspreche Ihnen feierlich, daß Sie innerhalb einer Woche das Geld von mir bekommen«, erklärte der Türke salbungsvoll. »Allerdings nur vier Millionen. Mehr kann ich nicht für Sie tun; den Rest müssen Sie sich woanders beschaffen.«

Wohlgemerkt, Landau befand sich damals im Grunde keineswegs in einer verzweifelten Situation, auch als der Schuldschein unerwartet vorgelegt wurde. Er besaß zuerst einmal die Brasserie, auch wenn diese mit einer Hypothek belastet war. Im November des vergangenen Jahres hatte eine Gruppe Pariser Bierbrauer ihm das Angebot unterbreitet, die Brasserie für acht Millionen Franc zu übernehmen. Diese Gruppe wäre sicher bereit gewesen, auch achteinhalb Millionen auf den Tisch zu legen. Nach Abzug der Schulden wären ihm also unter normalen Bedingungen vier Millionen geblieben. Landau hatte dieses Angebot ausgeschlagen.

Zu diesen vier Millionen mußte sein offizieller Grundbesitz hinzugezählt werden, die Wohnung in der Avenue Lyautey und die Villa in Cannes, zusammen ungefähr zweieinhalb Millionen (die Schulden, die auf der Villa lagen, bereits abgezogen).

Dazu noch eine Million dreihunderttausend Franc für die Wohnung, in der seine Mätresse lebte und die ihm offiziell gar nicht gehörte. Ergibt bereits sieben Millionen achthunderttausend Franc.

Dazu dann noch die siebenhunderttausend Franc, die auf einem Nummernkonto in der Schweiz lagen, die Möbel und Gemälde, der Schmuck von Madame, die verschiedenen Wagen: alles in allem weit mehr als neun Millionen Franc, über die er in Wirklichkeit verfügen konnte. Und wenn man ihm allzuviel Zeit ließ, konnte er allein mit den Einnahmen aus der Brasserie seinen Schultschied zurückkaufen.

Der Plan, den ich zusammen mit Lavater und zwei weiteren Beratern ausgeheckt hatte, sah vor, daß Henri-Georges Landau innerhalb kürzester Zeit vollkommen ruiniert wurde.

Auf legalem Weg.

Der Bote der Hung & Chang Bank aus Singapur hatte Landau eine Frist von zehn Tagen eingeräumt. Nach dem Versprechen des Türken fühlte sich Landau schon fast gerettet. Da bekam er plötzlich neue Schwierigkeiten – ein Unglück kommt selten allein, nicht wahr? Ein Steuerinspektor besuchte ihn und stellte höchst unangenehme Fragen nach der Wohnung auf der Ile de la Cité. Mit welchen Mitteln Mademoiselle Marthe Fernet, Amanda genannt, wohl die Wohnung gekauft habe? Wie es komme, daß die Schecks, mit denen die auf die Wohnung anfallenden Steuern bezahlt wurden, von Landau unterschrieben worden waren? Genau wie die Wasser- und Stromrechnungen? Und die der Dekorateure, Antiquitätenhändler, die Lieferungen des Feinkosthändlers – alles von Landau bezahlt. Warum? (Lavater hatte noch einige Freunde in der französischen Finanzverwaltung, so daß es ihm ein leichtes gewesen war, diesen Besuch des Steuerinspektors zu arrangieren.)

Landau verteidigte sich, so gut er konnte. Er müßte erst einmal Zeit gewinnen. Am 5. März, also drei Tage vor Ablauf des Ultimatums, hatte er sechshunderttausend Franc aufgetrieben; fehlten also nur noch die vier Millionen aus London, die der Türke ihm versprochen und bisher noch nicht geschickt hatte. Neue Anrufe in London. Vierundzwanzig Stunden lang ließ sich der Türke wieder verleugnen, bis er sich endlich Landaus erbarmte:

»Heute nicht, Landau. Unmöglich. Morgen oder spätestens übermorgen erwarte ich eine bedeutende Summe.«

»Ich kann kein Risiko mehr eingehen.«

»Nun, mit achtundneunzig Prozentiger Sicherheit kann ich Ihnen die vier Millionen innerhalb von achtundvierzig Stunden nach Paris transferieren.«

Landau atmete auf; er fühlte sich von neuem abgesichert und dachte natürlich nicht an die zwei Prozent Risiko. Das paßte genau zu seinem Charakter: er suchte immer die leichteste, bequemste Lösung. Zwei Tage später – ihm blieben nicht einmal mehr vierundzwanzig Stunden Zeit – verfolgte er den Türken wieder per Telefon. Dieser genoß es offensichtlich, Landau leiden zu lassen. (Er ging sehr viel weiter, als wir ausgemacht hatten, aber der Türke hatte von Natur aus einen sadistischen Charakter.) Er hielt ihn weiter hin, bis er endlich, fünfzehn Stunden, bevor der Bote der Singapurer Bank wieder bei ihm erscheinen wollte, ihm die Wahrheit mitteilte, das heißt natürlich: unsere Wahrheit:

»Landau, die Geldsumme, mit der ich rechnete, ist nicht eingetroffen. Es tut mir sehr leid.«

Der Restaurateur konnte nicht mehr an sich halten; seine Stimme überschlug sich, als er antworten wollte, und er brauchte erst eine gewisse Zeit, bis er wieder normal reden konnte:

»Aber Sie haben mir doch gesagt, daß die Chance immerhin achtundneunzig Prozent betrage!«

»Und zwei Prozent Risiko, leider. Aber, Landau, ich habe Ihnen gegenüber ein schlechtes Gewissen. Vielleicht habe ich eine Lösung für Sie gefunden.«

Die Lösung bestand darin, einen gewissen Engländer namens Hyatt aufzutreiben, der sich irgendwo zwischen London und Rom aufhielt, vietnamesisches Kapital bei sich hatte und sich nach einer günstigen Anlagemöglichkeit umschauten.

»Hyatt kann Ihnen helfen, Landau. Sie müssen versuchen, ihn rechtzeitig aufzutreiben.«

Als hätte er den Restaurateur, dem das Wasser bis zu Hals stand, eigens darauf hinweisen müssen! Landau telefonierte quer durch Europa. Dieser Engländer reiste entschieden sehr viel! Ja, er war in London gewesen, aber nach Rom geflogen. Ja, auch in Rom war er gewesen, aber weiter nach Frankfurt gereist, dann nach Genf, nach Brüssel...

Endlich trieb Landau ihn wieder in Rom auf, nicht in dem Hotel, in dem er zuerst seine Spur aufgenommen hatte, sondern in einem anderen, im Bernini Bristol, Piazza Barberini.

»*Ma il signore* ist ausgegangen«, erfuhr der vor Angst schlötternde Landau. Nein, man wisse nicht, wann er wieder ins Hotel zurückkomme. Diese ruhige, gelassene Stimme des Nachtpörtiers! Landau beknipte ihn, Hyatt auszurichten, er möge, gleich zu welcher Nachtzeit, in Paris anrufen, er bliebe, bis der Anruf käme, im Büro.

Hyatt, der nur auf grünes Licht von meiner Seite aus gewartet hatte, rief dann tatsächlich an, in der Nacht vom siebten auf den achten März um dreiundzwanzig Uhr vierzig.

»Ich bin selbstverständlich bereit, Monsieur Landau, mit Ihnen zusammenzutreffen... Ja, ein Geschäft dieser Art könnte meine Auftraggeber durchaus interessieren... Wie bitte?...«

Heute nacht noch? So überstürzt? Das nächste Flugzeug geht erst morgen früh... Ich soll ein Flugzeug mieten? Sie sind bereit, für die Unkosten aufzukommen?... Gut, wenn es unbedingt sein muß... Aber ich muß natürlich erst einmal ein Flugzeug auftreiben.«

Hyatt trieb ein Flugzeug auf (es stand in Wirklichkeit schon seit zwei Tagen für ihn auf dem Flughafen Rom bereit). Um vier Uhr morgens kam er auf dem Pariser Flughafen Le Bourget an und wurde von einem völlig übermüdeten und nervösen Landau abgeholt.

»Monsieur Landau, ich habe inzwischen mit meinen Auftraggebern Kontakt aufnehmen können. Sie scheuen davor zurück, zuviel Geld in eine einzige Angelegenheit zu stecken. Aber Sie sind bereit, Ihnen morgen das Geld für die Auslösung des Schuldscheins vorzustrecken, natürlich gegen die Übergabe des Schuldscheins, unter einer Bedingung: Sie versteigern das Restaurant öffentlich. Niemand hindert Sie, Ihr Restaurant selbst einzusteigen.«

»Aber das Restaurant ist zwischen acht und neun Millionen wert!«

»Monsieur Landau, es blieb mir genügend Zeit, um mich über die Affäre zu informieren. Sie haben heute morgen den Brauereien, die vor einiger Zeit Ihr Restaurant hatten kaufen wollen, ein Angebot gemacht; dieses Angebot wurde abgelehnt. Wenn meine Informationen exakt sind, und ich bin mir sicher, daß sie zutreffen, werden die Brauer bei einer öffentlichen Versteigerung nicht eingreifen. So haben Sie eine reelle Chance, Ihr Restaurant für einen mehr als vernünftigen Preis selbst einzusteigen! Sagen wir einmal sechs Millionen Franc. Wir stehen für viereinhalb Millionen gerade; den Rest müssen Sie selbst aufbringen.«

»Aber ich habe keine anderthalb Millionen.«

»Das ist Ihr Problem. Haben Sie keinen Grundbesitz? Warum verkaufen Sie den eigentlich nicht? Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: Sie müssen alles daransetzen, um Ihr Restaurant zu behalten. Der Rest ist nicht so wichtig. Wenn Sie weiterhin Besitzer des Restaurants sind, können Sie wieder auf die Beine kommen.«

Landau zögerte; der Termin war äußerst knapp, und mit den Zinsen und Nebenkosten belief sich die erforderliche Summe auf erheblich mehr als eineinhalb Millionen Franc. Er überlegte und suchte in seinem Kopf nach einem möglichen Käufer für die Wohnung im 16. Arrondissement und die Villa in Cannes. Hyatt konnte ihm auch hier einen guten Tip geben: Eine französische Immobiliengesellschaft, von einem pensionierten General geleitet und über allen Verdacht erhaben, wäre unter Umständen zu einem solchen Geschäft bereit. Der Bevollmächtigte für Ankäufe hieß Marc Lavater. Marc Lavater war dann auch wirklich bereit, Wohnung und Villa zu übernehmen und bar zu bezahlen, sobald der Verkaufsvertrag beim Notar unterschrieben war... und schlug eine Million vierhunderttausend Franc als Kaufpreis vor.

»Aber das ist der reinste Diebstahl!« schrie Landau außer sich vor Zorn.

»Halten Sie Ihre Zunge im Zaum, ich bitte Sie! Sie können das Angebot ausschlagen, wenn Sie nicht damit einverstanden sind.«

Landau war damit einverstanden. Er verkaufte die Villa und die Wohnung an die französische Gesellschaft und verlor dabei eine Million. Die Gesellschaft wurde sofort, nachdem sie die beiden Immobilien weiterverkauft hatte, aufgelöst. Von mir.

Am Tag der Versteigerung des Restaurants bewahrheitete sich Hyatts Vorhersage: Die Brauer blieben der Auktion fern (aus welchem Grund, werde ich noch berichten). Henri-Georges Landau konnte sein eigenes Restaurant für sechs

Millionen und zweihunderttausend Franc erwerben – ein Unbekannter hatte den Preis in die Höhe getrieben. Landau, der mit den Nerven völlig fertig war, hoffte, ihm sei jetzt eine Ruhepause vergönnt.

Er täuschte sich. Der Schuldenschein hatte nur den Besitzer gewechselt; jetzt gehörte er einer liechtensteinischen Treuhandgesellschaft, die ihn für die angeblichen vietnamesischen Auftraggeber verwahrte, das heißt, er befand sich in Wirklichkeit nicht im Besitz der Bank von Indochina, wie Landau gegenüber angegeben, sondern in meinem, in Cimballis. Ich hatte ihn nur von einer Gesellschaft zur anderen geschoben, weiter nichts.

Landau allerdings schuldete weiterhin viereinhalb Millionen Francs plus die nicht unbeträchtlichen Zinsen und Spesen; seine persönliche Lage hatte sich dramatisch verschlechtert: die Steueruntersuchung war offiziell eingeleitet worden, so daß er nicht auf die Wohnung auf der Ile de la Cité zurückgreifen konnte, denn das wäre einem offiziellen Schuldanerkenntnis gleichgekommen, und sein restlicher Immobilienbesitz war verkauft.

Natürlich besaß er noch sein Restaurant. Und damit auch die Hoffnung, noch einmal davonzukommen, angeschlagen zwar, aber noch lebensfähig.

Unter einer Bedingung: Er brauchte Zeit, um sich zu erholen, das heißt, der Schuldenschein durfte kein zweites Mal vorgelegt werden.

Natürlich wurde ihm der Schuldenschein ein zweites Mal vorgelegt, am 9. April.

An diesem Tag tauchte der englische Geschäftsmann Hyatt in Landaus Büro im ersten Stock seines Restaurants an den Champs-Elysées auf.

»Sie sind sicher über die ernsten Vorgänge informiert«, begann er, »die sich im Moment in Indochina abspielen. Meine vietnamesischen Kunden sind äußerst beunruhigt und nervös; sie sind im Augenblick zu allem fähig. Leider betrifft das auch Sie. Es fällt mir schwer, Ihnen diesen Schlag zu versetzen, aber meine Auftraggeber bestehen darauf, daß Sie die viereinhalb Millionen, die Sie ihnen schulden, auf der Stelle zurückzahlen.«

Ich werde mich immer an die genaue Zahl erinnern: vier Millionen achthundertachtundachtzigtausend Franc, Zinsen und Kosten inklusive.

In diesem Augenblick war Landau, finanziell gesehen, gestorben. Er hatte keine Möglichkeit, eine zweite öffentliche Versteigerung seines Restaurants zu verhindern. Auch diesmal hielten sich die Brauereien zurück, obwohl es nur logisch und natürlich gewesen wäre, wenn sie sich um diese gastronomische Perle gestritten hätten. Die Abwesenheit der Brauer, eine zweite unfreiwillige Versteigerung innerhalb kürzester Zeit und bestimmte Gerüchte, die in Paris kursierten – dies alles trug dazu bei, daß die Versteigerung für Landau zu einer Katastrophe wurde. Ein einziger Interessent nur war erschienen, der Vertreter einer deutschen Treuhandgesellschaft, der fünf Millionen und zweihunderttausend Franc bot und für dieses Gebot auch den Zuschlag erhielt. Nach Abzug der unvermeidlichen und nicht unbeträchtlichen Kosten konnte Landau mit dem Geld, das er von der deutschen Treuhandgesellschaft (also von mir) bekommen hatte, der Luxemburger Treuhandgesellschaft (also mir) die mehr als vier Millionen achthunderttausend Franc bezahlen, die er schuldig war.

Blieben ihm die siebenhunderttausend Franc auf dem Schweizer Nummernkonto. Prompt beging er den Fehler, mit dem wir gerechnet hatten: Er schickte seine Frau in die

Schweiz mit dem Auftrag, das Geld über die Grenze zu schmuggeln. Ein diskreter Hinweis an das Zollamt. Die siebenhunderttausend Franc wurden beschlagnahmt und Madame Landau darüber hinaus eine Strafe angedroht.

Zu meiner großen Erleichterung brachte er sich nicht um. Nach dem Verkauf von Bildern, Möbel und Schmuck war er wieder einigermaßen flüssig. Er versuchte, im gleichen Gewerbe wieder Fuß zu fassen, und schloß sich mit einem undurchsichtigen Vertreter von Schnellrestaurants zusammen. Innerhalb kurzer Zeit verlor er das restliche Geld, das er gerettet hatte. Er wurde verrückt, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Als er auf der Terrasse seines ehemaligen Restaurants begann, Stühle und Tische zu zertrümmern, sich nackt auszuziehen, die Kellner zu bedrohen, die ihn an solch anstößigem Tun hindern wollten, und den Polizisten, die eingriffen, erbitterten Widerstand zu leisten, wurde er verhaftet und später in eine Heilanstalt eingeliefert.

Ich bin mir sicher, daß er nie verstand, was sich abgespielt hatte, und nie auch nur auf die Idee gekommen war, daß ein gewisser Franz Cimballi hinter diesem teuflischen Tanz steckte.

### Die Brauer.

Als wir unseren Plan entwarfen, bereitete mir das mögliche Verhalten der Brauer größere Sorgen als das des Türken.

Am 21. Februar, ein Tag, nachdem ich Landaus Schuldschein erworben hatte, nahm ich zum ersten Mal Kontakt mit ihnen auf, natürlich nicht persönlich – während der ganzen Affäre Landau hatte ich mich stets im Hintergrund gehalten –, sondern vertreten durch Marc Lavater. Das hatte zwei nicht zu unterschätzende Vorteile: die Diskretion einerseits (ich wollte auf keinen Fall, daß Martin Yahl Verdacht schöpfte und mich

als den Mann im Hintergrund identifizierte; er sollte weiterhin glauben, ich triebe mich irgendwo in Kenia herum) und die Seriosität andererseits; die Herren Bierbrauer würden eher einem Marc Lavater zuhören, dessen Büro in Paris einen ausgezeichneten Ruf genoß, als einem jungen, von Hongkong hereingeschneiten Spund. Im übrigen war ihr eigener Finanzberater ein enger Freund Marcs.

Und unter Finanzhaien...

»Im November vergangenen Jahres haben Sie Henri-Georges Landau ein Kaufangebot unterbreitet. Er hatte Ihnen geantwortet, er dächte nicht an Verkauf. Sind Sie immer noch an der Brasserie interessiert?«

»Warum interessieren Sie sich für unsere Pläne?«

Marc legte den Schultschein auf den Tisch.

»Sie haben damals Landau acht Millionen angeboten. Wir können wohl von der Voraussetzung ausgehen, daß Sie bereit gewesen wären, Ihr Angebot zu erhöhen; sagen wir achtseinhalb Millionen, um einfach eine Zahl zu nennen.«

Die Brauer rührten sich nicht.

»Die Brasserie Landau wird in ein stürmisches Fahrwasser geraten und innerhalb der nächsten Monate von einem meiner Kunden, dessen Namen ich verpflichtet bin geheimzuhalten, aufgekauft werden. Mein Kunde interessiert sich allerdings nicht für die Brasserie selbst. Sobald sie sich in seinem Besitz befindet, ist er bereit, sie Ihnen zu einem Preis zu verkaufen, der deutlich unter Ihrem Angebot vom November liegen wird.«

»Was meinen Sie mit >deutlich unter<?«

»Siebeneinhalf Millionen Franc. Ihr Reingewinn beträgt zwischen fünfhunderttausend und einer Million Franc, wenn nicht noch mehr. Inzwischen sind in Paris ja die Preise gestiegen, wie Sie wissen.«

»Welche Bedingungen stellt Ihr Kunde?«

»Wir gehen davon aus, daß die Brasserie innerhalb von kurzer Zeit zweimal öffentlich versteigert wird und bitten Sie, an diesen Versteigerungen nicht teilzunehmen.«

»Und welche Garantien bekommen wir?«

»Eine Verkaufszusicherung, von meinem Kunden auf Ihren Namen ausgestellt.«

»Das ist illegal.«

Marc lächelte gewinnend.

»Sicher. Und?«

Schweigen.

»Ich konnte ihre Gedanken lesen«, berichtete Marc mir später.

»Und wenn wir auf Ihr Angebot nicht eingehen, sondern an den Versteigerungen teilnehmen?«

Marc lächelte wieder, diesmal wie ein unschuldiger Engel:

»Wenn Sie mitsteigern – und zwar unabhängig davon, ob es zu einer Vereinbarung zwischen uns kommen wird oder nicht –, wird mein Auftraggeber, der ja bereits über den Schuldschein von viereinhalb Millionen Franc verfügt, den Preis so lange hochtreiben, bis Sie zur Aufgabe gezwungen sind. Ihr Eingreifen wäre sinnlos und trieb nur den Preis der Brasserie Landau hoch, die von meinem Kunden nach dem Erwerb auf alle Fälle wieder verkauft wird, nur, falls Sie eingreifen, auf keinen Fall an Sie.«

Wir trieben ein gefährliches Spiel. Was war, wenn die Brauer Landau informierten? Doch warum sollten sie ihn eigentlich informieren? Im Grunde wußten sie kaum etwas. Außerdem rechneten wir fest mit ihrem Geschäftssinn. Das heißt, mit ihrer Skrupellosigkeit. Diese Rechnung geht immer auf.

»Franz, diese beiden Typen würden, wenn es um Geschäfte geht, selbst Haien Angst einjagen. Sie haben den Schuldschein gesehen, wissen also, daß sich viereinhalb Millionen in fremder Hand befinden. Und was riskieren sie eigentlich, wenn

sie auf unser Angebot eingehen? Landau hat ihr Angebot kategorisch zurückgewiesen. Und wenn sie ihre Verkaufsabsicht nicht in die Tat umsetzen, dann können sie nach Ende der Versteigerung bei dem Notar immer noch ein höheres Angebot abgeben. Die beiden Typen können rechnen und nehmen jede Gelegenheit wahr, eine oder eineinhalb Millionen im Schlaf zu verdienen.«

Die Vereinbarung kam zustande, und die Brauer hielten sich an unsere Abmachung, das heißt, sie beobachteten den Todesschuß, den wir Landau versetzten, mit absoluter Neutralität. Vier Tage nach der zweiten Versteigerung verkaufte ich ihnen die Brasserie für sieben Millionen zweihunderttausend Franc (sie hatten natürlich mit Lavater gehandelt). Am gleichen Tag noch löste ich alle Gesellschaften auf, die mit der Affäre Landau zu tun gehabt hatten: die Sara S. A. die Liechtensteiner, Luxemburger und deutsche Treuhandgesellschaft und natürlich auch die französische Gesellschaft, die Landaus Grundbesitz gekauft hatte – ich hatte die Villa in Cannes und die Wohnung in Paris vorher auf meine Hongkonger Gesellschaft übertragen lassen.

Alle Spuren waren beseitigt. Und der Name Cimballi kein einziges Mal aufgetaucht.

Finanziell gesehen, habe ich Henri-Georges Landau getötet. Und dabei noch Geld verdient, obwohl das nicht die eigentliche Absicht gewesen war. Die Villa und die Wohnung wurden etwas später für drei Millionen zweihundertfünfzigtausend Franc verkauft.

Meine Transaktionen mit den Brauern brachten mir knapp zwei Millionen ein.

Insgesamt erzielte ich drei Millionen siebenhunderttausend Franc, von denen ich natürlich Marc, Hyatt und den Türken bezahlen mußte, die Spesen und die französischen Steuern (dreißig Prozent), die ich fröhlich beglich.

Diesen Dank schuldete ich meiner Heimat.

Ich hatte sie in Nassau kennengelernt; während der Vorbereitungen zu Landaus ›Hinrichtung‹ war ich auf die Bahamas geflogen, da sich hier mühelos anonyme Finanzierungsgesellschaften gründen lassen.

Sie war eher klein und hatte blonde, leicht ins Rötliche gehende Haare. Das Auffallendste an ihr aber waren ihre Augen, die sich trotz ihres kindlichen Ausdrucks bei unserer ersten Begegnung eher fragend auf mich gerichtet hatten; vielleicht stellte sie sich wirklich Fragen über meine Person.

»Franz Cimballi, Catherine Varles.«

Die junge Frau, die uns miteinander bekannt gemacht hatte, war eine meiner Jugendfreundinnen, Suzie Kendali.

Wir hatten manchen verrückten Abend in Cannes, Portofino, Sankt Moritz oder sonstwo miteinander verbracht. In der Nacht, in der sich das junge Mädchen in dem von mir in Saint James Park gemieteten Haus umgebracht hatte, also zwei Tage vor meinem Abflug nach Kenia, war sie bei mir gewesen. Ich weiß nicht mehr, ob wir einmal miteinander geschlafen hatten, möchte das aber auf keinen Fall ausschließen. Am Tag nach meiner Ankunft im Emerald Beach Plantation Hotel waren wir regelrecht übereinander gestolpert. Sie küßte mich leidenschaftlich und war ›irrsinnig‹ glücklich, mich zu sehen, denn sie hatte gedacht, ich sei tot, oder, schlimmer noch, zur Fremdenlegion gegangen, und ob ich wisse, daß sie inzwischen verheiratet sei und daß Peggy und Werner und...

Ich hatte nur Augen für Catherine.

»Französin?«

Sie nickte zustimmend mit dem Kopf. Ich schätzte sie auf sechzehn, höchstens achtzehn. Suzie packte mich am Arm und wollte mich mitziehen:

»Franz, ich bin ja soooo glücklich, daß ich dich wiedergefunden habe. Komm, ich stelle dich meinem Mann vor. Peter Moses, der Anita geheiratet hat, ist auch da. Du erinnerst dich doch an die beiden, oder? Komm, wir veranstalten ein rauschendes Fest!«

»Allein in Nassau?«

»Nein«, antwortete Catherine. »Mit Freunden.«

»Verheiratet?«

Sie lachte.

»Nein.«

»Wollen Sie mich heiraten?«

»Nein.«

Ich sagte zu Suzie:

»Geh schon voraus. Wir kommen nach.«

Und zu den goldfarbenen, fragenden Augen:

»Unternehmen wir irgend etwas. Egal was. Hauptsache, wir unternehmen es sofort und gemeinsam.«

Sie amüsierte sich königlich.

»Gehen wir segeln?«

»Einverstanden.«

Am Privatstrand des Hotels wurden kleine Katamarane für die Gäste bereitgehalten. Wir hatten beide Badekleidung an, so daß wir uns nicht lange umziehen mußten, sondern gleich lossegeln konnten. Ich versuchte, diese verfluchten Segel hochzuziehen, verhedderte mich in den Leinen, bekam beinahe eine an den Kopf, kurz, das Ergebnis war eine Katastrophe. Catherine mußte sich den Bauch halten vor Lachen.

»Lassen Sie mich einmal ran. Wo haben Sie denn Segeln gelernt?«

»Bei einem Fernkurs. Mein damaliger Briefträger haßte mich.«

Mit ihren kleinen Händen entwirrte sie ruhig und gelassen den Verhau, den ich angerichtet hatte, und in verblüffend kurzer Zeit segelte unser stolzes Schiff bereits über den Ozean. Stille umgab uns. Nicht nur, weil das Boot über keinen Motor verfügte, sondern weil ich während der ganzen Fahrt absolut nichts sagte, was nur sehr selten vorkommt. Und da ich keine Fragen stellte, konnte sie diese auch nicht beantworten. Ich sah sie nur an, während ihr Blick eher auf den Horizont gerichtet war und sich von ihm nur ab und zu löste, um über die weißen Segel, die tiefblaue Karibik und manchmal sogar über mich zu streifen. Nach dreißig, vierzig Minuten machte sie kehrt und segelte wieder zum Strand zurück. Um nicht ganz blöd dazustehen, übernahm ich die ›Männerarbeit‹ und zog das Boot ans Ufer, während ich ihr nachschaute, wie sie nach einem kurzen, stummen Abschiedsblick zum Hotel ging. Hätte man mich nicht aufgehalten, dann hätte ich, ihr immer nachschauend, das Boot bis in die Hotelhalle gezogen. Entsetzlich allein ging ich dann zum Schwimmbad, das im linken Flügel des Hotels untergebracht war, und stieß auf Suzie.

»Endlich, endlich!« rief sie und wedelte dabei mit ihren Armen in der Luft herum wie eine verrückt gewordene Tänzerin.

»Suzie...«

»Ihr gebt ein hübsches Pärchen ab. Auch in der Größe paßt ihr gut zueinander... einfach hinreißend. Sie ist noch etwas jung, aber ihr beide seid einfach hinreißend. Ich sagte zu...«

»SUZIE!!!«

»Ja, mein lieber Franz?«

»Halt die Schnauze!«

»Ja, mein lieber Franz.«

Sie küßte mich, ich küßte sie und dann gingen wir zu ihrem Göttergatten, der eine Art riesiges Gebiß war mit weißen, strahlenden Zähnen, und drumherum ein Engländer. Ein sympathischer Kerl, wenn auch zwanzig Jahre älter als seine Frau. Die Moses', Anita und Peter, waren ebenfalls da, und viele andere Pärchen, deren Hände ich schütteln mußte. Alle tranken Punsch, der mit Champagner angesetzt worden war, ein ausgezeichnetes Mittel, um sich schnell und mühelos zu betrinken. Catherine Varles und ein junges englisches Pärchen, ihre Freunde, stießen zu uns, als wir bei Einbruch der Dunkelheit zusammen ins Beach Hotel gingen, um der Garde der Wachsoldaten von Nassau bei ihrem Konzert zuzuhören; nach sechs Stunden ununterbrochenem, entfesseltem Kalypso stärkten wir uns – die Sonne dämmerte bereits über der karibischen See – mit ausgezeichneten gegrillten Taschenkrebsen.

Eigentlich war vorgesehen gewesen, daß ich die Bahamas am nächsten Morgen wieder verließ. Lavater erwartete mich in Paris, um mit mir die letzten Details unseres ›Hinrichtungsplanes‹ zu besprechen. Ich schickte ihm ein Telegramm und teilte ihm mit, ich sei aufgehalten worden, ohne einen näheren Grund anzugeben. Sollte er sich nur Fragen stellen. Ich verlängerte meinen Aufenthalt um zwei Tage und gönnte mir nach Ablauf dieser Frist weitere vierundzwanzig Stunden. Diese Zeit, die ich fast ausschließlich mit Catherine verbrachte, nahm unerwartete Dimensionen an; ich hatte das Gefühl, als ändere sich alles.

Für die letzte Nacht, die wir, zumindest im Augenblick – so meine optimistische Einschätzung – zusammen auf den Bahamas verbringen wollten, hatte ich mir etwas Besonderes einfallen lassen: Ich mietete ein Boot mit flachem, durchsichtigem Boden aus Panzerglas, so daß man die Korallenbänke und Fischschwärme in ihrer ganzen Pracht

beobachten konnte. Ich hatte darum gebeten, starke Scheinwerfer zu installieren, die tief ins Meer drangen, und zwei Beiboote bestellt, in denen blumenbekränzte Musiker *moderato* und *voluptuoso* für uns aufspielen sollten. Am Anfang lief alles so ab, wie ich es mir ausgemalt hatte, doch dann brach eines dieser entsetzlichen tropischen Gewitter los, deren Gewalt man sich in Europa kaum vorstellen kann. Unsere blumenbekränzten Barken verwandelten sich in erbärmliche Flöße, und meine Orchester spielten, mich angesichts der buchstäblich ins Wasser gefallenen Liebesnacht durch den Kakao ziehend, *Näher zu Dir mein Gott* und erinnerten in ihrer Ergriffenheit an ihre Kollegen, die auf der sinkenden Titanic bis zum letzten Augenblick ›für Stimmung gesorgt hatten‹. Besonders die Streicher, die mit ihren völlig durchnäßten Bögen nur noch quietschende Laute produzieren konnten, legten sich ins Zeug.

Ich begleitete Catherine bis zur Tür ihres Hotelzimmers. Wir sahen aus, als hätte man uns kurz vor dem Ertrinken gerettet. Ich sagte zögernd:

»Wissen Sie, ab und zu gelingt mir auch etwas in meinem Leben. Ich verpfusche nicht systematisch alles.«

Schweigen. Ich fragte sie zum zweiten Mal, ob sie mich heiraten wolle. Sie schaute mich ernst an:

»Noch nicht«, antwortete sie.

Ein ›nein‹ hätte ich verstanden. Dieses ›noch nicht‹ überstieg mein Begriffsvermögen.

»Fühlen Sie sich noch zu jung?«

»Das ist nicht der einzige Grund.«

Sie küßte mich leicht auf die Wange.

»Ich habe den Eindruck, daß Sie dauernd hinter etwas herlaufen.«

»Ich tanze. Cimballi läuft nicht, er tanzt. Und Cimballi, das bin ich.«

»... der hinter etwas herläuft, das er unbedingt einholen oder erreichen möchte. Besuchen Sie mich wieder, wenn dieser Wettkampf zu Ende ist.«

»Verdammst noch mal!« rief ich unbeherrscht, »und wenn dieser Wettkampf zwanzig Jahre dauern sollte?«

»In diesem Fall empfehle ich Ihnen, etwas schneller zu laufen. Oder zu tanzen.«

Daraufhin küßte sie mich wieder auf die Wange (diesmal auf die andere), ganz leicht auf den Mund und machte ihre Zimmertür vor meiner Nase zu. Am nächsten Morgen flog ich nach Paris zurück, wo Henri-Georges Landau wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, noch nicht wußte, was mit ihm geschehen würde.

Als ich die Adresse im 16. Pariser Arrondissement aufsuchte, wo Catherine angeblich mit ihrer Familie wohnte, erfuhr ich, daß in diesem Haus eine Catherine Varles vollkommen unbekannt war.

Landau, Catherines goldfarbene Augen, meine geheimen Absprachen mit dem Türken, die Entwicklung meiner Hongkonger Geschäfte – das hatte sich alles ungefähr zur gleichen Zeit abgespielt, und ich mußte Außenstehenden wirklich den Eindruck vermitteln, als lief ich hinter etwas Bestimmtem her. Kein Wunder, denn ich rannte in der Tat wie ein Irrer durch die Welt.

Meine Beziehung mit dem Türken sollte sich nicht auf die Landau-Affäre beschränken; merkwürdigerweise war er es, der Kontakt mit mir aufnahm:

»Hallo, Franz!«

»Nenn mich nicht Franz. Franz oder Cimballi!«

»Wie du willst. Ich wollte dir nur sagen, daß ich in der Affäre Landau weiter gegangen bin...«

»Darum hatte ich dich nicht gebeten.«

»... als du mich gebeten hast. Und ich werde noch weitergehen. Weißt du, warum? Die Geschichte amüsiert mich. Sie ist so richtig schön verdorben. Und natürlich, weil ich damit rechne, daß du mich an deinem nächsten großen Geschäft beteiligst. Ich glaube an dich. Allah ist mit dir, mein Bruder.«

»Dein Allah kann mir gestohlen bleiben.«

Allah oder nicht Allah, wie auch immer, der Türke hatte eine feine Nase. Wieder nach Hongkong zurückgekehrt, stellte ich zufrieden fest, daß die Scherzartikel nach wie vor gefragt waren. Mein Konto bei der Hongkong and Shanghai Bank wuchs täglich. Als ich an einem Freitagnachmittag in mein Büro in die Des Voeux Road zurückkam – und hier begann die neue Geschichte –, fand ich einen Zettel auf meinem Schreibtisch. Ich solle doch möglichst umgehend eine bestimmte Nummer anrufen. Ich ließ mich nicht zweimal bitten, sondern wählte sofort. Mein Gesprächspartner mußte, wie ich an Hand der Nummer hatte feststellen können, auf den New Territories wohnen. Ein Anrufbeantworter bat mich um einen Augenblick Geduld; merkwürdigerweise identifizierte ich die Stimme nicht auf Anhieb.

»Hak.«

Sofort hatte ich die merkwürdige Atmosphäre wieder vor Augen: Das teilweise unter dem Meeresspiegel liegende Haus, in dem es totenstill war, der Chinese mit den intelligenten Augen und den Stahlbeinen, die sich anscheinend mühelos auf dem schwarzen Marmorboden fortbewegten...

»Monsieur Cimballi, ich frage mich, ob es Ihnen wohl angenehm wäre, ein Wochenende bei mir zu verbringen?«

Seit unserer ersten Begegnung, die von Ching irgendwie vermittelt worden war, hatte ich Mister Hak weder gesehen noch gesprochen.

»Ich wüßte nicht, was mir größere Freude bereiten könnte.«

»Bestimmen Sie das Datum?«

»Doch nicht etwa schon morgen?«

»Warum nicht? Ich bin unendlich glücklich bei dem Gedanken, Sie wiederzusehen. Und ich werde noch glücklicher sein, wenn Miß Kyle sich bereit erklärte, Sie zu begleiten.«

Er wußte also um meine Beziehung zu Sarah. Meine Irländerin geriet in einen Gewissenskonflikt, aber dann siegte doch die Neugier über das Pflichtgefühl, und sie meldete sich kurzentschlossen in ihrem gottverdammten Hotel für das Wochenende ab. Dabei war sie noch von einem zweiten Beweggrund getrieben worden. Wie sie sagte, hatte ich mich verändert. Welche Veränderung? Sie konnte es nicht so recht erklären und meinte nur, diese Veränderung sei nach meiner letzten Reise nach Europa und auf die Bahamas eingetreten. Bei dem Wort Bahamas warf sie mir einen ihrer berühmten sarkastischen Blicke zu. Sie war wirklich der hellsichtigste Mensch, dem ich je begegnet war und dem ich je begegnen sollte, zumindest was die Hellsichtigkeit hinsichtlich meiner Person betraf.

»Nun, wir werden ja sehen«, schloß sie das Gespräch lakonisch ab.

Als wir in dem Haus auf der Insel eintrafen, wurden wir von zwei Angestellten empfangen, einem Mann und einer Frau.

»Mister Hak wird gleich kommen.«

Ich zeigte Sarah inzwischen das Haus. Sie war sehr beeindruckt:

»Völlig verrückt!«

Dann tauchte Mister Hak aus verschwiegenen Gemächern auf. Ich hatte Sarah zwar gewarnt, aber ihr wäre das Herz trotzdem beinahe stehengeblieben. Sie flüsterte mir zu:

»Verdammt, wenn er geht, berührt er nicht einmal den Boden. Er schwebt, ich sage dir, er geht auf einem Luftkissen!«

»Mögen Sie die chinesische Küche?« fragte Mister Hak höflich.

Ich persönlich bin nicht besonders von ihr angetan, aber Sarah schätzte sie sehr und kam an diesem Abend voll auf ihre Kosten. Beim Essen waren wir zu viert, denn Mister Hak hatte noch eine junge Chinesin eingeladen, seine Nichte, die die Rolle der Gastgeberin übernahm und ausgezeichnet Englisch sprach. Sie war auf ihren Reisen bis nach Irland gekommen und sprach mit Sarah, deren patriotische Gefühle leicht zu entflammen waren, über ihre Heimat. Das Essen nahm Ausmaße an, die man nur als pantagruelisch bezeichnen kann, wenn es ein entsprechendes Wort in der chinesischen Sprache gibt: mit Maniok gefüllte Krabben, Froschschenkel in Ingwer, Gans in Honig, weiße Tintenfische mit Hühnerleberfarce gefüllt, in mir unbekannte Gemüseblätter gehüllte Tauben, Hirn und Mägen von nicht zu identifizierenden Tieren, Huhn mit Algen, Haifischflossen, Schwalbennester; dazu gab es einen chinesischen Wein, Mao T'ai, der selbstverständlich ausgezeichnet war und auch mich mit seiner Blume und seinem Körper zufriedenstellte. Doch das war alles noch nichts im Vergleich zu dem, was wir am darauffolgenden Tag zum Mittagessen vorgesetzt bekamen: eine komplette Schlangenmahlzeit mit Python, Kobra, Dhaman und verschiedenen Blindschleichenarten und als Höhepunkt das, was die Chinesen als das >Großartige Trio< bezeichnen: Drache (Python), Tiger (Katze) und Phoenix (Huhn), alles miteinander vermischt. Eine doch recht merkwürdige Mischung.

Wir aßen in dem Salon mit der halbrunden Rückwand, die natürlich beiseite gefahren worden war. Die Scheinwerfer brannten. Damit wir während des Essens Haie in freier

Wildbahn beobachten konnten, hatte man riesige blutige Fleischstücke an Metzgerhaken in das Wasser gehängt, doch es zeigte sich nur ein einziges, allerdings prächtiges Exemplar: ein Riesenhai von mindestens sieben oder acht Metern Länge. Der Wein tat seine Wirkung, so daß es mir nicht schwerfiel, eine ganze Haischar zu sehen.

Als ich am nächsten Morgen unser Zimmer verließ und in die Empfangsräume ging, war Mister Hak bereits auf. Er spielte Schach mit sich selbst.

»Noch einen Kaffee?«

»Gerne.«

Er begann mich zu loben und sprach von der Schnelligkeit und der Exaktheit, mit der ich in Europa das Vertriebsnetz für unsere Scherzartikel aufgezogen hatte und fügte hinzu:

»Ursprünglich wollte ich Ihnen noch andere Waren vorschlagen. Die Verkaufsorganisation, die Sie in wirklich bemerkenswert kurzer Zeit auf die Beine gestellt haben, könnte auch für andere Zwecke benutzt werden; doch ich nehme an, daß Sie sich nicht für den Handel an sich interessieren. Stimmt das?«

»Ja, das stimmt.«

Seine intelligenten Augen musterten, ja, zogen mich förmlich aus. Ich spürte, daß er mir etwas völlig Ungewöhnliches vorschlagen wollte und noch zögerte. Ich wartete, ohne etwas zu sagen.

»Miß Kyle?«

»Wie ich sie kenne, wird sie vor zwölf Uhr mittags kein Auge aufbringen.«

Er machte einen letzten Zug auf dem Schachbrett, entschloß sich endlich und betätigte verschiedene Knöpfe seiner in den Beinen untergebrachten Kommandozentrale. Ein Tisch kam angerollt, auf dessen schwarzem Samtbelag eine eiserne Truhe stand.

»Monsieur Cimballi, was meinen Sie wohl, was mit Ihnen geschieht, wenn Sie mir eines Tages Anlaß zur Unzufriedenheit geben sollten?«

Ich schluckte.

»Ich lasse mich Überraschen.«

»Ich werde Sie töten lassen.«

Ich hatte plötzlich panische Angst. Wir lächelten uns verbindlich zu. Die Atmosphäre hatte sich verdüstert, und ich meinte, ein ganz bestimmtes Ohrensauen zu verspüren.

»Eine weitere Frage«, nahm Mister Hak das Gespräch wieder auf. »Inwieweit kennen Sie sich in Gold- und Devisenspekulationen aus?«

»Kaum. Gar nicht. überhaupt nicht.«

»Ich bin überzeugt, daß Sie die Mechanismen innerhalb kurzer Zeit verstehen werden.«

»Ich werde mein Bestes tun.«

»Ich benötige Ihre Hilfe bei einer genau abgegrenzten, pünktlich durchzuführenden und äußerst vertraulichen Unternehmung. Mehrere Personen wissen, daß diese Unternehmung geplant ist und sicher auch stattfinden wird, aber nur zwei wissen, daß ich dahinterstehe. Sie und ich.«

Wenn also irgend etwas nach außen drang, dann konnte das nur von mir kommen... ich bekam immer heftigere Schluckbeschwerden. In welches Wespennest hatte ich da bloß gestochen?

»Cimballi«, fuhr Hak nach einer kurzen Pause fort, »durch Zufall bin ich in den Besitz einer Information gelangt, die von kapitaler Bedeutung ist. Ich habe die Absicht, diese Information zu persönlichen Zwecken zu gebrauchen. Dabei kann ich nicht persönlich tätig werden und auch keine meiner Banken in Hongkong einschalten. Zu Ihrer Information: Das, was ich vorhave, ist in allen Details völlig legal. Wenn Sie meine Anordnungen buchstabentreu ausführen, haben Sie zu

keinem Zeitpunkt zu befürchten, irgendwelche Schwierigkeiten zu bekommen. Wenn Sie überhaupt bereit sind, meinen Auftrag anzunehmen.«

»Ich weiß nicht einmal, um was es eigentlich geht.«

»Ich werde Ihnen alle notwendigen technischen Informationen geben.«

»Ohne mir aber diese kapitale Information mitzuteilen, von der Sie soeben gesprochen haben.«

»Sehr richtig. Es versteht sich von selbst, daß Sie eine bedeutende Summe verdienen werden, wenn Sie meinen Auftrag übernehmen.«

Mister Haks schwarze Augen waren größer als die der Durchschnittschinesen. Ich hatte selten so intelligente gesehen. Übrigens, ich war nahe daran, Sympathie, wenn nicht sogar Freundschaft für diesen außergewöhnlichen Mann zu empfinden, ich mußte nur ganz einfach die Angst vor ihm verlieren.

»Kann ich den Auftrag überhaupt noch ablehnen?«

»Ja.«

Trotz der an sich eindeutigen Antwort hatte er einen Moment gezögert. Ich fuhr fort: »Ich nehme Ihren Auftrag an.«

Er nickte zufrieden mit dem Kopf. Seine eisernen Beine setzten sich in Bewegung; mit marionettenartigen Bewegungen ging Mister Hak zu einem mit wunderbarer gestickter Seide bezogenen Diwan. Er setzte sich und betätigte wieder die Knöpfe seiner Kommandozentrale.

»Entschuldigen Sie bitte, ich habe den Kaffee vergessen, um den Sie gebeten hatten.«

»Das war nicht so eilig.«

Ein zweiter, mit kostbarem Porzellan gedeckter Tisch rollte heran, doch ich konnte meinen Blick nicht von dem ersten, mit schwarzem Samt bezogenen abwenden, auf dem die eiserne Truhe stand. Plötzlich setzte sich auch dieser in Bewegung; bis

zu diesem Augenblick hatte er in einer Ecke des Raumes gestanden, als ob er unser Gespräch nur störe. Langsam rollte er auf mich zu, völlig lautlos und irgendwie furchterregend. Als er sich in Reichweite meiner Hand befand, blieb er stehen.

»Bitte, öffnen Sie die Truhe.«

Ich gehorchte. Die immerhin nicht ganz kleine Truhe war bis zum Rand mit Geldscheinen gefüllt.

»Hundert Millionen Dollar, Monsieur Cimballi. Ich vertraue sie Ihnen an. Ich glaube, ich muß nicht eigens betonen, daß es für Ihre Gesundheit besser ist, wenn diese Scheine nicht zufälligerweise abhanden kommen. Darüber sind wir uns doch einig, oder?«

# 11

Jedes Land besitzt seine eigene Währung, und diese Währungen können untereinander gewechselt werden. Vor langer, sehr langer Zeit wurde für diesen Zweck ein eigener Berufsstand gegründet, der des Bankiers, der seinem Beruf auf der Straße auf einer Bank sitzend nachging.

Ein Beispiel: Sie besitzen holländische Gulden und brauchen aus irgendeinem Grund spanische Peseten. Sie werden also die letztgenannten mit Hilfe der erstgenannten kaufen, und das Verhältnis der beiden Währungen untereinander bestimmt die Menge, die Sie von der zu kaufenden Währung erhalten. Sie trennen sich von Ihren Gulden, und man gibt Ihnen dafür Peseten. Sie haben ein Barwechselgeschäft durchgeführt. Alles klar?

Interessant wird die Angelegenheit, wenn Sie die gewünschte Währung – oder natürlich auch Gold – nicht bar kaufen, sondern >auf Termin<. Wenn Sie in der internationalen Geschäftswelt tätig sind, kann es vorkommen, daß Sie zu solchen Manövern gezwungen werden. Die meisten allerdings spekulieren nur mit solchen Termingeschäften, ein faszinierendes, aber auch gefährliches Spiel, bei dem man sehr viel Geld gewinnen, aber auch verlieren kann.

Noch ein Beispiel: Sie wohnen in Frankreich in Bourg-en-Bresse und sind Geflügelzüchter. Sie wissen ja, daß das Geflügel aus der Bresse das beste auf der Welt ist. In New York wohnt einer Ihrer Geschäftspartner, der Ihnen regelmäßig Ihre Hühner abnimmt und sie natürlich mit Dollar bezahlt.

Soweit ist alles schön und gut, nur hat die Sache einen Haken: Bourg-en-Bresse und New York liegen ja nicht gerade

Haustür an Haustür, und Ihr amerikanischer Geschäftsfreund wird Ihnen die Hühner nicht in dem Augenblick bezahlen, in dem Sie sie abschicken, sondern frühestens dann, wenn er sie erhält. Oder noch später, wenn er beim Verhandeln geschickt war und Ihnen seine Bedingungen diktiert hat. Kurz und gut, Sie müssen damit rechnen, bis zu drei Monate auf Ihr Geld warten zu müssen.

Gehen wir ins Detail: Nehmen wir an, Sie haben tausend Hühner für zehn Dollar das Stück verkauft (die Bresse-Hühner sind wirklich berühmt und entsprechend teuer!). Drei Monate später werden Ihrem Konto folglich zehntausend Dollar gutgeschrieben, was Sie mit leichter Sorge erfüllt, denn die Wartezeit ist lang und während dieser Zeit kann der Dollarkurs sinken. War der Dollar bei Vertragsabschluß fünf Franc wehrt, erhalten Sie bei sinkendem Dollarkurs keine fünftausend Franc ausbezahlt, wie Sie gehofft hatten, sondern achtundvierzigtausend, sechsundvierzigtausend oder gar nur vierzigtausend. Ein Risiko, das Sie vielleicht eingehen, weil Sie mit steigendem Dollarkurs rechnen. Doch wenn Sie dieses Risiko scheuen, gehen Sie am besten zu Ihrer Bank und erklären Ihr Problem. Ihre Bank wird schnell begreifen, denn die Banken sind in solchen Fällen immer sehr intelligent, und Ihnen vorschlagen, die zehntausend Dollar, die Sie erhalten werden, schon jetzt zu einem Wechselkurs von fünf Franc Ihrem Konto gutzuschreiben. Natürlich wird sie sich vorab davon überzeugen, daß Ihr amerikanischer Geschäftspartner solvent ist. Die Bank leistet diesen Dienst selbstverständlich nicht umsonst. Als Zinsen werden Ihnen ein Prozent pro Monat, also zwölf Prozent pro Jahr, berechnet. Vielleicht müssen Sie auch eine spezielle Versicherung abschließen. Jetzt sind Sie Ihre Sorgen los, denn die Bank hat nun das Wechselkursrisiko übernommen. Doch die kann sich sehr

leicht dagegen rückversichern. Und wenn der Dollarkurs steigen sollte, streicht sie natürlich den Gewinn ein.

Soweit zum sogenannten Währungstermingeschäft. Die Banken handeln dabei als Ehrenmänner, und der Hühnerzüchter natürlich auch. Haben Sie aber nichts ins Ausland zu verkaufen und spekulieren Sie nur einfach so auf Gewinn, um Geld zu verdienen, was der Bankier, der Ihnen ja nur behilflich ist, nie aus eigenem Antrieb tun würde, dann werden Sie als dreckiger Spekulant beschimpft, obwohl Sie nichts anderes tun als der Bankier. Das war's, was ich Ihnen demonstrieren wollte.

Am 11. Juni nahm ich das Flugzeug. Nicht allein. In letzter Minute hatte Sarah eine Kehrtwendung um hundert Prozent gemacht und sich entschlossen, mich zu begleiten. Ich war völlig verdutzt:

»Und dein Hotel?«

»Das soll der Teufel holen!«

»Sarah, was ist denn eigentlich los?«

»Nichts. Was soll denn los sein?«

Wieder dieser teuflische Blick mit leicht in den Nacken geworfenem Kopf und halb geschlossenen Lidern und vor allem diesem sarkastischen Lachen, als sei ich der komischste, sprich groteskeste Typ auf der Welt.

»Willst du wirklich behaupten, daß du deine Arbeit, die dir bis zum heutigen Tage so ungeheuer kostbar war, aufgeben willst, nur um mit mir zusammen zu sein?«

»Sag es ruhig, wenn du auf meine Gesellschaft keinen Wert legst.«

Ein Bild stieg in mir auf: Sarahs Gesicht in der schwarzen Menschenmenge auf der Kilindini Road in Mombasa, ihr spöttisches und zugleich freundschaftliches Lächeln, als sie

mich entdeckte, wie ein Tier in einem Käfig gefangen, ein Lächeln, das, gerade weil es leicht spöttisch war, mich ungeheuer bestärkt hatte.

»Jetzt hab' dich nicht so, das ist alles nicht so tragisch, eher komisch!« hatte ich in diesem Lächeln gelesen.

»Ich lege sehr viel Wert auf deine Gesellschaft. Seit der Sekunde, in der ich dich zum ersten Mal gesehen habe.«

»Entzückt, das von dir zu hören, mein Liebling. Übrigens, es versteht sich wohl von selbst, daß ich mein Ticket mit meinem eigenen Geld bezahle.«

Sie war immerhin damit einverstanden gewesen, daß wir das gleiche Flugzeug nahmen. Und daß ich ihr zu Beginn der Reise, als wir beobachteten, wie die Nacht über die im chinesischen Meer verstreuten Inseln fiel, die Hongkong ausmachen, ein Glas Champagner spendierte. Wir flogen über Rom nach Zürich.

Wie bereits gesagt, alles überschlug sich und lief mehr oder weniger nebeneinander ab: Am 23. November war ich von Alfred Morf aus Europa hinausgeworfen worden; in Mombasa kam ich am 24. an. In der zweiten Juli-Woche des darauffolgenden Jahres besuchte ich das Haus in Saint-Tropez, am nächsten Abend lernte ich Marc Lavater kennen; kurz darauf verließ ich Kenia. Im September nahm ich dann in Hongkong nach meiner ersten Begegnung mit Mister Hak die Scherzartikelproduktion auf, flog nach London, Paris und Genf, lernte Ute in London und Letta in Rom kennen; Sarah war zu mir nach Hongkong gezogen, wo uns zu Weihnachten die Lavaters besuchten und wir die Attacke auf Landau vorbereiteten, die im Februar dann gestartet wurde; in der gleichen Zeit die Begegnung mit Catherine Varles auf den Bahamas, kurz zuvor das erste Treffen mit dem Türken, die

Fortsetzung der Attacke, unterbrochen durch das Wochenende auf Mister Haks Insel und seinen außergewöhnlichen Vorschlag...

In Mister Haks Auftrag stieg ich am 12. Juni vor dem Hotel Baur au Lac aus dem Taxi, das mich vom Zürcher Flughafen gebrachte hatte. Allein. Auf der kurzen Reise (zeitlich gesprochen) hatte Sarah Kyle mir wieder einmal bewiesen, daß sie unberechenbar war. Nach der Zwischenlandung in Rom hatte sie mir in größter Ruhe und sogar mit einem kleinen ironischen Lächeln erklärt, daß sie nicht mehr die Absicht habe, mich in die Schweiz zu begleiten, sondern daß sie allein nach Dublin Weiterreisen wolle.

»Was, zum Teufel, hast du in Irland verloren?«

»Ich will meine Familie besuchen.«

»Aber die hast du doch seit Jahren nicht mehr besucht, und ihr schreibt euch nicht einmal!«

»Ein Grund mehr.«

Das war alles, was ich ihr entlocken konnte. Sie war wie eine Mauer, auch wenn sie mich weiterhin fröhlich anlächelte. Sie umarmte mich:

»Ich werde dich in deinem Hotel in Zürich anrufen.«

»Ich weiß noch nicht einmal, wie lange ich dort bleiben werde.«

»Wenn ich dich dort nicht mehr erreiche, rufe ich Marc Lavater an. Der wird doch bestimmt wissen, wo du dich herumtreibst, oder?«

»Geh zum Teufel.«

»Gern, mein Liebling.«

Als ich am 12. Juni in Zürich ankam, sah meine persönliche Lage, von den Problemen einmal abgesehen, die Sarahs nicht immer leicht zu verstehendes Verhalten schuf, folgendermaßen aus: Die Scherzartikel verkauften sich weiterhin wie warme Semmeln, und ich hatte dem Türken nicht nur die fünf

Millionen französische Franc für den Schulschein Landaus problemlos bezahlen können, sondern verfügte darüber hinaus über ein Kapital von einer Million Dollar. Und ein paar Zerquetschte. Obwohl, zumindest äußerlich, alles bestens lief, spürte ich, daß schon bald mit einem Umsatzrückgang zu rechnen war. Unser Erfolg hatte die Konkurrenz nicht ruhen lassen, und Mächtigere, vielleicht auch nur Engagiertere als ich, schickten sich vor allem in Japan an, uns das Leben schwer zu machen.

Doch die eine Million und die paar Zerquetschten waren verdient. Ich hatte mich entschlossen, diese bescheidene Summe zusammen mit den hundert Millionen Dollar, die Mister Hak mir anvertraut hatte, als Spekulationskapital einzusetzen. Was für Mister Hak gut war, das konnte für mich nicht schlecht sein, und jeder, mit dem ich in Hongkong gesprochen hatte, hatte die überragenden wirtschaftlichen Fähigkeiten und Kenntnisse des Chinesen gerühmt. Ich war mir bewußt, daß ich dabei ein großes Risiko einging, denn es war so ziemlich alles Geld, über das ich verfügen konnte, zumal ich mir sicher war, daß die Einnahmen aus dem Scherzartikelhandel schon bald zurückgehen würden. Entscheidender allerdings war, daß ich mich mit meiner kleinen Million auf ein Abenteuer einließ, dessen Risiko ich nicht kannte und dessen Ergebnis ich erst im August, also drei Monate später kennenlernen sollte, also nur knapp zwei, drei Wochen vor der zweiten Versteigerung der Brasserie Landaus, bei der ich fünf oder sechs Millionen Franc auf den Tisch legen mußte, wenn ich ihn endgültig erledigen wollte.

Ein Spiel ohne Netz und doppelten Boden, wie ich mir vollkommen bewußt war.

Am 12. Juni fand ich mich im Laufe des Nachmittags, wie mit Mister Hak besprochen, in der Zürcher Filiale des Schweizerischen Bankvereins am Paradeplatz ein; der Hauptsitz der Bank befindet sich in Basel. Ich hatte die einhunderteine Million Dollar auf ein Nummernkonto der Filiale überweisen lassen, natürlich nicht von einer, sondern von mehreren Banken aus verschiedenen Ländern, um bei niemandem Verdacht zu erregen.

Bei der Spekulation, die ich im Auftrag von Mister Hak durchführte und bei der ich alle Anweisungen detailgetreu ausführte (einmal davon abgesehen, daß ich die Summe um meine bescheidene Million erhöht hatte), handelte es sich um eine Gold/Dollar-Spekulation. Ich sollte Gold kaufen, das drei Monate später in Dollar bezahlt werden würde. Das heißt, ich sollte den S. B. S. bitten, in seinem Namen, aber auf mein Risiko, mit einer amerikanischen Bank, der First National City Corporation zum Beispiel, einen Vertrag in Höhe von fünfhundertfünf Millionen Dollar abzuschließen. In diesem Vertrag sollte sich der S. B. S. verpflichten, der First National in drei Monaten fünfhundertfünf Millionen Dollar zu liefern; die First National dagegen sollte dafür Gold liefern, *und zwar zum derzeitigen Tageskurs*. Sollte der Dollar im Verhältnis zum Gold innerhalb der drei Monate an Wert verlieren, würde der S. B. S. sich die zu liefernden Dollar auf dem freien Markt kurz vor dem Termin besorgen. Die First National mußte das Gold zu dem Preis liefern, der drei Monate zuvor gültig gewesen war, vor dem Kursverfall der amerikanischen Währung, wenn diese wirklich fallen sollte.

In beiden Fällen riskieren die Banken nichts; sie führen solche Geschäfte zwar in ihrem Namen, aber nicht auf eigenes Risiko aus. Die eigentlichen Risiken tragen die, die in Zürich (Hak und ich) oder in New York an einem der Schalter der First National auf Baisse oder Hause spekulieren und den

Banken entsprechende Aufträge erteilen. (Natürlich trifft dies nicht nur auf den Dollar zu, sondern auch auf jede andere Währung, auf Gold, Mais, Weizen, Kupfer oder jedes Produkt, das an Börsen gehandelt wird.)

Ist der Kunde, der einen solchen Auftrag erteilt, der Bank als solvent bekannt, kann es sein, daß die Bank auf ein Garantiedepot verzichtet. In solchen Fällen kann man, wenn man richtig spekuliert hat, sagenhafte Gewinne einstreichen, ohne eigenes Kapital eingesetzt zu haben. In den meisten Fällen aber verlangen die Banken ein Garantiedepot.

Die stets um ihre Sicherheit besorgten Bankiers haben sogar das hübsche englische Wort *margin call* erfunden: Sollte sich während eines vertraglich abgeschlossenen Terminhandels die Situation so verändern, daß die Risiken das einbezahlte Garantiedepot oder aber die Zahlungsfähigkeit des Auftraggebers zu übersteigen drohen, kann die Bank eine Erhöhung des Garantiedepots verlangen:

»Schießen Sie folgende Summe nach, oder der Vertrag ist geplatzt und Ihre Einlage verloren.«

Dies alles hatte Mister Hak, der mit diesen Gebräuchen natürlich bestens vertraut war, mir in einem kurzen Vortrag beigebracht. Mit seinen hundert Millionen Dollar hätte er bei nahezu jeder Bank auf einem Vertrag über eine Milliarde bestehen können, denn normalerweise werden zehn Prozent des Vertrages als sicheres Garantiedepot angesehen, doch er hatte sich weise mit der Hälfte begnügt und von vornehmerein der Bank ein Sicherheitsdepot von 10 Prozent angeboten, was zwar den möglichen Gewinn um die Hälfte schmälerte, dafür aber das Risiko eines *margin call* nahezu hundertprozentig ausschloß.

»Soll ich Sie anrufen, wenn gegen alle Erwartungen dieser Fall eintreten sollte.«

»Nein, nicht mich, sondern Li oder Liu.«

Völlig verblüfft hatte ich Mister Hak angeschaut; was hatten denn diese beiden Clowns, die sich auf Scherzartikel und Spezialeffekte in Filmen spezialisiert hatten, mit einem solchen Unternehmen zu tun? Hak bemerkte meine Verwirrung.

»Wußten Sie denn nicht, Cimballi, daß Li und Liu meine Neffen sind?«

Warum, zum Teufel, hatte mich niemand darüber informiert?

Der Direktionsassistent des Schweizerischen Bankvereins, mit dem ich verabredet war, hatte mich nie zuvor gesehen.

»Fünfhundert Millionen Dollar?«

»Fünfhundertfünf Millionen Dollar.«

Trotz seiner berufsmäßigen Gelassenheit spürte ich, daß er leicht verwirrt war. Es handelte sich schließlich nicht um eine banale Summe, und angesichts meines Alters...

»Möchten Sie Einblick in meinen Paß nehmen?«

»Gern.«

Er versicherte sich, daß ich wirklich volljährig war. Und versicherte sich zum zweiten Mal, daß der Vertrag über fünfhundertfünf Millionen Dollar lauten sollte, bei einem Sicherheitsdepot von einhundertundeiner Million Dollar.

Er überprüfte die verschiedenen Überweisungen: das Sicherheitsdepot war bereits einbezahlt, auf ein Nummernkonto natürlich.

»Aufgrund der außergewöhnlichen Summe bin ich gehalten, erst mit meinen Vorgesetzten Rücksprache zu halten, bevor ich den Auftrag annehmen kann.«

Natürlich hatte ich dafür Verständnis. Selbstverständlich waren dieser junge Mann und sein Vorgesetzter die einzigen, von mir einmal abgesehen, die wußten, daß hinter dem Nummernkonto 18-790, das zur Abdeckung des Vertrages dienen sollte, Franz Cimballi steckte.

»Ich komme in einer Stunde wieder vorbei. Ist Ihnen das recht?«

Er meinte, die Zeit würde leicht ausreichen. Ich ging in Zürich spazieren. Als Kind war ich einmal mit meiner Mutter hier gewesen; wir hatten eine Dampferfahrt auf dem See unternommen, und ich erinnerte mich noch an die blauen Alpen im Hintergrund, die von der untergehenden Sonne beleuchtet wurden, und an die sanften Hügel, die sich dem See zuneigen und auf denen sich die prächtigsten Villen aneinanderreihen. Als meine Mutter vor den Nazis aus Österreich floh, hatte sie in Zürich Zuflucht gefunden und hier auch meinen Vater kennengelernt.

Nachdem ich etwas mehr als eine Stunde in Zürich spazierengegangen war und dabei die Bahnhofstraße, von der aus ich die Fassade der Privatbank Martin Yahl, die auf dem gleichen Quai General-Guisan ihr Domizil hat wie in Genf, gesehen hatte, entlanggelaufen war, ging ich wieder zu meinem Direktionsassistenten. Ja, die S. B. S. war bereit, meinen Auftrag auszuführen und das Risiko auf sich zu nehmen.

Ich fragte mich, von welchem Risiko er eigentlich sprach.  
Wieder in meinem Hotelzimmer, rief ich den Türken an.

Er reagierte schneller, als ich erwartet hatte. Ich hatte gerade drei Worte gesprochen, da unterbrach er mich:

»Wo bist du, Franz?«

»Franz.«

»Wo bist du?«

»In Zürich.«

»Wo in Zürich?«

»Im Baur au Lac.«

»Das ist ein Fehler. Alle Finanzhaie steigen dort ab. Du wirst auffallen. Ich lege keinen Wert darauf, dort in deiner Begleitung gesehen zu werden. Martin Yahl ist mir ein wenig

zu stark. Ich werde im Dolder wohnen. Um fünf Uhr geht ein Flugzeug. Wir treffen uns zum Abendessen im Dolder. Du lädst mich ein.«

Als ich zu dem vertraulichen Abendessen ins Dolder ging, war ich immer noch erstaunt, wie schnell der Türke reagierte. Vertraulich ist übrigens nur im übertragenen Sinne gemeint. Der Türke hatte vier seiner Sklavinnen mitgebracht, und die hochroten Gesichter der Kellner des Dolders, die so taten als bemerkten sie beim Servieren die halb- oder dreiviertelnackten Mädchenkörper nicht, lohnten für sich allein schon die Reise.

»Waren Sie auch im Flugzeug nackt?«

»Nein, nein, sie hatten einen Fallschirm um, ich bin schließlich kein Monstrum. Doch sprechen wir von wichtigeren Dingen. Schieß los.«

Ich hatte nicht viel zu erzählen und war selbst erstaunt, wie wenig Worte ich brauchte, um das Geschäft zu erklären. Der Türke beobachtete mich aufmerksam.

»Du verlangst von mir, einen Haufen Geld aufs Spiel zu setzen und deinem verrückten Beispiel zu folgen, nur weil dieser Typ in Hongkong vorgibt, einen vertraulichen Hinweis darauf zu besitzen, daß der Dollar fallen wird.«

»Ich verlange gar nichts von dir. Ich mache dir nur einen Vorschlag, den du annehmen oder ablehnen kannst, ganz wie du willst.«

»Und du vertraust diesem Chinesenheini hundertprozentig?«

»Ich habe mein Kapital riskiert.«

»Und dieser Verrückte, der auf Luftkissen schwebt und unter dem Meeresspiegel ist, soll über Informationen verfügen, die sonst niemand in der Welt hat?«

Ich konnte mir schon so ungefähr vorstellen, wie Hak zu seinen Informationen gekommen war: Er war ja kein unabhängiger Geschäftsmann, sondern stand in ständigem

Kontakt mit Peking. Und es konnte durchaus sein, daß er über diesen Kontakt wichtige Informationen erhielt. Erst später erfuhr ich von Kissingers geheimgehaltener Reise nach China und den geheimnisvollen Verträgen, die damals angeblich geschlossen worden waren. Wie jeder Sterbliche bezog ich meine Neuigkeiten aus der Zeitung und mußte mir selbst Ursache und Wirkung zusammenreimen.

Der Türke beobachtete mich weiterhin.

»Und du hast wirklich eine Million Dollar investiert?«

»Ja.«

»Amerikanische oder Hongkong-Dollar?«

Ich zuckte nur mit der Achsel: »Amerikanische natürlich.«

Er pfiff durch die Zähne.

»Und vor wenigen Monaten hast du mir Landaus Schuldschein für fünf Millionen Franc abgekauft. Alle Achtung. Wie alt bist du eigentlich? Ich habe es vergessen.«

»Achtundsechzig Jahre. Als wir uns im Februar in London verabschiedeten, hast du mich gebeten, dich zu informieren, wenn ich etwas Neues plane. Die gleiche Bitte hast du am Telefon geäußert. Ich habe deine Bitte erfüllt, jetzt sind wir quitt.«

»Wenn das wirklich funktioniert.«

»Gut, wenn es wirklich funktioniert.«

Der Türke lutschte eine Hummerschere aus.

»Ich weine vor Freude und krieche vor Dankbarkeit vor dir im Staub, Franz.«

»Du gehst mir auf die Nerven. Und hör endlich auf, mich Franz zu nennen.«

Der Türke leckte sich die Finger ab und trank sein Glas Champagner aus.

»*Silver Dragon*, vierzehn zu eins, Scheiße, das werde ich nie vergessen. Was war das für ein Pferd? Ein Spion Maos? Cimballi, ich mache mit. Ich werde genau wie du eine Million

Dollar setzen. Ich habe dich während der Affäre Landau beobachtet und werde mit großer Freude zusehen, wenn du ihn endgültig umbringst, obwohl ich eigentlich nicht weiß, was du gegen diesen Typen hast. Aber eins muß man dir lassen: Du hast hübsche Beißenchen.«

Mit seinen weibischen Augen schaute er mich strahlend an. Es gelang ihm, mich zu überraschen: Seine Bärentatze legte sich um meinen Nacken, und noch bevor ich reagieren konnte, hatte er meinen Kopf in seine Richtung gezogen und mich direkt auf den Mund geküßt. Ich schlug wild um mich und griff nach dem erstbesten Gegenstand, um ihm einen Schlag zu versetzen. Der nächstbeste Gegenstand, den ich zu fassen bekam, war ein Messer. Die Klinge spaltete ihm leicht die Wange und tief die Lippe. Er wich zurück und schrie vor Begeisterung, trotz des Blutes, das aus der Lippe quoll.

»Ich wollte dir nur meine Freundschaft beweisen«, sagte er, zwischen zwei Lachanfällen mühsam um Atem ringend.

»Versuch das noch einmal, und ich bring' dich um!«

Mit einem Schlag verstummte sein Lachen. Nicht daß er Angst bekommen hätte, das paßte nicht zu ihm. Doch die Heftigkeit meiner Reaktion hatte ihn überrascht und beeindruckt. Er schloß seine Augen, bis die Lider fast ganz zu waren.

»Franzy, du regst dich zu leicht auf. Hinter wem bist du eigentlich her? Hinter Landau? Ich habe dir bereits einmal gesagt, daß Landau ein völlig unbedeutender Wicht ist. Hinter wem also? Hinter Yahl? Der ist zu groß für dich. Selbst wenn wir uns zusammenschließen würden, wäre er noch zwanzigmal zu groß für uns.«

Wir hatten kaum mit dem Essen begonnen. Verächtlich warf ich einige Scheine auf den Tisch und ging.

Ich hatte eine Nachricht von Sarah erwartet, doch im Hotel wußte man von nichts. Im Grunde kannte ich sie kaum, obwohl wir in Hongkong zusammenlebten, und es konnte durchaus sein, daß sie nicht nach Dublin geflogen war, sondern sich woanders aufhielt. Vor dem Brief, eher ein Zettel, den sie später im Pariser Büro Lavaters hatte abgeben lassen, hatte ich die ganze Zeit über keine Nachricht von ihr erhalten:

»Richtet Franz bitte aus, er solle sich keine Sorgen machen; ich möchte im Augenblick allein sein, das ist alles.«

Später, als ich die Gründe für ihr Schweigen erfuhr, verstand ich sie. Doch im Moment war ich nur wütend! Mich ausgerechnet jetzt fallenzulassen!

So rief ich bedenkenlos die Nummer in Kensington an, einem Londoner Stadtviertel, die mir nach kurzem Überlegen wieder eingefallen war, denn früher hatte ich fast täglich dort angerufen. Ich ließ es lange läuten. Endlich meldete sich eine verschlafene Stimme:

»Suzie, bist du's? Franz.«

»Um Himmels willen, weißt du eigentlich, wie spät es ist?«

In London war es drei Uhr morgens.

»Vor nicht allzu langer Zeit war das einmal deine beste Stunde.«

Sie flüsterte:

»Inzwischen bin ich verheiratet, du Idiot!«

»Ich möchte gerne die Adresse von Catherine Varles.«

Schweigen. Ich ahnte, daß die beiden unter einer Decke steckten.

»Sie hat sie dir doch in Nassau gegeben: ich war dabei.«

»Sie hat mir eine Pariser Adresse gegeben. Natürlich bin ich hingegangen und auf das Büro eines bretonischen Notars gestoßen, ein ausgesprochener Widerling. Er hielt mich für übergeschnappt und warf mich hinaus. Suzie, jetzt hör auf, mich für einen Idioten zu halten, oder ich nehme das nächste

Flugzeug, komme nach London und erzähle deinem Mann alles, hörst du, alles!«

»Alles was?«

»Überleg mal!«

Wenn sie sich, wie ich, an fast nichts erinnern konnte, dann hatte ich gewonnen.

»Du bist ein Schwein: ich weiß nicht einmal, von was du redest.«

»Die Adresse, Suzie!«

Sie schwieg. So lange, daß ich schon glaubte, die Verbindung sei unterbrochen worden. Endlich sagte sie:

»Scheiße! Sie hat mich immerhin gefragt, ob ich etwas von dir gehört habe. Ihr müßt euch schon selbst einigen. Sie wohnt in einem Dorf, Fournac, im Departement Haute-Loire, in der Nähe eines anderen Dorfes, das Chomelix heißt.«

»Suzie, wenn du wieder...«

Sie hatte aufgelegt.

Fournac ist ein winziges Nest; will man die Häuser sehen, muß man erst ein paar Ackerschollen aufheben und Obacht geben, daß einem nichts den Blick versperrt... Ich folgte den Anweisungen, die ich von dem Sekretär des Bürgermeisters bekommen hatte – ich hatte unterwegs von Lyon aus angerufen. Anschließend hatte ich Verbindung mit Marc Lavater in Paris aufgenommen und ihn gefragt, ob er eine Nachricht von Sarah habe. Nichts. (Ihre kurze Nachricht, in der sie ihren Wunsch, allein zu sein, äußerte, traf erst später ein.)

Das Haus war groß; ich schätzte, daß es wohl an die zwanzig Zimmer hatte. Ich hupte, doch es rührte sich nichts. Endlich ging ich in eine dunkle Küche und stieß auf zwei Frauen, die gerade dabei waren, Kartoffeln zu schälen. Die jüngere mochte

wohl um die sechzig Jahre alt sein. Beeindruckend die Bärte, die die Oberlippen der beiden zierten.

»Ich suche Mademoiselle Varles. Catherine Varles.«

Sie schauten starr auf ihre Kartoffeln und ignorierten mich würdevoll.

»Entweder Sie geben mir Auskunft oder ich ziehe mich splinternackt aus und schreie wie am Spieß!«

Endlich entschlossen sich die beiden, meine Existenz zur Kenntnis zu nehmen. Die eine winkte, ohne ihr Kartoffelschälmesser loszulassen, müde mit der Hand:

»Dort entlang!«

Ich ging in den mit alten Bäumen bestandenen Garten; von der aufgeschütteten Terrasse hatte man einen wunderschönen Blick über das Tal. Rechts bog ein kleiner Weg ab, der hinunter ins Tal führte. Ich kam zuerst durch einen Obstgarten und anschließend über eine Wiese. Wasser rauschte. Wieder ging es unter Bäumen weiter. Nach einer kleinen Biegung kam ich auf eine Lichtung.

Catherine war da.

Sie saß auf einem kleinen Erdhügel; als erstes sah ich ihr Profil. Sie war braungebrannt und schön, wie ich sie in Erinnerung hatte. Neben ihr lag ein riesiger Hund – ein Neufundländer, der wohl an die achtzig Kilo wog – und schlief.

Sie hatte bemerkt, daß jemand kam, und wandte mir ihren Kopf zu. Ihre Augen leuchteten auf, halb spöttisch, halb freudig.

»Sie hatten keine Mühe, mich zu finden?«

»Überhaupt keine, nachdem die ersten Wochen erfolglos verstrichen waren.«

Der Hund hatte sich nicht gerührt. Ich stieß ihn leicht mit der Fußspitze an:

»Wachhund, tu deine Pflicht!«

»Er heißt Theobald.«

Der Hund öffnete ein Auge, schaute mich kurz an und schließt sofort wieder ein.

»Haben Sie ihm eigentlich schon einmal einen Sattel umgeschnallt?«

»Er ist kitzlig.«

Ich schaute mich um. Ein wunderschöner Platz mit Bäumen, Blumen, Schmetterlingen, Sonne, Fluß und Libellen.

»Gestatten Sie, daß ich mich setze?«

»Mmmmm.«

Ich setzte mich zu ihren Füßen, Gesicht zum Fluß, und lehnte meinen Nacken an ihren Schenkel. Nach einem kurzen Augenblick legte sich ihre Hand zart auf meine Schulter, ganz dicht am Hals, so daß ihre Finger beinahe meine Wange berührten. Ich fühlte mich wohl.

## 12

Es wurde Juli; immer noch keine Nachricht von Sarah, von der kurzen Botschaft einmal abgesehen, die ich jetzt schon zweimal erwähnt habe. Ich dachte oft an sie. Plötzlich erinnerte ich mich vage an den Namen eines irischen Dorfes; ich kaufte mir sofort eine Karte der Insel und studierte sie lange, bis ich das Dorf fand und mir sicher war, daß es sich um Sarahs Geburtsort handelte: Ennis, in der Grafschaft Clare, nicht weit vom internationalen Flughafen Shannon entfernt. In Ennis stieß ich dann auf verschiedene Familien mit dem Namen Kyle, doch niemand konnte sich an eine Schwester oder nahe oder auch entfernte Kusine namens Sarah erinnern, die das Hotelgewerbe erlernt hat. Ich ging sogar soweit, mit dem White Strand Hotel in Mombasa Kontakt aufzunehmen und ihre Arbeitgeber und ehemaligen Kollegen auszufragen. Selbst das Parador in Morzine, wo wir einige Tage verbracht hatten, blieb nicht verschont. Nichts. Absolutes Schweigen. Sarah war verschwunden, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

Die eine hatte sich mir entzogen; und auch die andere schien nicht geneigt, den Sommer mit mir zu verbringen. Catherine hatte ihre Ferien verplant, und von mir war in ihren Plänen nicht die Rede. Im Juli wollte sie eine Kreuzfahrt zu den griechischen Inseln unternehmen, den August mit amerikanischen Freunden verbringen. Sie hielt mich nicht für würdig, den Namen dieser Freunde zu erfahren. Und anschließend? Das Studium. Sie hatte im Juni ihr Abitur bestanden, was ich so nebenbei erfahren hatte. In Fournac blieb ich nur wenige Tage. Das Haus gehörte einem Onkel von

ihr, der mich merkwürdigerweise nicht gerade leiden mochte, obwohl er mich nicht offen hinauskomplimentierte. Doch die Atmosphäre war so drückend, daß ich es vorzog abzureisen.

Die Lavaters hatten mich eingeladen, den Sommer in ihrem Landhaus in Chagny zu verbringen. Sie selbst waren allerdings nicht den ganzen Sommer über im Burgund. Sie hatten eine Reise nach Yukatan geplant, die fünf Wochen lang dauern sollte, vom 10. August bis zum 15. September. Völlig lächerlich. Sie hatten mich eingeladen, sie zu begleiten, doch die Vorstellung, nach Yukatan zu fahren, bereitete mir ebenso großes Vergnügen wie die, mich aufzuhängen.

»Franz, das Haus in Chagny steht dir offen, wann immer du willst und solange du willst.«

Marc und Françoise waren mindestens zwanzig Jahre älter und hätten meine Eltern sein können; aber ich hatte das Alter überschritten, in dem man eine Amme braucht.

Der Türke rief mich an, völlig aus dem Häuschen; er hatte von seinen Informanten erfahren, daß die amerikanischen Multis jetzt ebenfalls gegen den Dollar spekulierten.

»Die Informationen deines Gelbesichtes scheinen sich zu bestätigen, Franz. Das wird ein glänzendes Geschäft werden!«

Er ging mir auf die Nerven mit seinem ewigen Franz.

Ich flog nach Hongkong zurück. Die ersten Absatzschwierigkeiten zeichneten sich ab. Vor allem die japanische Konkurrenz wurde auf dem Scherzartikelmarkt immer härter, und ich hatte alle Hände voll zu tun, um das Geschäft wieder in Schwung zu bringen, doch im Grunde war es mein persönlicher Fehler gewesen; ich hatte die Sache zu lange schleifen lassen. Ich erstickte in der Sommerhitze Hongkongs. Nie war ich der angeblichen Faszination dieser Inselstadt erlegen, und der Gedanke, meinen offiziellen Aufenthaltsort zu wechseln, beschäftigte mich immer mehr.

Doch wohin sollte ich gehen? Mein Einkommen schmälerte sich und in logischer Konsequenz auch mein Bankkonto, und ich fing an, meine Ausgaben zu überdenken. Hyatt, der ebenfalls nach Hongkong zurückgekehrt war, war leicht eingeschnappt. Insgeheim warf er mir wahrscheinlich vor, daß ich ihn nicht mit Gewalt, Revolver oder so, gezwungen hatte, mein Partner in dem Scherzartikelunternehmen zu werden. Die einzigen in Hongkong, mit denen ich in ständigem Kontakt stand, waren meine beiden Clowns Li und Lui oder *vice versa*. Sie waren inzwischen völlig übergeschnappt, und wenn sie Kung-Fu oder Karate-Filme parodierten, wälzte ich mich vor Vergnügen auf dem Boden. Jeder Außenstehende hätte die beiden bedenkenlos für nicht geschäftsfähig, das heißt unmündig erklärt, und auch ich hatte dieser Ansicht zugeneigt, bevor ich von Mister Hak erfahren hatte, daß sie seine Neffen waren und, wichtiger noch, Ansprechpartner für den Fall einer großen Katastrophe. Doch erst sehr viel später begriff ich, in welch hohem Maße ihr burlesker Wahnsinn bloße Fassade war.

Im Augenblick genoß ich die freundschaftliche Beziehung, die zwischen uns herrschte. Übrigens, gerade aufgrund dieser freundschaftlichen Beziehung dauerte es sehr lange, bis ich verstehen konnte, was sich im folgenden ereignete.

Anfang Juli, ich glaube, es war am 7. oder am 8. flog ich nach Japan. Li und Liu hatten mich förmlich dazu gezwungen und behauptet, ich sei der einzige Mann auf der Welt, der die elektronischen Spielereien der Japaner erfolgreich kommerzialisieren könne. Ein Schlag ins Wasser. Es gelang mir nicht, meine japanischen Gesprächspartner davon zu überzeugen, daß ich ihre kleinen Wunder auf der ganzen Welt erfolgreich verkaufen würde. Um die Wahrheit zu sagen, ich scheiterte jämmerlich bei diesem Versuch.

»Du hast wirklich an dich geglaubt!« kommentierten Li und Liu mein Versagen. »Schade. Im Augenblick drehst du dich im Kreis.«

Sie hatten recht, meine Maschine lief damals wirklich im Leerlauf, und Cimballis Tanz hatte sich als Begleitmusik einen alten Grammophonkasten ausgesucht, der entsetzlich leierte. Ich schlief immer seltener in dem Haus im Viertel Stanley, das Sarah gefunden hatte. In einer der wenigen Nächte, die ich dort verbrachte, klingelte das Telefon. Dies war kein Zufall. Sie hatte Li oder Liu angerufen, um herauszufinden, wo ich mich aufhielt.

»Franz?«

Ich hatte, halb schlafend, den Hörer abgenommen. Auf meiner Armbanduhr war es drei Uhr, in Europa folglich zehn.

»Franz?«

Ich erkannte ihre Stimme.

»Wo bist du?«

»In London, aber ich werde schon bald abreisen. Bitte, Franz, laß mich sprechen, ohne mich zu unterbrechen.«

Von meinem, nein, von unserem Bett aus konnte ich die Sampans und Dschunken in dem kleinen Hafen unterhalb des Hauses erkennen und die vielen kleinen Feuer, die die Chinesen vor dem Tempel Tin Hau angezündet hatten. Im Grunde nahm ich sie gar nicht mehr wahr.

»Ich werde dich nicht unterbrechen, Sarah.«

»Hör mir zu, ich kann nicht stundenlang telefonieren. Ich hätte dich schon früher anrufen sollen, aber ich habe es nicht getan. Ich habe keine Lust, mich dafür zu entschuldigen... Ich war schwanger. Von dir. Ich bin jetzt nicht mehr schwanger und habe inzwischen alles getan, was zu tun war. Vor wenigen Minuten war ich noch fest entschlossen, dir die Geschichte nie zu erzählen. Jetzt habe ich es doch getan. Ich weiß auch nicht, warum. Bitte frage mich nicht, wie es mir geht. Es geht mir

sehr gut. Ich habe eine beschissene Zeit hinter mir, aber das ist jetzt vorbei, ich bin wieder so platt wie ein Plakat. Im Februar habe ich bereits begriffen, daß es mit uns zu Ende ging und die folgenden Monate eigentlich nur noch eine Verlängerung, eine Art Aufschub waren. Übrigens, ich habe immer schon gewußt, daß wir nicht lange zusammenbleiben werden, und ich hatte recht. Ich werde nicht nach Hongkong zurückkehren. Man hat mir eine gute Stelle angeboten, woanders, aber ich werde dir nicht sagen, wo. Irgendwann werden wir uns wieder in die Arme laufen, schon bald vielleicht, vielleicht aber auch erst in zwanzig Jahren, wer weiß. Du wirst dann Milliardär sein. Bitte versprich mir eines: kaufe nicht das Hotel, in dem ich dann arbeite. Eine Geste, die mir gar nicht gefiele. Versprochen? Ich umarme dich.«

Sie schwieg, hatte aber den Hörer nicht aufgelegt. Ich hörte, wie sie atmete. Die Sekunden verstrichen.

»Franz... Ich küssé dich.«

Sie legte auf. Ich blickte weiter auf die Sampans und Dschunken. Hier, an dieser Stelle, hatten wir unzählige Stunden zusammen verbracht. Als sie das Haus ausgesucht hatte, hatte der Blick auf den Hafen, den Tempel und, weiter rechts, den großen, fast immer menschenleeren Strand den Ausschlag gegeben. Ich hatte noch den Geruch ihres schmalen, durchtrainierten, bei der Liebe so kämpferischen Körpers in Erinnerung, der nach dem Höhepunkt lange brauchte, bis er sich wieder entspannte, wie eine riesige Welle, die sich lange auftürmte, bevor sie bricht. Ihre Augen schlossen sich immer erst in der letzten Sekunde, und es kam öfters vor, daß sie, nachdem wir uns geliebt hatten, unbeweglich auf dem Bett liegenblieb, die Wange ans Laken gedrückt, und sich weigerte, mich anzusehen. Erst wenn sie wieder Herrin ihrer selbst war, schaute sie mich an und warf mir einen ihrer sarkastischen Blicke zu:

»Für einen kleinen Jungen war das gar nicht so schlecht!« sollte der Blick dann wohl besagen.

Jetzt lag der kleine Junge allein auf dem Bett und weinte.

Seit einigen Tagen bereits hielt ich mich in dem Haus der Lavaters in Chagny auf. Ich las. In Chalon-sur-Saône hatte ich alle Bücher über Handel und Finanzen gekauft, die ich hatte aufstreiben können. Sogar ein Rockefeller war darunter, *Die schöpferische Imagination in der Geschäftswelt*, genau das, was ich brauchte. Und da es mir nicht schaden konnte, eine berühmte Persönlichkeit nachzuahmen, hatte ich mir auch den *Graf von Monte Cristo* gekauft, den ich nie richtig gelesen hatte. Vater Dumas hatte es, zumindest in dem Roman, geschafft, mit dem Alpträum fertig zu werden, der mich im realen Leben immer noch verfolgte. Ich war gerade bei dem Kapitel »Das Gasthaus am Pont du Gard« angelangt, in dem Caderousse, eine der Personen, die Dantes verraten hatten, den Besuch von einem »schwarzgekleideten Priester mit einem Dreispitz auf dem Kopf« erhielt, als zum erstenmal, seit Marc und Franchise Lavater in dem blöden Yukatan die Yuccas bewunderten, das Telefon läutete. Ich zögerte abzunehmen, griff dann aber doch nach dem Hörer. Cannat war am Apparat, ein enger Mitarbeiter Lavaters.

»Ich habe die strikte Anweisung, Sie nur aus wirklich wichtigen Anlässen zu stören. Ich glaube aber, daß die Nachricht, die ich soeben erhalten habe, unbedingt weitergegeben werden muß: Alvin Bremer ist in Chicago an einem Herzschlag gestorben. Wie Marc mir sagte, interessieren Sie sich für diesen Mann besonders intensiv.«

»Danke. Es war richtig, daß Sie angerufen haben.« Ich war gerade beim Frühstück gewesen; Marc hatte eine Burgunderin engagiert, die sich um mich kümmerte. Ich hatte

sie zuerst für eine Polin gehalten, so ausgeprägt war ihr Dialekt. Ich stand auf und ging in mein Zimmer.

»Ihr Kaffee wird kalt.«

Mit mindestens zweiundzwanzig Rrrrrrrrrr.

»Ich komme gleich wieder.«

In meinem Zimmer hatte ich mit Stecknadeln die berühmte Liste Lavaters, aber auch alle anderen Unterlagen, Fotos etc. angeheftet, die ich im Laufe der vergangenen acht Monate von Marc bekommen hatte. Ich stellte mich vor die Liste mit den sieben Namen. Für Bremer hatte ich ein besonderes Verfahren ersonnen, sehr viel subtiler und feingesponnener als das, das Landau in den Abgrund stürzen sollte.

Und jetzt war dieser Schuft einfach tot. Ich war wütend und frustriert.

»Soll ich Ihren Kaffee aufwärmen?«

Ich strich den Namen durch und schaute lange das Foto Bremers an, das ich von Lavater erhalten hatte, ein dicker Sanguiniker mit eiskalten Augen. In meinen Augen hatte er etwas Teutonisches an sich gehabt, und das ist keineswegs als ein Kompliment zu verstehen.

»Jetzt schauen Sie nur; Ihr Kaffee ist inzwischen eiskalt geworden.«

Sieben weniger einem, bleiben sechs. Nicht einmal das: fünfeinhalb. Es war inzwischen Mitte August, und Landaus Zeit war eigentlich bereits abgelaufen, obwohl er es noch nicht wußte. Vorausgesetzt natürlich, daß ich keinen Fehler begangen hatte, als ich, Mister Haks Erfahrung vertrauend, meine Million aufs Spiel setzte...

»Stimmt, er ist wirklich kalt.«

Ich hatte keinen Fehler begangen. Einen Tag, nachdem mir der Tod von Bremer mitgeteilt worden war, stand die Neuigkeit in der Weltpresse: Der Dollar war nicht mehr konvertierbar, das heißt, er war nicht immer an das Gold

gebunden. Ein unerhörtes, die Finanzwelt erschütterndes Ereignis. Fünfundzwanzig Jahre lang war der Dollar die Leitwährung der Weltwirtschaft gewesen, wobei die Tatsache, daß die amerikanische Regierung sich bereit erklärt hatte jederzeit jede Dollarmenge in Gold umzutauschen, eine entscheidende Rolle gespielt hatte. Der Dollar war praktisch Gold wert gewesen.

Jetzt hatte die Regierung der Vereinigten Staaten diese Verpflichtung für null und nichtig erklärt. Natürlich sank der Dollarkurs unmittelbar nach dem Bekanntwerden dieser einschneidenden Änderung. Das war also die kapitale Information, die Mister Haks Geheimnis gewesen war; er war nicht nur über die Tatsache als solche informiert gewesen, sondern hatte auch den Tag gekannt, an dem diese der Öffentlichkeit mitgeteilt wurde, so daß er seine Drei-Monats-Operation auf den Tag genau hatte planen können.

Der Gewinn war sagenhaft, auch wenn der Kurs des amerikanischen Dollars gar nicht so drastisch gefallen war, wie ich zuerst angenommen hatte. Als ich den Vertrag über fünfhundertfünf Millionen Dollar in Zürich unterschrieb, kostete eine Unze Gold offiziell achtunddreißig Dollar und neunzig Cent. Genau drei Monate später kostete die Unze Gold zweiundvierzig Dollar und sechzig Cent. Eine unbedeutende Kursschwankung? Ein Rechenexempel: Der von Mister Hak realisierte Gewinn (ich hatte die Bankabrechnung überprüft, die selbstverständlich in Ordnung war), siebenundvierzig Millionen Dollar, von denen ich, wie vereinbart, die zweieinhalb Millionen Dollar Honorar *abzog*, die mir für meine diskreten Vermittlerdienste zustanden, unabhängig von den Spesen, die die Bank natürlich einbehalten hatte. Ich selbst hatte mit einem Einsatz von einer Million Dollar vierhundertfünfundsiebzigtausendfünfhundertachtundsiebzig Dollar verdient, so daß ich am 12. September über ein

Gesamtkapital von etwas mehr als vier Millionen Dollar verfügen konnte.

Eigentlich hätte ich angesichts dieser Summe vor Freude explodieren müssen. Doch dem war nicht so. Ich blieb ruhig und beinahe gleichgültig. Ich hielt mich immer noch allein in dem Haus der Lavaters in Chagny auf und wußte, daß jetzt der Moment gekommen war, zu dem ich aktiv werden mußte.

Zuerst einmal Landau erledigen, im wahrsten Sinne des Wortes; das war innerhalb von wenigen Tagen geschehen. Jetzt war es Zeit, sich um die anderen zu kümmern.

Ich rief den Türken an.

»Zufrieden mit mir?«

»Franz, ich liebe dich.«

»Schwulenbock!«

»Warte, bleib am Apparat, ich habe eine Überraschung für dich...«

Kurze Stille. Dann Utes Stimme:

»Grüß dich, geliebter Franzy!«

»Was machst du denn in Hampstead bei diesem exotischen Hochstapler?«

»Die große Liebe entdecken, alter Freund!«

»Zusammen mit dem Türken?«

»Zusammen mit dem exotischen Hochstapler. Du bist doch nicht etwa eifersüchtig?«

Ich brach in schallendes Gelächter aus. Die beiden zusammen in einem Bett, das war zu komisch.

»Ganz bestimmt nicht. Hat er immer noch sein Regiment nackter Tänzerinnen um sich?«

»Je mehr Verrückte beisammen sind, desto größer wird das Gelächter«, antwortete Ute. »Hauptsache, ich bin die Chefin. Und du kannst Gift darauf nehmen, daß ich in diesem Hause kommandiere!«

»Gib mir wieder den Herrn des, Harems. Küßchen.«

Der Türke war wieder am Apparat. Er prustete los. Ich werde ihn niemals wirklich verabscheuen können.

»Überrascht, wie?«

»Du kriegst gleich den Arsch voll. Aber sag mal, kann man mit dir überhaupt noch vernünftig reden?«

»Man kann.«

»Ich brauche eine Empfehlung. In Nassau. Auf den Bahamas.«

»Ein weiteres Geschäft?«

»Eine persönliche Angelegenheit.«

Er überlegte kurz:

»Kein Name am Telefon, das mag ich gar nicht gern. Wann wirst du dort sein?«

Kurze Überschlagsrechnung:

»Ende September.«

»Ende September.«

Ich hörte, wie Ute auf den Türken einredete, konnte aber nicht verstehen, was sie sagte. Auf alle Fälle: wenn es ihr erlaubt war, am Zweithörer mein Gespräch mit dem Türken mitzuhören, dann kommandierte sie wirklich in diesem Haus. Endlich nahm der Türke den Faden wieder auf:

»Franz, wir werden am 25. September auf den Bahamas sein, die Dänin und ich. Stört es dich, wenn ich Ute mitnehme?«

»Aber nein, im Gegenteil.«

»Du bist wirklich nicht böse, ich meine, wegen Ute?«

»Nein. Gib ihr einen Kuß von mir. Ciao.«

Ich sprach für Marc, der schon bald aus seinem blöden Yukatan zurückkehrten mußte, eine Nachricht auf Band und versuchte ein weiteres Mal, die Nummer zwei in Chomelix anzurufen, doch Catherines Onkel war anscheinend verreist; auf alle Fälle hob niemand ab.

Ich flog nach Hongkong.

Ich brauchte einige Zeit, bis ich Hyatt im Bull and Bear aufstöberte, einem englischen Pub, dessen Einrichtung einschließlich Holzvertäfelung und Deckenbalken per Schiff aus Old England eingeführt worden war. Hyatt war noch nicht vollkommen betrunken. Er hob sein Glas:

»Der Kleine Chef ist wieder da.«

Der Spitzname, den man mir in Mombasa verliehen hatte.

»Ich bezahl' dir ein Bier«, fuhr er fort, »ein richtig schönes Guinness, made in Dublin. Wie lange bleibst du hier?«

»Nur kurze Zeit. Ich werde Hongkong übrigens endgültig verlassen. Ich möchte dir ein Geschäft vorschlagen: Hast du Lust, meine Anteile an dem Scherzartikelunternehmen zu übernehmen?«

»Alle?«

»Alle. Ich will wirklich alle Brücken hier abbrechen. Bist du interessiert?«

Für ihn war das kein schlechtes Angebot. Natürlich konnte er nicht mehr die sagenhaften Anfangsgewinne erzielen, aber trotzdem konnte man damit rechnen, daß das Unternehmen dank meinem weltweiten Gebrauchsmusterschutz noch über Jahre hin einen ordentlichen Ertrag abwerfen würde, ideal für jemanden, der eher ein gutes und regelmäßiges Auskommen suchte und sich von den großen Geschäften, bei denen sehr viel zu verdienen, aber auch sehr viel zu verlieren war, fürchtete. Also ideal für Hyatt, dem übrigens immer noch seine Eselei, mein Partnerschaftsangebot ausgeschlagen zu haben, in den Knochen steckte. Wir sprachen eine halbe Stunde über das Projekt und waren uns dann im Prinzip einig. Er bat um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, die ich ihm natürlich einräumte. Ich war mir sicher, daß er auf den Handel eingehen und mir achtzigtausend Dollar für meine Anteile bezahlen würde.

»Noch ein Bier?« schlug Hyatt vor.

»Nein danke. Hast du Ching in der letzten Zeit gesehen?«

Ich hatte schon gespürt, daß Hyatt etwas bedrückt war. Jetzt war ich mir sicher. Er stellte wohl die blödeste Frage, die er nur stellen konnte:

»Welchen Ching?«

»Das weißt du doch ganz genau. Was ist denn eigentlich los?«

»Keine Ahnung.«

Er steckte seine Nase in das dunkle Guinness. Ich fragte nicht weiter, hatte aber das unangenehme Gefühl, daß sich etwas kaum Greifbares ereignet hatte oder sich noch ereignen würde, das mich mehr oder weniger direkt betraf. Ich wechselte etwas Kleingeld ein und telefonierte in der Gegend herum. Nirgendwo hatte man Ching irgendwie gesehen, keiner wußte, wo er sich herumtrieb, weder in seinem Büro noch in der Fabrik, noch in seiner Privatwohnung. Bezeichnend; die Stille, die regelmäßig eintrat, wenn ich meine Frage nach Ching gestellt hatte. Natürlich gab man mir immer Antwort, ausweichende, aber dieses kurze Zögern war doch sehr aufschlußreich. Alle Welt versicherte mir, daß er in Hongkong sein müsse, aber wo, das wußte niemand.

Ich rief Li und Liu in ihrem Atelier in der Kennedy Road an. Das Telefon läutete, doch niemand hob ab. Für mich völlig unverständlich und beunruhigend: mitten in der Woche war anscheinend niemand im Atelier, obwohl meine beiden Clowns nicht alleine arbeiteten, sondern viele Hilfskräfte engagiert hatten, die ihnen zur Hand gingen. Doch anscheinend war das Atelier ausgestorben. Ich versuchte, sie in ihrer Wohnung zu erreichen, die in einer kleinen Straße oberhalb der Bowen Street lag. Hartnäckig ließ ich es klingeln. Nach einer mir endlos erscheinenden Zeit nahm endlich jemand den Hörer ab.

»Li? Liu?«

Schweigen. Dabei mußte sich schließlich ein menschliches Wesen am anderen Ende der Leitung befinden.

»Liu?! Li?!«

Das menschliche Wesen legte sanft den Hörer auf die Gabel zurück. Ich verließ die Telefonzelle. Hyatt war inzwischen gegangen. Ich verließ die Bar und mischte mich unter die dichtgedrängte Menschenmenge. Plötzlich empfand ich Angst, ungeheure Angst, die ich mir nicht erklären konnte, was alles noch viel schlimmer machte.

Ich hatte mich mit Hyatt für den nächsten Tag in einem Notariat im Caxton House in der Duddle Street verabredet. Um elf Uhr wollten wir uns treffen. Ich hatte noch zwanzig Stunden in Hongkong zu verbringen, zwanzig Stunden, die mir wie eine Ewigkeit erschienen. Nur mit Mühe konnte ich mich zusammennehmen. Am liebsten wäre ich zum Flughafen gefahren und hätte das nächstbeste Flugzeug genommen, egal wohin. Nur um abzuhauen.

Ich fuhr zu unserem Haus und packte die wenigen Sachen zusammen, die sich noch dort befanden, darunter auch Bücher und andere Dinge, die Sarah gehörten. Ich verstautete alles in einem Koffer, was meine Stimmung nicht bessern konnte. Dann fuhr ich in das Central Viertel zurück und weiter nach Kowloon und nahm mir ein Zimmer im Peninsula, das von den üblichen englischen Ladys und den englischen Kolonialbeamten im Ruhestand bevölkert war. Unerträglich. Plötzlich hatte ich eine völlig irrsinnige Idee, die ich sofort in die Tat umsetzte: Ich fuhr mit dem Taxi zum Flughafen und mietete dort ein kleines Flugzeug, eine Cessna, die von einem jungen Australier mit muskulösen, tätowierten Unterarmen gesteuert wurde. Phlegmatisch sah er mich an:

»Wie soll ich denn Ihre verfluchte Insel finden, wenn Sie nicht einmal ihren Namen wissen?«

»Ich werde sie erkennen.«

Und wenn wir zufällig auf chinesisches Gebiet kommen, Mister? Und die gelben Teufel uns abschießen? Und wenn Sie die Insel vielleicht nur geträumt haben – dabei war ich schon zweimal dort gewesen. Trotz seiner Einwände machte der Australier seine Maschine startklar. Ich deutete die grobe Richtung an; er flog los. Eine erste Inselgruppe tauchte auf.

»Hier?«

»Nein, noch weiter. Hinter diesem großen Damm.«

Das Reservoir von Plover Cove, wie mich der Australier aufklärte. Wir flogen sehr niedrig, höchstens drei- oder vierhundert Meter hoch. Man meint immer, Hongkong seirettungslos überbevölkert, doch die Gebiete, die wir überflogen, waren, obwohl sie zur Kolonie gehörten, menschenleer oder doch nur sehr wenig bevölkert. Es gab nirgendwo Straßen, sondern nur Pisten, auf denen vereinzelte Bauern mit ihren großen schwarzen Hüten gingen, von denen häufig Schleier über die Gesichter fielen.

Wir flogen wieder über das Meer.

»Nun, Mister?«

»Diese.«

Auf der Karte war die Insel als Mirs Bay verzeichnet; sie lag am äußersten Ende der New Territories.

»Sehen Sie eine Landebahn? Auf diesem Felsen könnte nicht einmal eine Fliege ihre Eier ablegen.«

Noch bevor ich antworten konnte, hatte er die Piste entdeckt. Brutal drückte er die Cessna nach unten und landete. Er stellte den Motor ab, machte es sich in seinem Sitz bequem und zündete sich eine philippinische Zigarette an, deren Rauch einen Ochsen getötet hätte.

»Ich warne Sie, in genau einer Stunde fliege ich zurück.«

»Ich weiß nicht, ob ich in einer Stunde schon wieder zurück bin.«

»Sechzig Minuten, Mister. Sie müssen sich schon nach mir richten. Es wird bald dunkel, und ich fliege nur bei Tageslicht.«

Ich sprang auf den Boden. Über meinen Piloten wütend, rannte ich die ersten Meter Richtung Haus. Erst jetzt, in diesem Augenblick, wurde mir bewußt, was ich eigentlich unternahm. Ich war verrückt, völlig verrückt. Ein schneller Blick zurück: Der australische Pilot war ebenfalls ausgestiegen und rauchte, den chinesischen Himmel mit sarkastischer Zufriedenheit beobachtend. Dann lief ich schnell weiter, denn ich traute diesem Gemütsmenschen durchaus zu, daß er ohne mich wieder zurückflog.

Bei meinen beiden vorhergegangenen Besuchen war ich an der Landepiste von einem Wagen abgeholt worden. Zu meiner großen Überraschung entdeckte ich, als ich, um Zeit zu sparen, die Straße verlassen hatte und querfeldein gegangen war, daß der Garten und damit das Haus relativ nahe bei der Landebahn lagen.

Totenstille.

Ich hatte das Gefühl, daß diese Stille mich immer stärker einhüllte, wie ein dichter Herbstnebel, je näher ich dem Haus kam. Ich betrat die Allee, die zum Haus führte. Auf halbem Weg rief ich zum ersten Mal. Keine Antwort. Der starke Geruch der um das Haus herum angepflanzten Blumen drang zu mir. Die letzten Meter, dann stand ich auf dem schwarzen Marmor, der schon vor dem Haus begann und in das Haus hineinführte.

Die Schiebetür stand offen.

»Mister Hak? Ich bin's, Franz Cimballi.«

Das Echo meiner Stimme hallte durch die leeren Räume wie Donner. Ich hatte entsetzliche Angst.

»Mister Hak!«

Er hatte mir bei unserem letzten Treffen gesagt:

»Wenn die Operation Ende August/Anfang September abgeschlossen ist, dann kommen Sie nach Hongkong zurück. Ich habe vielleicht einen weiteren Auftrag für Sie. Denn Ihre Rückkehr bedeutet, daß die Operation erfolgreich verlaufen ist.«

Ich ging in den ersten Salon. Da, wo bei meinem letzten Besuch Teppiche, Tische und großartige, nicht bezahlbare Paravents den Raum gegliedert hatten, herrschte gähnende Leere. Alles war fortgeschafft worden.

Auch der zweite, dritte und all die anderen, auch der, in dem Sarah und ich geschlafen hatten, waren leer. Ich entschloß mich, vor Angst fast gelähmt und gleichzeitig von einer unbezwingbaren Neugier getrieben, auch den Teil des Hauses zu untersuchen, der mir bei meinen früheren Besuchen verschlossen geblieben war. Auch hier war alles leergeräumt. In der Küche, die sicher vollautomatisiert gewesen war, hatte man nur die in die Wand eingemauerten Backöfen zurückgelassen. Weiter hinten, in einer Art Abstellkammer, entdeckte ich die merkwürdigen rollenden Tische, die Mister Hak per Funk steuerte. Ich kehrte um und ging in den riesigen Salon mit der halbkreisförmigen Rückwand zurück. Die rotlackierte Holzwand verdeckte die riesige Panoramaglasscheibe.

Als ich mich etwas genauer umschaute, entdeckte ich auf dem Boden eine dieser Fernsteuerungen, die von Hobbybastlern benutzt werden, um ihre Schiffe oder Flugzeuge zu steuern. Ich bediente einen der vielen Hebel, dann den zweiten, den dritten. Zuerst geschah nichts, doch dann tauchten plötzlich die drei mit schwarzem Samt bezogenen Tisch auf und blieben dicht bei mir stehen,

faszinierend und zugleich erschreckend in ihrer Unterwürfigkeit, wie gezähmte Tiere.

Ich bediente andere Hebel und Knöpfe: Wände glitten beiseite, senkten sich, Musik erfüllte den Raum, die Tische begannen einen infernalischen Tanz, das ganze Haus erwachte, lebte und gehorchte mir.

Ich hatte sie nicht gehört, als sie sich gegen meinen Willen in meinem Rücken bewegte. Plötzlich hatte ich das Gefühl, nicht mehr allein in diesem riesigen Salon zu sein, und drehte mich um: Die Holzvertäfelung, die die riesige Glasscheibe verdeckte, hatte sich zur Seite geschoben und den Blick auf das Meer freigegeben. Nicht einmal zwei Meter von mir entfernt schwammen drei Haie, jeder ungefähr zwei Meter fünfzig lang, in Augenhöhe. Die Scheinwerfer, die ich wohl zufällig eingeschaltet hatte, färbten die Tiere zu meinem Entsetzen blutrot.

Zumindest *dachte ich* das beim ersten Hinsehen.

Sekunden später bereits hatte ich die ganze Ungeheuerlichkeit verstanden: ich entdeckte die riesigen Fleischerhaken, an denen Mister Hak große Fleischstücke ins Meer hängen ließ, um die Tiere anzulocken. Ich begriff, als ich die Fleischstücke näher anschauten.

Sie hatten eindeutig die Form eines menschlichen Körpers.

Mit Kopf und Armen. Eine vom Körper abgetrennte, blutende Hand trieb im Wasser.

Hyatt vermied es, mich anzusehen.

»Ich weiß nicht, was mich davon abhält, dir eine in die Fresse zu hauen.«

»Franz, ich wußte nichts. Ich weiß immer noch nichts. Nur das, was ich dir gerade erzählt habe.«

Er hatte mir ein Gerücht erzählt, das in Hongkong kursierte: Mister Hak hatte angeblich für eine Privatspekulation Gelder eingesetzt, die nicht ihm gehörten, sondern dem chinesischen Staat, oder, schlimmer noch, den Pekinger Bonzen, die diese Gelder ins Ausland geschafft hatten. Mehr wußte Hyatt nicht. Ich konnte mir zumindest ein Teil dessen, was sich ereignet hatte, zusammenreimen. Mister Hak hatte wohl in der Tat mit Geldern spekuliert, die ihm nur anvertraut gewesen waren. Um sich zu bereichern. Sicher hatte er die hundert Millionen Dollar ihren Eigentümern wieder zurückgeben wollen, doch man hatte ihm dafür anscheinend keine Frist eingeräumt. Und ich werde wohl nie mit Sicherheit erfahren, wer dieser Mann war, der den Haien als Nahrung diente.

Hyatt war mit vierzig Minuten Verspätung in dem Notariat aufgetaucht, und ich hatte in der Tat die größte Lust, ihm eine in die Fresse zu hauen, doch mein Zorn legte sich relativ rasch. Hyatt war hier in Hongkong zu Hause, wollte hier bleiben und hier leben, während ich in Kürze die Kolonie verlassen würde. Außerdem war er bereit, meine Anteile an dem Scherzartikelunternehmen zu übernehmen, und zwar zu dem Preis, den ich mir vorgestellt hatte. Ich fragte ihn:

»Und Ching?«

Er schüttelte nur den Kopf.

»Li? Lui?«

Auch über den Verbleib meiner beiden Clowns wußte er nichts. Er schwor es. Nachdem der Vertrag unterzeichnet war, tranken wir noch ein Glas zusammen. Der bevorstehende Abschied machte uns etwas wehmüfig, und ich empfand so etwas wie Freundschaft für diesen Mann, mit dem ich nie wirklich befreundet gewesen war. Erst jetzt wurde mir klar, wie eng wir die vergangenen Monate aneinander gefesselt gewesen waren.

»Und du wirst nie nach Hongkong zurückkehren?«

»Wenn es sich vermeiden läßt.«

Die Oben-ohne-Bedienungen des Club Kosukai lächelten uns verführerisch an.

»Erinnerst du dich an die Äthiopierinnen in Nairobi?« fragte Hyatt. »Und an deine Somalierin in Mombasa...«

Natürlich erinnerte ich mich. So wie ich mich an Joachim erinnerte, an Chandra, den korrupten Polizeikommissar, den Richter, an die Residenz von Jomo Kenyatta, an meine Freunde in der Kilindini Road, an Ching Irgendwie, an Li und Liu, an Mister Hak, an Landau. Und an Sarah. Vergangenheit. Erinnerung.

Ich besaß vier Millionen zweihunderttausend Dollar.

Cimballi war fest entschlossen, den Rhythmus seines Tanzes zu beschleunigen.

## **DRITTER TEIL**

**Finanzhaie auf den Bahamas**

## 13

Am 26. September traf ich in Nassau auf den Bahamas ein, zweiundzwanzig Monate nach meiner Abreise aus London unter dem Begleitschutz von Alfred Morf. Seit meinem Aufenthalt im Februar, bei dem ich Catherine kennengelernt hatte, war ich nicht mehr auf den Bahamas gewesen.

Der Türke hatte sich bereits installiert, auch Ute und natürlich sieben oder acht nackte Schönheiten, von denen er sich anscheinend nicht trennen konnte. Er küßte mich (auf die Wange), Ute küßte mich (auf den Mund), alle küßten sich, großer Austausch an Streicheleinheiten.

»Endlich bist du da«, sagte der Türke erleichtert. »Wir sind schon vor sechs Tagen eingetroffen und langweilen uns. Du wirst es nicht glauben, aber die Palmen und die ewige Sonne gehen uns langsam auf die Nerven. Wären wir doch bloß in Hampstead geblieben, ganz abgesehen davon, daß du hier einen Privatsatelliten brauchst, um Longchamp oder Epsom zu erreichen. Ein gottverdammtes Nest, dieses Nassau!«

Der Türke schwamm wie ein Pottwal, der sein Mittagsschlafchen hält, in dem Schwimmbad, das er während seines Aufenthaltes gemietet hatte – zu dem Schwimmbad gehörte noch ein Haus mit vierzig Zimmern.

»Ich habe genau beobachtet, wie du mit Landau umgesprungen bist«, fuhr er nach einer kurzen Pause fort. »Du warst so richtig schön ekelhaft. Beinahe hätte ich Mitleid mit dem Kerl bekommen.«

Ich lachte nur kurz und mühsam, während der Türke losprustete. Ich sagte zu ihm:

»Du hast soviel Mitleid wie ein Alligator.«

»Was hast du eigentlich gegen Alligatoren? Verschwindet, ihr Weiber, wir wollen ernsthaft miteinander reden. Du bist doch nicht zum Urlaubmachen hergekommen, Franzy, oder?«

»Nenn mich nicht Franzy.«

»Ute nennt dich immer so.«

»Du bist aber nicht Ute.«

»Das kann ich nicht abstreiten«, räumte der Türke ein. »Also, reden wir über die Geschäfte oder nicht?«

»Natürlich. Hast du Marc Lavater getroffen?«

Der Türke schaute mich lange nachdenklich an.

»Ich habe ihn getroffen. Ein intelligenter Typ. Gerissen, wenn es sein muß. Mir ebenbürtig, und das will viel heißen. Er hat mir alles erklärt, das heißt alles, was ich wissen muß. Interessiert dich meine Meinung?«

»Nein.«

»Ihr seid beide völlig übergeschnappt. Du hast keine Chance. Euer Plan ist völlig wahnsinnig.«

»Machst du mit?«

»Bin ich auf diesen gottverdammten Bahamas oder bin ich es nicht?«

»Wo hält sich Zarra auf?«

»Ganz in der Nähe. Von vielen Leibwächtern umgeben. Bewaffnet bis an die Zähne. Mit großen, bösen, rollenden Augen.«

»Hast du mit ihm gesprochen?«

»Am Telefon. Anschließend habe ich ihn mit zusammengekniffenem Arsch besucht. Er ist bereit, sich mit dir zu treffen.«

Ich betrachtete nachdenklich Utes langen, nackten Körper. Sie lag, nur zwei Meter von uns entfernt, auf dem Rücken am Rand des Schwimmbeckens. Der Türke kicherte:

»Hast du Lust?«

Ich schüttelte den Kopf. Ute (deren Gesicht zwischen den beiden Kugeln ihres Busens auftauchte) zwinkerte mir zu:

»Alles in Ordnung, Kumpel?«

»Alles in Ordnung, Ute.«

»Franz, du bist verrückt geworden«, riß mich der Türke aus meinen Gedanken. »Gib deinen Plan auf. Zarra ist gefährlich, aber noch harmlos im Vergleich zu den Männern, die hinter ihm stehen. Glaub nicht, daß du mit denen spielen kannst.«

Einerseits Robert Zarra. Ursprünglich ein bedeutender Finanzier mit solidem Hintergrund. Bei seiner Ankunft auf den Bahamas einer der größten Betrüger aller Zeiten. Es gibt nur wenige, die zweihundert Millionen Dollar offen auf die Seite geschafft haben.

Offen, das heißt in aller Öffentlichkeit und ohne je belangt zu werden.

In Genf hatte alles angefangen, im Jahre 1958. Ein Europäer, der lange in New York gelebt hatte, hatte sich am Ufer des Genfer Sees niedergelassen und aus den Staaten eine durchschlagende Idee mitgebracht: den in Europa stationierten und hochbezahlten G.I.s einen Teil ihrer Gehälter abzuluchsen und diese in Amerika anzulegen:

»Ihr, und nicht die Fräuleins, werdet reich sein, wenn ihr nach Amerika zurückkehrt.«

Die Idee hatte Erfolg. Ende 1966 verwaltete der Euro-Amerikaner bereits sechshundert Millionen Schweizer Franken. Und die Gelder strömten von allen Seiten. Alles lief ausgezeichnet, solange die Börsenkurse in New York stiegen und damit auch die Aktien, die die Gesellschaft in Amerika im Auftrag ihrer Kunden gekauft hatte. Um das Risiko zu streuen, hatte die Gesellschaft einen wahren Gemischtwarenladen an Aktien zusammengekauft. Das bedeutete aber gleichzeitig, daß nur durchschnittliche Gewinne zu erzielen waren. Das lief schon sehr viel weniger gut, als die Kurse an der New Yorker

Börse nachgaben, und lief überhaupt nicht mehr, als die völlig willkürlich kalkulierten allgemeinen Unkosten (willkürlich natürlich für die Anleger, nicht für die Anlagefirma) die Kommissionen, die die Gesellschaft von neu gewonnenen Anlegern kassierte, weit überstiegen. Der Euro-Amerikaner bekam Schwierigkeiten, zumal die Schweizer Bankiers diesen Parvenu nie so recht in ihr Herz geschlossen hatten. Er entschloß sich, sein ›Baby‹, wie es in der Fachsprache so schön heißt, an jemand anderen abzugeben.

Und dieser jemand andere war Robert Zarra.

Als er die Gesellschaft übernahm, wäre sie im Grunde noch zu retten gewesen, und vielleicht hatte Robert Zarra dies ursprünglich auch vorgehabt. Wenn überhaupt, dann nicht für lange Zeit. Es hatte eine viel bessere Idee: Bildlich gesprochen packte er die zweihundert Millionen Dollar, die der Gesellschaft noch verblieben waren, in einen Koffer und verdrückte sich ganz einfach. In Amerika mochte man das gar nicht und verurteilte Robert Zarra, in Abwesenheit natürlich, zu zwanzig Jahren Gefängnis.

Was diesem vollkommen gleichgültig war. Er hielt sich schon lange an dem Ort auf, wo er die Früchte seiner Arbeit genießen wollte: auf den Bahamas, genauer: in Nassau, noch genauer: auf Paradise Island, einer kleinen Insel, die eigentlich keine Insel mehr ist, seitdem sie durch eine mautpflichtige Brücke mit Nassau verbunden wurde. Auf Paradise Island reiht sich ein Kasino an das andere, wobei sich der größere Teil in den erfahrenen Händen der nordamerikanischen Mafia befindet. Selbstverständlich wußte Zarra das, wie jeder, der sich dafür interessiert; dies war sogar ein wesentlicher Bestandteil seines Planes. Er stellte einen Teil seiner zweihundert Millionen Dollar der Mafia zur Verfügung und wurde im Ausgleich dafür von ihr geschützt, vor der Grippe, vor allen Polizeiorganisationen dieser Erde, den Zollbehörden,

den Agenten der amerikanischen Finanzverwaltung, vielleicht auch vor der Heilsarmee, die alle davon träumten, ihn zu fangen, und die angesichts der geringen Entfernung zwischen Florida und Nassau, bildlich gesprochen, auf der anderen Straßenseite auf der Lauer lagen und ihn mit ihren Ferngläsern beobachteten.

Einerseits also Robert Zarra.

Andererseits John Hovius, offiziell aus Buenos Aires stammend und zumindest theoretisch argentinischer Staatsbürger, und James Donaldson, offiziell und auch in der Tat Untertan der britischen Majestät, in Glasgow oder zumindest in der nächsten Umgebung von Glasgow geboren.

Auf meiner Liste tauchten sie als Nummer vier und Nummer fünf auf, ein Fehler; ich hätte sie *ex aequo* einstufen sollen.

Eines ist sicher: Bei Landaus ›Hinrichtung‹ hätte ich angesichts dessen, was ich ihm antat, im äußersten Falle noch so etwas wie Mitleid empfinden können – was ich nie empfand. Bei der ›Hinrichtung‹ von Hovius und Donaldson dagegen war dies völlig ausgeschlossen, sollte mir deren ›Hinrichtung‹ gelingen.

Beide waren engste Mitarbeiter meines Vaters gewesen.

Immer und immer wieder bin ich die Akten durchgegangen, die Lavater über sie angelegt hatte, mehr aus Gewohnheit denn aus Notwendigkeit, denn ich kannte jede Zeile und konnte die Akten herunterbeten wie ein auswendig gelerntes Gedicht: Hovius war einundzwanzig Jahre alt, als er meinem Vater 1946 zum ersten Mal begegnete. Damals war er nichts anderes als Portier in einem Pariser Hotel. Allerdings: er sprach acht Sprachen und konnte die Börsenkurse nach Kriegsende herunterbeten. Mein Vater überzeugte ihn, daß er im Hotelgewerbe am falschen Platz war, schickte ihn zuerst in die

Schweiz und dann in die Vereinigten Staaten und finanzierte zwei Jahre lang seinen Lebensaufenthalt. Einzige Bedingung: Hovius sollte während dieser Zeit Betriebswirtschaft studieren und anschließend als Assistent in die Firma meines Vaters eintreten. Was dann auch geschah. Drei Jahre später, 1951, übernahm er die Interessenvertretung der Gruppe Cimballi in Lateinamerika, einen der wichtigsten Managementposten innerhalb der Holding, und verdiente sechsmal soviel wie er als Direktor eines der Pariser Luxushotels je hätte verdienen können. Nach dem Tode meines Vaters vollzog sich eine überraschende Wende: Anscheinend hatte er meinen Vater nie gekannt, nicht einmal dem Namen nach, wer, um Himmels willen, soll denn ein gewisser Andrea Cimballi gewesen sein... und besaß über nacht vierzig Prozent der Anteile an der südamerikanischen Firmengruppe.

Weitere zwanzig Prozent hielt die Privatbank Martin Yahl, und den restlichen Teil des südamerikanischen Kuchens, wiederum vierzig Prozent, hatte sich James Donaldson unter den Nagel gerissen. Ein schottischer Rechtsanwalt ohne Kanzlei. Und er sah genauso aus, wie man sich einen schottischen Rechtsanwalt vorstellt; man hätte meinen können, er habe sich bewußt verkleidet. Lavater hatte mir verschiedene Fotos von Donaldson gegeben: auf dem einen schüttelt er die Hand Ugo Banzers, Diktator Boliviens, auf dem anderen umarmt er den General Stroessner, Diktator Paraguays, das dritte zeigt ihn in freundschaftlicher Unterhaltung mit dem General Godoy, dem berüchtigten peruanischen ›Demokraten‹. Er sah aus wie Abraham Lincoln, allerdings strenger, weniger humorvoll, und flößte Vertrauen und Respekt ein. Mein Vater zumindest mußte ihm voll vertraut haben, denn er ernannte ihn zu seiner rechten Hand, zu seinem Stellvertreter mit weitgehenden Vollmachten, und händigte ihm sogar eine Kopie der geheimen Gründungsvereinbarung der Holding in

Curaçao aus, für den Fall eines Falles, aus der hervorging, daß es nur einen Besitzer gab, nämlich Andrea Cimballi. Und dieser loyale Schotte hatte nichts anderes im Sinn gehabt, als die Papiere sofort nach dem Tod meines Vaters zu verbrennen, um als Ausgleich für diese heroische Tat vierzig Prozent der Holding zu erhalten. Ich möchte noch weiter gehen: Er war nicht nur den Verlockungen Martin Yahls erlegen, sondern hatte von sich aus agiert, das heißt, den Verrat an meinem Vater aktiv vorangetrieben, ohne irgendwelche Gewissensbisse zu empfinden, und war inzwischen so reich und mächtig geworden, daß er, laut Lavater, früher oder später von der englischen Königin in den Adelsstand erhoben werden würde. *Honni Soit Qui Mal Y Pense* (ein Schelm, wer Arges dabei denkt).

Andererseits also Hovius und Donaldson.

Und dazwischen: Franz Cimballi.

Nachdem ich nächtelang die Berichte von Lavaters Agenten eingehend studiert hatte, formte sich allmählich eine Idee, wie ich mich rächen konnte. Als ich mit Marc darüber sprach, zuckte dieser nur mit der Schulter.

»Das kann nicht funktionieren.«

»Dann denk du dir etwas anderes aus.«

Um ein Haar hätten wir uns gestritten. In mir war wieder diese grausame, fröhliche Trunkenheit erwacht, die mich seit dem Tag in der Old Brompton Road im Grunde nie mehr verlassen hatte, sondern höchstens ab und zu weniger stark ausgeprägt gewesen war. Eines allerdings war neu: Neben dem nicht zu unterdrückenden Bedürfnis, meine Wut und Rache zu stillen, empfand ich seit einiger Zeit noch etwas anderes: Ich wollte und mußte mich in diesem Kampf selbst bestätigen. Ich fragte Marc:

»Sind deine Informationen gesichert?«

»So sicher, wie sie nur sein können. Das schwöre ich dir.

Aber auf dieser Grundlage einen Zarra einerseits und einen Hovius und Donaldson andererseits zu bekämpfen, das kann nicht gut gehen! Die kennen sich ja vielleicht nicht einmal! Das heißt, es ist möglich, daß sich Donaldson und Zarra irgendwann getroffen haben.«

»Sie werden auf den Kampf eingehen, Marc. Das garantiere ich dir.«

»Stell dir vor, daß die politischen Ereignisse, die die Grundlage deines Planes bilden, nicht eintreffen! Was dann?«

»Ich weiß. Doch ich bin überzeugt, daß mein Plan funktioniert. Die einzige noch offene Frage ist der Zeitpunkt, zu dem das Unternehmen gestartet werden muß.«

Ich strich zärtlich über den Buddha aus Obsidian.

Die Tage vor meiner Abreise nach Nassau waren fieberhaft, ermutigend und zugleich wohltuend verlaufen. Fieberhaft, da die zweite Versteigerung der Brasserie Landau erfolgreich stattgefunden hatte, das heißt, ich hatte sie gekauft und sogleich an die Brauer weiterverkauft, ermutigend, da der Plan, den wir fast ein Jahr zuvor entworfen hatten, zeitlich wie inhaltlich mit nahezu mathematischer Genauigkeit ausgeführt worden war, und wohltuend, da ein gewisses Wesen namens Catherine wieder in mein Leben getreten war.

Die beiden schwarzen und schweigsamen Kartoffelschälerinnen in Fournac hatten mir nach langem Hin und Her den Tag verraten, an dem sie nach ihrer endlosen Reise zu den griechischen Inseln und in die Staaten endlich wieder französischen Boden betreten sollte. Ich fuhr natürlich zum Flughafen, von dem einzigen karibischen Orchester begleitet, das ich in Paris hatte aufstreben können. In der Ankunftshalle entfaltete ich, von einigen Statisten sekundiert, ein acht Meter langes Spruchband: CATHERINE, ICH BIN DA!

Ich erzielte einen gewissen Erfolg, vor allem bei ihrer Familie, die ich zum ersten Mal sah, das heißt ihre Mutter und ihren Stiefvater, der mir eher finstere Blicke zuwarf.

»Ich halte«, kommentierte der zukünftige Schwiegerpapa, »diese Art von Manifestationen für kindisch, grotesk, beleidigend; mit einem Wort: für deplaziert.«

»Das ist nicht weiter tragisch«, antwortete ich fröhlich, »ich mag Sie trotzdem.«

Und ich umarmte ihn, ohne daß er sich hätte wehren können – dazu war er viel zu überrascht –, wie es sich für einen zukünftigen Schwiegersohn gehörte. Dabei konnte mir der leichte Sherrygeruch nicht entgehen. Ich lächelte ihn tröstend an:

»Kleiner Alkoholiker, was?«

Er schien diese Bemerkung nicht recht zu schätzen, und auch Catherine riß vor Erstaunen ihre Augen weit auf, aber ich hatte sie im Verdacht, daß sie am liebsten vernehmlich gekichert hätte. Ihre Mutter hatte genau die gleichen Augen wie meine Angebetete und betrachtete mich amüsiert. Sie erklärte freundlich, Catherine habe ihr von mir erzählt, und ob ich noch immer in Hongkong wohne.

»Ich bin gerade dabei umzuziehen. Darf ich Sie alle zum Mittagessen einladen?«

Nein, ich durfte nicht. Der zukünftige Schwiegpapa war gekränkt. Dann zum Abendessen? Auch nicht. Morgen? Nein. In den kommenden Tagen? Ebenfalls nein.

»Haben Sie vielleicht in fünfzehn Jahren Zeit?«

Er wollte meine Frage schon abschlägig beantworten, doch da griff Catherines Mutter ein und fragte mich, ob ich Lust hätte, am kommenden Donnerstag das Mittagessen mit der Familie zu teilen. Natürlich wollte ich teilen. So erfuhr ich, daß Catherine im siebten Arrondissement wohnt und daß der Schwiegpapa in spe Jeffries heißt und Schwiegermama in spe in zweiter Ehe geheiratet hat, daß die Wohnung direkt hinter dem Invalidendom liegt und daß die Familie recht begütert ist, von beiden Seiten, und wenn man es recht betrachtet, eigentlich von allen Seiten.

Das letztere hatte ich schon vermutet, als ich Catherine auf den Bahamas kennenernte. Es war unwahrscheinlich, mit Suzie Kendali dort die Ferien zu verbringen, wenn man nicht über das notwendige Kleingeld verfügte.

Bei dem Mittagessen am Donnerstag schmolzte Schwiegerpapa ins Spe noch ein wenig; als echter Engländer hatte er eine besondere Zuneigung zu Sherry und Portwein gefaßt, doch er war im Grunde liebenswürdiger, als er sich den Anschein gab. Und als echter Engländer verfügte er über mehr Taktgefühl als viele Kontinentaleuropäer. Als Catherine nach dem Mittagessen unter dem Vorwand, sich, bevor sie mit mir in die Stadt ging, etwas zurechtmachen zu wollen, uns allein ließ, verdrückte er sich beinahe zur selben Zeit und verschwand irgendwo in der Zwölf-Zimmer-Wohnung.

»Darf ich Sie Franz nennen?«

Die Ähnlichkeit zwischen Catherine und ihrer Mutter beschränkte sich nicht auf die Augen. Zwanzig Jahre zurückgerechnet, und die beiden Frauen wären kaum zu unterscheiden gewesen.

»Franz, ich habe Ihnen gegenüber bereits einmal erwähnt, daß Catherine von Ihnen gesprochen hat. Sie ist noch sehr jung.«

»Ich weiß.«

»Und Sie ebenfalls.«

»Ich weiß.«

»Sie hat uns berichtet, daß Sie hinter irgend etwas herrennen. Hinter Geld?«

Gut, auch wenn meine Leser es nicht glauben, aber ich hatte rein zufällig ein höchst informatives Papier bei mir, denn am Donnerstagmorgen hatte ich die Überweisung meines Guthabens von der Schweizer Bank auf eine Nassauer Bank in die Wege geleitet. Ich zog das Papier aus der Tasche und reichte es wortlos Madame Jeffries, ehemalige Varles.

»Vier Millionen einhunderttausend Dollar«, flüsterte sie.

»Ich renne nicht hinter dem Geld her.«

Sie schaute auf den Überweisungsauftrag, als ob sie ihren Augen nicht trauen wollte.

»Haben Sie das Geld geerbt?«

»Nein.«

»Sie haben es verdient? Es gehört wirklich Ihnen?«

»Es gehört mir und ich habe jeden Dollar selbst verdient.

Und, um einer weiteren Frage vorzubeugen: Kein Land dieser Erde hat einen Haftbefehl auf meinen Namen ausgestellt.«

Sie schwieg.

»Mein Gott!« sagte sie endlich, stand auf und begann, vor mir auf- und abzugehen, nachdem sie mir mit einem sanften Druck ihrer Hand auf meine Schulter bedeutet hatte, ich solle sitzen bleiben, denn selbstverständlich hatte ich augenblicklich Anstalten gemacht, ebenfalls aufzustehen. Sie blieb eine geraume Zeit vor einem der Fenster stehen, die auf die Avenue de Segur gingen. Ich sah ihr überrascht zu. Dann kam sie wieder zu mir und setzte sich.

»Sie... Sie sind noch so jung, trotz dieser Riesensumme. Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Ihre Frage verwirrte mich und ich wußte nicht, ob ich sie richtig verstanden hatte.

»Catherine hat sich nicht getäuscht«, sagte sie dann. »Sie rennen hinter etwas her, das nicht leicht zu erreichen ist. Bitte, passen Sie auf sich auf.«

Ohne zu antworten, schaute ich sie, immer noch verblüfft, an. Inzwischen war Catherine wieder in den Salon gekommen. Wir brachen auf. Die nächsten Tage verbrachten wir, von kleinen Unterbrechungen abgesehen, gemeinsam. Als ich nach Nassau abflog, begleitete sie mich zum Flughafen, ohne Kapelle und ohne Spruchband.

Ich verließ Nassau gegen zehn Uhr, bezahlte die zwei Dollar Maut und befand mich kurz darauf auf Paradise Island.

Der Türke hatte nicht übertrieben: Robert Zarra lebte wirklich in einer außerordentlich scharf bewachten Festung. Vom äußeren ›Festungsring‹ aus führte ein Weg zum Haus. Auf dieser kurzen Strecke wurde ich zweimal angehalten, durchsucht und auf meine Identität hin überprüft. Hatte Zarra Angst, ein Marinekorps würde landen, nur um ihn festzunehmen?

Er war höflich und zuvorkommend und sah mich mit unverhohlener Neugierde an.

»Der Türke hat sie warmherzig empfohlen und mir viel Gutes von Ihnen berichtet.«

»Dabei kennt er nicht einmal alle meinen guten Seiten.«

Er zögerte kurz; anscheinend fand er es unangebracht, in diesem wichtigen Augenblick Witze zu reißen.

»Sie heißen wirklich Cimballi?«

»Jeder Zweifel ist ausgeschlossen.«

»Italiener?«

»Franzose.«

»Aber doch italienischer Abstammung.«

Wenn er unbedingt darauf bestand... Ich antwortete:

»Nicht direkt, aber... Mein Vater, das heißt die Familie meines Vaters, stammt aus Florenz.«

Ich schaute mich kurz um. Vier bewaffnete Wächter, Pistolen und Sprechfunkgeräte, hielten sich in unmittelbarer Nähe des Swimming-Pools auf, mindestens sechs weitere hatte ich im Garten entdeckt, ganz zu schweigen von denen, die den Eingang bewachten und den beiden im ersten Stock des Hauses, die über Schnellfeuergewehre mit Zielfernrohr verfügten.

»Sie haben nichts zu befürchten«, lächelte Zarra mir zu.

»Ich habe nicht Angst um mich, sondern um Ihre Männer. Stellen Sie sich nur einmal vor, ich gerate in Zorn. Für einen

Daiquiri ist es wohl noch zu früh, aber ich hätte gerne einen Orangensaft.«

Ein Diener brachte frisch gepreßten Orangensaft in einer silbernen Thermosflasche, Eiswürfel und ein Glas.

»Ich höre«, forderte Zarra mich auf.

Ich sprach wohl zehn Minuten lang, ohne daß er mich unterbrochen hätte. Er stellte keine Fragen und schien sich für meine Geschichte nicht sonderlich zu interessieren. Einzig seine Augen beobachteten mich während dieser Zeit ununterbrochen, selbst als er sich eine Zigarette anzündete. Seine Hände fielen mir auf, bis ich begriff, daß seine Augen seinen Handbewegungen nie folgten, so als seien seine Hände eigenständige Geschöpfe.

Ich war am Ende meiner Geschichte angekommen. Schweigen. Er zog an seiner Zigarette, blickte dem Rauch nach und fragte mich dann:

»Und wer leitet diese Gesellschaft, der Sie an den Kragen wollen?«

»John Hovius und James Donaldson.«

»Donaldson bin ich einmal begegnet.«

»Ich weiß; wir haben das überprüft. Sie haben ihn vor drei Jahren in London kennengelernt. Wir wollten sichergehen, daß Sie weder mit Hovius noch mit Donaldson gemeinsame Interessen haben. Das ist nicht der Fall. Ich bin überzeugt, daß Sie keinen Grund haben, die beiden oder einen der beiden über meine Absichten in Kenntnis zu setzen.«

Er lächelte wieder verbindlich:

»Sie haben ausgezeichnete Informationen eingeholt.«

»Ich bin nicht mit leeren Händen gekommen.«

Während unseres Gesprächs hatte ich verstohlen die Wächter beobachtet. Plötzlich bemerkte ich, wie sie zusammenfuhrten, sich aufrichteten, um sich spähen und die Hand an die Pistolengriffe legten. Einige Sekunden verstrichen. Ich machte

mich auf ein Blutbad gefaßt. Doch dann entspannten sie sich wieder wie Wachhunde, die einem falschen Alarm aufgesessen sind.

»Sie werden wohl verstehen«, fuhr Zarra fort, der nicht einmal seinen Kopf bewegt hatte, »daß ich die Entscheidung nicht sofort fällen kann. Ich muß nachdenken, mit verschiedenen Freunden sprechen... Wie lange werden Sie sich in Nassau aufhalten?«

»Solange es notwendig ist. Ich wohne im Britannia Beach Hotel.«

»Räumen Sie mir drei Tage Bedenkzeit ein; ich werde Sie benachrichtigen.«

Selbstverständlich ging ich auf seine Bitte ein. Seine Leibgarde reichte mich wieder von einer Verteidigungslinie zur anderen. Ich kam mir wie ein Botschafter vor, der eine Kriegserklärung überbracht hat.

Und fragte mich, als ich wieder aufs Festland zurückfuhr, ob es wirklich der Mühe wert war, zweihundert Millionen Dollar zu stehlen.

Der Archipel, der allgemein als die Bahamas bezeichnet wird, besteht aus Hunderten von Inseln und Inselchen. Die Bimini-Gruppe, die dazugehört, liegt der amerikanischen Küste direkt gegenüber und ist von ihr nur achtzig Kilometer entfernt. Der spanische Entdecker Floridas, Ponce de Leon, war überzeugt gewesen, daß der sagenumwobene Jungbrunnen sich auf dieser Inselgruppe befand. Realistischer betrachtet, ist dieser Flecken Erde oder, genauer gesagt, dieser Flecken Meer ein Paradies für Hochseeangler, da er sich in der Mitte des warmen Golfstromes befindet. Hemingway hat hier einige Flaschen geleert und seinen Roman *Der alte Mann und das Meer* erträumt.

»Haben Sie schon einmal Schwertfische geangelt?«

»Ich habe noch nicht einmal Sardinen geangelt.«

Ich saß auf einer Art Zahnarztstuhl am Heck der Yacht; Robert Zarra hatte auf einem identischen Stuhl neben mir Platz genommen. Mir war eine Angel in die Hand gedrückt worden, und nun sollte ich damit fachmännisch umgehen.

»Vielleicht haben Sie Glück und erwischen einen Schwertfisch«, begeisterte sich Zarra. »Wer weiß? Oder einen Barracuda, einen White Marlin, einen fliegenden Fisch, einen Wahoo, einen Kingfish oder einen dieser riesigen blauen Thunfische.«

»Danke, das genügt, Sie brauchen mir nicht die ganze Speisekarte herunterzubeten, ich nehme sowieso das Menü. Und was das Angeln anbelangt: die einzigen, die ich an Haken bekommen möchte, sind ein Schotte namens Donaldson und ein Argentinier namens Hovius..«

»Aus persönlichen Gründen?«

»Richtig.«

Zarra zündete sich eine Zigarre an und stellte leicht angewidert die Angel beiseite.

»Sie drängen. Gut, wir sind einverstanden. Wir nehmen Ihren Vorschlag an. Unter einer Bedingung allerdings: Sie müssen Ihren finanziellen Einsatz verdoppeln.«

»Soviel Geld habe ich nicht.«

»Das ist Ihr Problem.«

»Wo soll ich zwei Millionen Dollar aufstreben.«

Er reichte mir Handschuhe.

»Es ist besser, Sie ziehen sich Handschuhe über, zumindest über die linke Hand.«

Der Versuch, ihn zu irgendwelchen geschäftlichen Konzessionen zu überreden, war genauso fruchtlos wie der, einen Staubsauger in einen Computer zu verwandeln. Ergeben zog ich mir die Handschuhe über, als plötzlich jemand schrie. Von meinem Platz aus konnte ich alles genau beobachten: Aus dem Schatten der Cat-Cay-Inselkette schossen zwei

Schnellboote mit unglaublicher Geschwindigkeit hervor und nahmen direkt Kurs auf uns. Sie mußten uns aufgelauert haben. Ihr Bug zerschnitt das violette Wasser, das hoch aufschäumte. Die beiden Boote waren ungefähr eine halbe Seemeile von uns entfernt, neunhundert Meter. Auf unserer Yacht brach keine Panik aus, aber doch eine fieberhafte Tätigkeit. Bevor ich noch fragen konnte, was das eigentlich zu bedeuten habe, wurde ich von meinem Zahnarztstuhl losgeschnallt, gepackt und unter Deck in einen feudalen Salon gebracht. Robert Zarra erlitt das gleiche Schicksal; er ließ es phlegmatisch über sich ergehen. Auf Deck noch hatte er den ersten Zug an seiner Zigarre getan, jetzt im Salon den zweiten. Das Boot wurde von harten Schlägen durchgerüttelt. Die Besatzung auf Deck schoß zurück. Die Motoren unserer Yacht heulten auf, und wir schossen mit einer sagenhaften Geschwindigkeit davon.

»Amüsant, nicht?« fragte Zarra.

»Ich bin begeistert. Wird wirklich auf uns geschossen?«

»Ich fürchte. Champagner?«

Ein schwarzer Diener tauchte auf und entkorkte eine Flasche Dom Perignon.

»Die amerikanische Polizei«, erklärte Zarra gleichmütig, »das FBI, die CIA, die Texas Rangers, die Union der Geschädigten, was weiß ich, vielleicht auch die Adventisten der Letzten Tage. So was kommt bei jedem zweiten Ausflug aufs Meer vor. Es gibt so wenig Abwechslung...«

Er trank seinen Champagner.

»Wo waren wir stehengeblieben, Cimballi? Ja, richtig, Ihre Beteiligung beträgt zwei Millionen Dollar. Eine Million ist vorab zu bezahlen. Ich möchte Ihre Geschichte gerne zusammenfassen, damit es keine Mißverständnisse gibt: Eine bestimmte Gesellschaft, der Sie, auf Teufel komm raus, an den Kragen wollen, vertritt wichtige Interessen in einem

bestimmten südamerikanischen Land. Da diese Gesellschaft sich gut mit der Regierung dieses Landes versteht, ist es ihr gelungen, bestimmte amerikanische Konkurrenten zu übertrumpfen. Soweit die Tatsachen. Ihre Hypothese: Sie sind davon überzeugt, daß die Regierung, die derzeit die Macht in Händen hält, über kurz oder lang gestürzt wird und daß bereits heute in den Vereinigten Staaten viele Menschen an diesem Umsturz arbeiten. Diese Menschen gehören, Ihrer Theorie entsprechend, verschiedenen Kreisen an. Ein Teil arbeitet halb offiziell mit Wissen und Billigung der Regierung, der andere Teil auf privater Basis. Weiter glauben Sie, daß ich mit diesen privaten Kreisen in enger Verbindung stehe. Ist das richtig?«

»Absolut.«

»Ausgezeichnet. Sie wünschen nun, daß aufgrund dieses Umsturzes, falls ein solcher überhaupt stattfindet, die Gruppe, der Sie an den Kragen wollen, nicht nur ihren Besitz in dem lateinamerikanischen Land verliert – wohlgemerkt, ich nenne keine Namen –, sondern daß die finanziellen Verluste so bedeutend wie möglich ausfallen. Ist das richtig?«

»In jeder Hinsicht.«

»Gehen wir noch einen Schritt weiter. Nehmen wir einmal an, daß diese bestimmten amerikanischen Privatkreise, von denen wir vorher gesprochen haben, einen, sagen wir, Streik der Lastwagenfahrer organisieren, um die Wirtschaft des Landes zu unterminieren; in einem solchen Fall wünschen Sie, daß sich der Streik in besonders hohem Maße gegen die Gruppe richtet, die Sie uns genannt haben? Ist auch das richtig?«

»Kein Einwand.«

»Und Sie sind bereit, nur zu diesem Zweck zwei Millionen Dollar in unseren, nun, antikommunistischen Kreuzzug zu investieren?«

Nie erschien mir meine Idee verrückter als in diesem Augenblick. Trotzdem sagte ich mit fester Stimme:

»Wenn es mir gelingt, eine weitere Million Dollar aufzutreiben.«

Robart Zarra lächelte wieder.

»Ich bin mir sicher, daß Sie diese Summe auftreiben werden. Bedenken Sie bitte, daß Sie sich mit Leuten verbünden, die eingegangene Verpflichtungen sehr ernst nehmen und auf der Erfüllung dieser Verpflichtungen bestehen. Wir sind uns also einig. Noch ein letztes: Es dürfte Ihnen klar sein, daß wir das Datum der Operation nicht verbindlich festlegen können.«

»Ich räume Ihnen die Zeit ein, die Sie benötigen.«

Er musterte mich neugierig von oben bis unten:

»Kennen Sie Santiago de Chile?«

Ich schüttelte verneinend den Kopf.

»Ich bin nie dort gewesen.«

Bei meiner Ankunft in Nassau hatte mein erster Gang der Bank gegolten, auf die ich die hundert Millionen Dollar Einsatz und die zweiundvierzig Millionen Dollar Gewinn von Mister Hak überwiesen hatte. Wie Mister Hak es mir aufgetragen hatte, gab ich Order, die hundert Millionen Dollar sofort auf ein bestimmtes Konto einer philippinischen Bank zu überweisen, was auch geschehen war. Wahrscheinlich wollte er sie dort bar abheben und weiter für die eigentlichen Besitzer aufbewahren. Doch Genaueres habe ich über diesen Punkt nie erfahren, und vielleicht ruhen die hundert Millionen noch heute auf dem Konto in Manila, genau wie der Gewinn noch immer auf dem Nassauer Konto ruhte. Eigentlich hatte Mister Hak geplant, Gewinn und Einsatz auf ein Konto in Argentinien überweisen zu lassen, während ich auf den Bahamas bestand. Er hatte nachgegeben und angeordnet:

»Gut, fliegen Sie nach Nassau und steigen Sie dort im Britannia Beach Hotel ab; warten Sie dort, bis man mit Ihnen Kontakt aufnimmt.«

Die Tage vergingen; seit mehr als einer Woche hielt ich mich in Nassau auf, und nichts ereignete sich. Am 3. Oktober läutete endlich das Telefon. Ich war fast enttäuscht, als sich Marc Lavater meldete.

»Um Himmels willen, Marc, weißt du eigentlich, wie spät es hier ist? Vier Uhr in der Früh!«

»Entschuldige bitte. Ich war in Gedanken. Ich wollte eigentlich nur wissen, wie es bei dir so steht.«

»Ich habe den Typen getroffen, und er und seine Freunde sind einverstanden.«

Er schwieg. Ziemlich lange, wenn man bedenkt, daß es sich um ein Interkontinentalgespräch handelte.

»Also, die Sache ist im Laufen«, sagte er endlich. »Weißt du schon den genauen Zeitpunkt?«

»Den wissen sie selbst nicht.«

»Ich werde bald nach New York fliegen und dort recht interessante Leute treffen. Wie wär's, hast du Lust, auf einen Sprung nach Manhattan zu kommen?«

»Unter Umständen.«

»Ich werde am 8. Oktober ankommen und mindestens drei Tage bleiben. Ich wohne im Saint Regis. Versuche zu kommen.«

Ich wartete im Grunde nur noch darauf, bis man endlich mit mir Kontakt aufnahm. Doch ich konnte schließlich nicht Monate oder gar Jahre in Nassau verbringen und darauf warten, bis endlich ein Abgesandter von Mister Hak auftauchte, der ja genausogut überhaupt nicht aufzutauchen brauchte. Ich dachte an die Leiche, die man an die Haie verfüttert hatte. Vielleicht konnte gar kein Kontakt mehr hergestellt werden zwischen Mister Hak oder dessen

Nachfolger, die in den Genuß des Gewinns kommen sollten, und mir. Und wenn die ganze Mannschaft inzwischen an die Haie verfüttert worden war und die Tierliebhaber nun mit mir abrechnen wollten? Ich spürte, wie kalter Angstschweiß über meinen Rücken lief.

»Franz?«

»Ich habe nachgedacht. Gut, ich werde am Zehnten abends in New York sein.«

»Ich freue mich. Wir werden zusammen essen.«

Die nächsten vier Tage verstrichen ereignislos, und meine Spannung stieg. Ich hatte mich entschlossen, Nassau auf jeden Fall zu verlassen, ob man nun mit mir Kontakt aufnahm oder nicht. Ich hatte zuerst daran gedacht, der Bank, die nicht wußte, wo ich mich aufhielt und ob ich mich überhaupt noch in Nassau befand, Bescheid zu geben, wie sie mich jederzeit erreichen könne, doch das hätte ein kompliziertes Informationssystem zwischen der besagten Bank und dem Britannia Beach erfordert und außerdem bedeutet, daß ich mein halbes Untergrunddasein, das seit zwei Jahren zu meiner Lebensform geworden war, hätte aufgeben müssen. Ich wußte nicht, wie ich mich entscheiden sollte.

Seit langem schon hatten der Türke, Ute und die nackten Bajaderen die Bahamas verlassen und waren in ihr vertrautes London zurückgekehrt. Am Achten rief mich der Türke an, um, wie er sagte, sich zu erkundigen, wie es denn dem lieben Franz gehe. Ich erklärte, ich befände mich bestens und in Superform, eine zumindest optimistische Erklärung. In meinem Kopf wirbelte alles durcheinander: Catherine und deren hartnäckige Weigerung, zu mir nach Nassau zu kommen, das dumpfe Angstgefühl, wenn ich an den Abgesandten Mister Haks dachte, der sich einfach nicht melden wollte, meine Einsamkeit und schließlich diese leichte Irritation, sobald mich irgend etwas an Zarra, dessen Freunde von der Mafia und die

anderen möglichen Hintermänner, mit denen ich ein Bündnis eingegangen war, erinnerte.

Am Neunten buchte ich meinen Flug nach New York. Ich war fest entschlossen abzureisen und hinterließ in der Bank, in der die zweiundvierzig Millionen und ein paar Zerquetschte schliefen, sowie im Britannia Beach Hotel entsprechende Instruktionen. Sie sollten alle Anrufe für mich notieren, aber keine Andeutungen über meinen Aufenthaltsort machen. Ich selbst wollte jeden Abend um acht Uhr anrufen und die Nachrichten abfragen, wo auch immer ich mich aufhielt. Verdammt umständlich, aber was sollte ich sonst tun?

Zwei Amerikanerinnen, die ihren Gatten vorausgeflogen waren und mich so ganz allein und traurig an meinem Tisch sitzen sahen, belagerten mich wie eine mittelalterliche Festung, und obwohl ich heroischen Widerstand geleistet hatte, aßen wir in der Nacht zum Zehnten zusammen zu Abend, als man mich informierte, ein gewisser Doktor Wahnsinn wolle mich unbedingt sofort am Telefon sprechen.

»Wer?«

»Doktor Wahnsinn.«

»Ich nehme den Anruf in meinem Zimmer entgegen.«

Ich hatte kaum die Tür hinter mir geschlossen und den Hörer abgenommen, da erfüllte auch schon entsetzliches Gekreische den Raum, so daß auch dem Mutigsten das Blut zu Eis erstarrt wäre. Anschließend das Rattern eines Maschinengewehres und zum Schluß der Vorstellung das herzergreifende Stöhnen eines sich im Todeskampf Wälzenden:

»Hier ist der teuflische Doktor Wahnsinn und sein unwürdiger Komplize und Vetter. Wie geht es dem ehwüldigem Flanz und vielgeliebten Fleund?«

Außer mir vor Wut schloß ich die Augen. Hätten sie sich in meiner Reichweite befunden, dann hätte ich sie auf der Stelle erwürgt.

»Ihr Scheißkerle, konntet ihr nicht früher anrufen?«

»Wir sind in San Francisco und suchen eine Wohnung. Du sollst ein bißchen Geld für uns haben.«

Am Abend des Zehnten war ich in New York und traf mich mit Marc Lavater:

»Du bist braun geworden.«

»Ich hatte nichts anderes zu tun, als am Strand in der Sonne zu liegen.«

Wir hatten uns in ein kleines italienisches Restaurant geflüchtet, wo die Pizza schlichtweg abscheulich schmeckte.

»Vor fünfzehn Jahren war es hier hervorragend«, entschuldigte sich Marc.

»Du solltest öfters nach New York fliegen. Und die interessanten Leute, die du getroffen hast?«

»Schweigen wie die Gräber. Höchst geheime Kommandosache. Nur die *Washington Post*, das *Time Magazine* und etwa zwei- bis dreihundert Journalisten sind auf dem laufenden, vom Direktor der CIA einmal abgesehen. Geheim also. Sie geben Allende eine Überlebenschance von höchstens einem Jahr. Und sie werden den Streit der Lastwagenfahrer benutzen, um den Umsturz einzuleiten. Deine völlig wahnsinnige Idee nimmt langsam Formen an.«

»Wer ist ›sie‹?«

»Lies doch die Zeitungen: CIA, ITT, die Mafia, alle, ein richtiger Eintopf.«

»Jetzt hör endlich auf, den Hanswurst zu spielen.«

»Ich habe überhaupt keine Lust, den Hanswurst zu spielen, im Gegenteil, aber ich habe größte Lust zu kotzen, und ich bin mir nicht sicher, ob nur diese erbärmliche Pizza daran schuld ist. Ich habe Lust zu kotzen, weil das, was sie in Chile

vorbereiten, zum Kotzen ist, darum. Sollten wir nicht das Restaurant wechseln?«

»Ich habe mich Zarra gegenüber verpflichtet und kann nicht mehr zurück. Nicht mit diesen Typen.«

»Warum solltest du auch deinen Vertrag brechen? Wenn du dies wirklich könntest? Dazu gibt es keine Veranlassung. Du benutzt eine Situation, für die du nicht verantwortlich bist. Ohne dich und deine Millionen wird die Geschichte sich genau gleich abspielen. Komm, laß uns gehen, mir ist wirklich übel.«

Sein ›kleines, ausgezeichnetes italienisches Restaurant‹ lag nicht weit vom Statler Hilton entfernt. Wir gingen durch die Hotelhalle und verließen sie auf der anderen Seite, am Madison Square, wo ein berittener Polizist die Besucher überwachte, die von einem Match kamen. Langsam gingen Marc und ich zu Fuß in Richtung Times Square. Es waren nicht sehr viele Menschen unterwegs, und mir war das Ganze etwas unheimlich. Plötzlich fragte mich Marc ohne jede Vorbereitung, so daß ich meine Überraschung nicht verbergen konnte:

»Warum heiratest du sie eigentlich nicht?«

Ich mußte ein völlig blödes Gesicht gezogen haben.

»Wen bitte?«

»Catherine Varles.«

»Ich wußte nicht, daß du sie kennst.«

»Ich habe euch bei Regine gesehen. Ich kenne ihre Mutter.«

Inzwischen waren die Straßen ganz leer, von einigen Hippies und Schwarzen abgesehen. Wir hätten ein Taxi nehmen sollen.

»Warum ich sie nicht heirate, Marc? Ganz einfach, sie will nicht. Zumindest jetzt noch nicht. Sie will mich erst heiraten, wenn ich aufgehört habe, hinter dem herzurennen, hinter dem ich im Augenblick herrenne.«

Wir waren inzwischen am Times Square angelangt. Auch hier war, wie im übrigen Manhattan, kaum jemand zu Fuß

unterwegs. Ohne uns abzusprechen, gingen wir zu Fuß weiter, wie Kinder, die darauf warten, daß der andere seine Angst zugibt. Endlich kamen wir im Saint Regis an. Eine merkwürdige Stadt, in der ein Spaziergang um acht Uhr abends zu einem Abenteuer wird. Am nächsten Morgen flog ich nach San Francisco.

Im Flughafen von San Francisco fiel mein Blick als erstes auf einen Polizisten, der mindestens zwei Meter fünfzig groß war; dicht bei ihm standen zwei graue Würstchen, in aufgeblähte Tuniken à la Mao gewickelt, mit langen Zöpfen, die bis zum Boden reichten, und scharlachroten, konischen Kopfbedeckungen. Die beiden Würstchen, die anscheinend mit Helium aufgeblasen waren wie ein Luftschiff, warfen sich vor mir auf die Knie, verbeugten sich, bis ihre Köpfe den Boden berührten, küßten meine Füße und Hände und stießen wie im Delirium kleine, schrille Schreie aus. Zu allem Überfluß trugen sie unmögliche, fast schwarze, riesenhafte Sonnenbrillen: Pekinger ›Agenten‹, bis zur ›Unkenntlichkeit‹ verkleidet. Der Polizist schaute mich von seinen zwei Meter fünfzig herab mißtrauisch an:

»Sind das Freunde von Ihnen?«

»Ich habe sie erzogen. Aus meiner Hand erhielten sie ihre ersten Bonbons. Marsch, bei Fuß!«

Die beiden Würstchen nahmen mich in die Mitte, und wir verließen die Ankunftshalle; draußen wartete ein Silver Shadow auf uns. Ich fragte:

»War dieser Zirkus wirklich notwendig?«

»Nichtswüldige Li und Liu beglüßen unteltänigst den ehwühldigen Flantz und heißen ihn helzlich willkommen in San Flancisco«, sagte Li (oder Liu).

»Wir hätten gerne dein Gesicht gesehen, als wir dich neulich in Nassau anriefen«, fügte Liu (oder Li) hinzu.

Sie lebten in einem schönen Holzhaus auf dem Gipfel des Telegraph Hill, das zu Beginn des Jahrhunderts nach dem großen Erdbeben gebaut worden war. In unmittelbarer Nachbarschaft befanden sich ein Bildhauer- und zwei Malerateliers. Der Bildhauer hatte sich auf linke kleine Finger spezialisiert, das heißt, er beschäftigte sich ausschließlich mit diesem Thema. Er hatte mit einem kleinen Finger in natürlicher Größe, seinem eigenen, begonnen und ihn für hundert Dollar an einen Texaner verkauft (natürlich nicht den richtigen Finger, sondern einen Abguß). Der zweite brachte ihm bereits fünftausend Dollar ein, aber er war auch drei Meter hoch, wie ich gerechterweise hinzufügen möchte. Um den dritten, an dem er gerade arbeitete, stritten sich verschiedene Museen. Das jüngste Angebot lautete auf hunderttausend Dollar. Dieser kleine Finger sollte, einmal vollendet, die stattliche Höhe von neun Metern erreichen. Etwas unterhalb von Li und Liu wohnte eine Schriftstellerin, die mit einer riesigen Hundemeute zusammenlebte. Gegenüber hatten drei Schauspieler Quartier genommen, vor allem aber eine Balletttruppe, die, als wir ankamen, gerade intensiv probte. Li und Liu stellten mich dieser kleinen Künstlerkolonie vor und zeigten mir dann ihr Haus, das sich über drei Stockwerke erstreckte und kostbar möbliert war. Vom obersten Stockwerk aus hatte man einen wunderschönen Blick über die San Francisco Bay, von der Golden Gate Bridge über die Bay Bridge bis hin nach Sausalito.

»Und auf der anderen Seite sieht man Chinatown.«

»Hinreißend. Habt Ihr das Haus gemietet oder gekauft?«

»Zuerst gemietet und vor drei Tagen, als das Geld angekommen ist, gekauft.«

Ich war ganz in den Anblick der Golde Gate Bridge vertieft; wie durch ein Wunder wurde sie binnen weniger Sekunden von Nebelschwaden umhüllt, die vom Meer aufstiegen. Nur hin und wieder sah man noch die imponierende Stahlkonstruktion. Ich drehte mich um: Li und Liu hatten sich inzwischen ihrer Tuniken und der zahlreichen Kissen entledigt, mit deren Hilfe sie zu Würstchen geworden waren, und sahen wieder so schlank und lebendig aus, wie ich sie kannte. Freudestrahlend sahen sie mich an.

»Ich bin froh, euch wiedergefunden zu haben, ihr Clowns. Ich dachte schon, ihr seid tot!«

»Wir sind ebenfalls froh.«

»Warum habt ihr mir nicht früher gesagt, daß dieses Geld für euch bestimmt war? Es gehört doch euch, nicht wahr?«

»Ja, es gehört uns.«

Einer der wenigen Augenblicke, in denen meine beiden Clowns ernst blieben. Sie versuchten, mir zu erklären, wie sie nach Amerika gekommen waren, und ihre Erklärungen deckten sich zum größten Teil mit meinen Vermutungen.

Sie wußten nicht, was aus ihrem Onkel Hak geworden war. Li und Liu hatten schon vor einiger Zeit ihrem Onkel gegenüber den Wunsch geäußert, Hongkong zu verlassen und woanders, möglichst in Amerika, in der Filmbranche zu arbeiten. Mit weniger Blut als bei den Kung-Fu-Filmen, die in Hongkong produziert wurden. Sie waren sehr überrascht, als auch ihr Onkel die Absicht äußerte, die Kolonie zu verlassen. Die drei wollten zusammen in Amerika leben, die Reise allerdings getrennt unternehmen. Ihr Onkel hatte sehr geheimnisvoll getan und ihnen tausend Anweisungen gegeben, deren Sinn sie nicht verstanden. Sie wußten nur, daß etwas Abnormales im Gange war. Hak hatte bestimmt, daß die beiden Clowns nicht direkt nach Kalifornien fliegen, sondern einen Umweg über Europa machen sollten, über London oder

Paris, wie sie wollten, für den Fall, daß jemand ihren Spuren folgte. Sie hatten alle Anweisungen natürlich genau befolgt und sich riesig amüsiert, in immer andere Rollen zu schlüpfen, mal als Spione, dann als Abgesandte des maoistischen China, dann wieder als reiche Exilchinesen auftretend.

»Wir haben nicht begriffen, wozu diese Maskerade dienen sollte, aber Onkel Hak mag es nicht, wenn man ihm Fragen stellt.«

In New York angekommen, fanden sie, wie ausgemacht, eine Botschaft vor: Sie sollten nicht nach Los Angeles Weiterreisen, ihrem endgültigen Bestimmungsort, sondern nach San Francisco, wo Onkal Hak zu ihnen stoßen wollte.

»Aber er ist nicht gekommen.«

Ich erzählte ihnen von meinem Besuch in dem verlassenen Haus auf Haks Privatinsel, hütete mich allerdings, ihnen etwas von dem Haifischfutter zu erzählen. Li und Liu waren viel realistischer, als man gemeinhin annahm.

»Ching ist ebenfalls verschwunden?«

»Ohne eine Spur zu hinterlassen.«

»Dann ist es ernst.«

Sie baten mich, ihnen die Goldspekulation zu erklären.

»Was bedeutet das, Konvertibilität?«

Sie schauten mich mit großen, runden Augen an, was für Chinesen nicht ganz einfach ist. Ihr Onkel Hak hatte sich hunderttausend Millionen Dollar ›geliehen‹, damit spekuliert und das Geld am Ende der Transaktionen wieder zurückgeben wollen?

»Aber dann hat er ja nichts gestohlen, denn er wollte ja das Geld zurückgeben; vielleicht hat er es auch schon zurückgegeben.«

»Das, was er gemacht hat, ist nicht ganz einwandfrei. Und ich weiß nicht, ob das Geld wirklich wieder bei seinem ursprünglichen Besitzer gelandet ist.«

»Und du kannst die hundert Millionen Dollar nicht wieder von den Philippinen zurücküberweisen?«

»Nein, ich habe keine Vollmacht für dieses Konto. Und ich will auch gar nichts damit zu tun haben. Das Geld ist glühend heiß.«

Sie hatten verstanden.

»Meinst du, daß wir jetzt nach Los Angeles ziehen können?«

Wie sollte ich das wissen? Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was mit Mister Hak passiert war und warum man Li und Liu nach Nord- und nicht nach Südkalifornien dirigiert hatte.

»Wir werden eine Weile hierbleiben«, beschlossen die beiden. »Wir haben erfahren, daß ein großer Science-fiction-Film gedreht werden soll, so eine Art Weltraumschlacht, und daß der Verantwortliche hier in der Gegend wohnt. Vielleicht können wir mit ihm zusammenarbeiten.«

Mit ihren zweiundvierzig Millionen Dollar konnten sie glücklich leben, ohne arbeiten zu müssen, und obendrein ihre Filme selbst produzieren. Sie waren sich dessen anscheinend noch nicht bewußt. Vielleicht wollten sie aber auch das Geld für Onkel Hak aufbewahren. Doch das war ihr Problem. Mein Problem lag woanders. Als Liu und Li mir am Telefon mitteilten, daß sie mich und das Geld in San Francisco erwarteten, konnte ich meine Überraschung nicht verbergen, und sie waren überrascht gewesen, daß ich überrascht gewesen war. Ich zog mich mit Hilfe eines Gemeinplatzes aus der Affäre und behauptete, San Francisco sei mir nach New York die liebste Stadt in den Vereinigten Staaten, was auch so ungefähr der Wahrheit entspricht.

Doch den eigentlichen Grund für meine Überraschung verschwieg ich: Sidney H. Lamm, der sechste auf meiner Liste, wohnte hier in San Francisco. Von dem Fenster im dritten

Stockwerk des Hauses meiner Freunde aus befand er sich in  
meiner Reichweite.

Im wörtlichen wie im übertragenen Sinn.

Seine Büros lagen im Viertel California, nicht weit vom Transamerica Building entfernt; er wohnte in einem schönen Apartment mit großer Terrasse in der amüsanten Lombard Street, eine Straße aus roten Ziegelsteinen, die sich wie eine total besoffene Klapperschlange einen Hang mit vierzigprozentiger Steigung hinaufwand.

Ich war ihm bereits einmal begegnet, aber das Risiko, daß er mich erkannte, war so gering, daß ich es bedenkenlos einging. Ich war acht Jahre alt gewesen, als er am 27. August 1956 meinen Vater in dessen Villa in Saint-Tropez besucht und am Tag vor seinem Tod lange mit ihm gesprochen hatte. Ich erinnerte mich an diesen Besuch, was gar nicht so außergewöhnlich ist, wie es den Anschein haben mag, denn an diesem Tag spielten sich merkwürdige Dinge ab.

Wie ich schon beschrieben habe, bildete die Villa meines Vaters bei Saint-Tropez ein U, das zum Strand von Pampelonne hin offen war. Das Büro meines Vaters befand sich am äußersten Ende des linken Flügels, links, wenn man zum Meer blickt. Lamm hielt sich an diesem 27. August zu Beginn des Nachmittags zusammen mit meinem Vater in dessen Büro auf. Ich selbst kam vom Strand und ging zum Haus; meine Mutter, die sich mit einer Freundin unterhielt, folgte mir in gut zehn Meter Abstand. Erregerter Wortwechsel im Büro. Plötzlich begann mein Vater zu schreien, was bei ihm praktisch nie vorkam. Noch heute erinnere ich mich an seine Worte:

»Das nenne ich keine Nachlässigkeit, das nenne ich Diebstahl! Bei der nächsten Gelegenheit werde ich mich mit Ihnen beschäftigen.«

Mein Vater starb am nächsten Tag; er hatte sich nicht mehr mit Sydney Lamm ›beschäftigen‹ können. Ich hatte Marc Lavater von diesem Vorgang erzählt und ihn gebeten, herauszufinden, was wohl den Zorn meines Vaters erregt hatte. Seine Agenten hatten keinen Hinweis gefunden, nichts, was nennenswert gewesen wäre. Ich nehme an, daß Lamm mit Hilfe der Testamentsvollstrecker alle Spuren verwischt hatte. Martin Yahl und mein Onkel Giancarlo waren bereit gewesen, Lamm reinzuwaschen und hatten sich darüber hinaus sein Schweigen erkauft. Dieses Reinwaschen war für sie die beste Garantie, daß Sydney Lamm niemals den Mund aufmachen würde.

Doch im Grunde waren mir diese Hinweise gleichgültig. Ich war überzeugt, daß Lamm meinen Vater betrogen hatte, zweimal sogar, einmal zu seinen Lebzeiten und einmal nach seinem Tod. Alles andere war mir gleichgültig; ich bin kein Richter, der unerschütterliche Beweise verlangt.

Ich hatte mir fest vorgenommen, Sidney Lamm zu ruinieren. Mein Plan fußte natürlich auf dem umfangreichen Dossier, das Lavater für mich zusammengestellt hatte. Viel Fantasie brauchte ich nicht aufzubringen, um seine schwache Stelle zu entdecken: Lamm bluffte; er war ein Spieler, der die verrücktesten Risiken auf sich nahm. Und wie alle Spieler und Betrüger, die zu hohe Einsätze wagen, war er überzeugt, daß das Glück auf seiner Seite war und ihm früher oder später den großen ›Coup‹ ermöglichte. Wie alle Spieler und Betrüger war er so intensiv damit beschäftigt, seine Opfer in die Falle zu locken, daß er es gar nicht wahrnehmen konnte, wenn er selber zum Opfer wurde, das in eine Falle ging.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, meinen Plan erst später zu verwirklichen. Doch die Operation Hovius und Donaldson zog sich hin, und ich war mir sicher, daß ich in dieser Hinsicht in naher Zukunft nichts unternehmen konnte. Dazu kam die unerwartete Anwesenheit von Li und Liu in San Francisco, ihre Freundschaft zu mir, die ungebrochen war, ihr kleines Barkapital und ihr Sinn für theatralische Unternehmungen. Innerhalb kurzer Zeit hatte ich meinen ursprünglichen Plan umgearbeitet und den neuen Gegebenheiten angepaßt. Vorgesehen war nun eine schnelle, streng geplante und mathematisch genau durchgeföhrte ›Hinrichtung‹, wie Landau sie erfahren hatte.

Durch das Eingreifen meiner beiden schlitzäugigen Clowns konnte sie nichts anderes werden als eine Komödie.

Nach knapp sechs Wochen intensiver Arbeit waren die Vorbereitungen abgeschlossen.

Am Ende dieser Vorbereitungszeit, Anfang Dezember, läutete das Telefon in dem beinahe zu prächtigen Büro, das ich in einem der Wolkenkratzer des Embarcadero Center gemietet hatte. Mit viel Liebe hatten Li und Liu dieses Büro eingerichtet und mir die ›Maske‹ verpaßt, die zu dem Büro paßte: nagelneue, maßgeschneiderte, hochmodische Anzüge, Krawatten, die einen Blinden zum Schreien gebracht hätten, einen dicken Diamantring am Zeigefinger der linken Hand. Ich erinnerte an einen arabischen Teppichhändler, der in die Modebranche gewechselt war. Kurz, das Telefon läutete, meine frisch engagierte Sekretärin hob ab und stellte das Gespräch durch. Nach den üblichen Begrüßungsformeln offenbarte mein Gesprächspartner seine Identität:

»Mein Name wird Ihnen nichts sagen. Ich bin Sydney Harrison Lamm...«

»In der Tat... Ich bin untröstlich.«

»Monsieur Joseph Benharoun... Sie sind Franzose?«

»Richtig.«

Ich bemühte mich, meiner Stimme den Akzent eines aus Algerien stammenden Franzosen zu verleihen.

»Sie sprechen völlig akzentfrei«, scharwenzelte Lamm. »Ich glaube, es wäre in unserem beiderseitigem Interesse, wenn wir uns bald einmal träfen. Ich beschäftige mich mit Immobilienangelegenheiten, eher als Dilettant, nicht offiziell, aber immerhin...«

Ich antwortete, daß ich glücklich wäre, ihn kennenzulernen zu können, sobald mein Terminplan mir dies erlaube. Während unseres Gespräches wurde ich immer glücklicher, bis ich fast in Ekstase geriet, als ich >erfuhr<, daß das Büro von Mister Lamm nur wenige Schritte von meinem entfernt lag. Was für ein Zufall!

»Ich könnte auf einen Sprung zu Ihnen kommen«, schlug Lamm vor.

Trotz der fünfzehn Jahre, die inzwischen vergangen waren, hätte ich ihn vielleicht sogar wiedererkannt. Ein schöner Mann, schlank und elegant, braungebrannt, ausgezeichnet gekleidet, etwa fünfzehn Zentimeter größer als ich und sehr charmant. Doch ich wußte, daß er ein Betrüger war, und hätte dies wahrscheinlich auch ohne Vorabinformation an einem gewissen Etwas in seinen Augen erkannt.

»So jung und bereits ein wichtiger Geschäftsmann«, sagte er zur Begrüßung. »Ich bin beeindruckt.«

Ich heuchelte Bescheidenheit, spielte den jungen, erfolgreichen Geschäftsmann und setzte zu einer langen und lächerlichen Tirade an: Ich sprach über meine Lebensauffassung, erklärte mit vielen Beispielen, wie raffiniert ich sei, schilderte meine beinahe schon diabolisch zu nennende Subtilität und unermüdliche Arbeitskraft und ließ dreimal

meine arme Sekretärin kommen, um ihr die unsinnigsten Aufträge zu erteilen. Kurz, ich tat alles, um ihn glauben zu machen, ich sei ein dummer, prätentiöser, naiver und leicht hereinzulegender Jüngling, der das Geld nicht wert war, das er von seinem ›Onkel‹ geerbt hat; um den exotischen Anstrich zu verstärken, hatte ich diesen Onkel in Algerien leben lassen, wo er die armen Araber nach Strich und Faden betrogen hatte.

Er hörte mir aufmerksam und anscheinend beeindruckt zu, doch jedesmal, wenn sein Blick auf meinen riesigen Ring fiel, funkelten seine Augen ironisch und verrieten ihn. Er war ein guter Schauspieler, das mußte ich ihm lassen: Um ein Haar hätte ich ihm geglaubt, daß mein ›Punch‹ ihn wirklich beeindruckte. Um nicht zurückzustehen, sang er das Hohelied Amerikas, das Land der freien Unternehmer, wobei er mich aus den Augenwinkeln beobachtete und sich fragte, ob ich denn wirklich so blöd war, wie es den Anschein hatte. Endlich kam er auf den Grund seines Besuches zu sprechen:

»Mein lieber Joe, ich darf Sie doch so nennen? Mein lieber Joe, vor zwei Tagen war ich, eigentlich zufällig, am Mount Tamalpais, eine Gegend, die ich seit jeher sehr liebe.«

Ich schaute ihn an, ganz Geschäftsmann, ohne mir eine Regung anmerken zu lassen.

Zur Information meiner Leser schweife ich hier kurz ab: San Francisco ist auf einer Halbinsel erbaut, die in fast nördlicher Richtung ins Meer ragt. Ihr gegenüber liegt eine andere Halbinsel, die Marin Peninsula. Die beiden Spitzen liegen eineinhalb Kilometer auseinander und sind durch die Golden Gate Bridge miteinander verbunden. Der Mount Tamalpais liegt auf Marin Peninsula und überragt Sausalito, den ersten Ort, auf den man, von San Francisco über die Golden Gate Bridge kommend, stößt.

»Joe, wissen Sie, Sausalito und die Gegend bis zum Mount Tamalpais ist so etwas wie das Land meiner Kindheit. Mein

Vater besaß unterhalb des Waldes aus Mammutbäumen ein großes Haus, und als Kind spielte ich an dem weißen Sandstrand von Stinson Beach. Oft stiegen mein Vater und ich auf die Abhänge des Tamalpais, um von dort aus über den Pazifik und die Sierra Nevada zu schauen.«

Ich nickte ernst, ohne Interesse zu zeigen. Natürlich hatte ich alle Details von seinem Dossier im Kopf. In Wirklichkeit hieß Lamm Sygmunt Lammerski. Er war in Chicago auf die Welt gekommen. Seine Kindheit verbrachte er in einer Erziehungsanstalt. Anschließend verkaufte er nacheinander Staubauger, Versicherungspolicen und seine Männlichkeit, letztere an reifere Damen, bis er im Immobiliengeschäft Fuß faßte. Daß er dabei oft krumme Wege einschlug, war für mich kein Geheimnis; auch mein Vater hatte ihn bei einer derartigen Unternehmung ertappt. Der Grundstock seines derzeitigen Vermögens waren die zweihundertfünfzigtausend Dollar, die ihm von Martin Yahl im Herbst 1956 übergeben worden waren.

Natürlich ließ ich mir nichts anmerken, sondern spielte weiterhin den unreifen Jungen. Lamm:

»So habe ich bei einer meiner Pilgerfahrten in das gelobte Land meiner Kindheit von den Lapez' – alte Freunde, müssen Sie wissen –, erfahren, was sich inzwischen dort abgespielt hat.«

Er schlug sich an den Kopf.

»Unglaubliches! Ich wollte meinen Ohren nicht trauen!«

Wieder nach San Francisco zurückgekehrt, konnte ich die ganze Geschichte immer noch nicht glauben. Ich rief Art Becknall an, den Rechtsanwalt, der die Vermögensverwaltung der Familie Elbert leitet, und mußte mich mit dem Unvermeidlichen abfinden: Die Nachricht stimmte.«

»Welche Nachricht?«

Lamm hob die Hände zum Himmel:

»Um Gottes Willen! Seit Monaten bin ich hinter diesem Grundstück her. Was sage ich, seit Jahren! Und da kommen Sie, halten sich ein paar Tage in der Stadt auf, kennen keine Menschenseele und machen ein Angebot, auf das eingegangen wird. Ihnen wird das Grundstück verkauft, das man mir seit Jahren verweigert! Sie geben doch zu, daß dies auch den gelassensten und freundlichsten Menschen in Wut versetzen kann.«

Kalt und würdevoll antwortete ich:

»Ich habe sicher mehr geboten als Sie!«

Er musterte mich scharf, stand auf, lief wie ein aufgeregter Löwe in dem Zimmer auf und ab und war offensichtlich kaum in der Lage, seine Erregung niederzukämpfen. Wäre der Mann doch bloß Schauspieler geworden! Endlich setzte er sich wieder.

»Joe, wie alt sind Sie? Zweiundzwanzig? Dreiundzwanzig? Bitte regen Sie sich über das folgende nicht auf. Ich bin kein echter Immobilienmakler, das ist für mich eher eine Art Zeit vertreib. Das Vermögen, das mir meine Eltern hinterlassen haben, ist so bedeutend, daß ich, ohne arbeiten zu müssen, ein bequemes Auskommen habe. Für das Gelände, das fünfundfünzig Hektar umfaßt, haben Sie sechshunderttausend Dollar angelegt, eine relativ bedeutende Summe; auch für mich.«

Jetzt spielte ich den Beleidigten.

»Ich verfüge über bedeutende Reserven.«

Er lächelte wohlmeinend:

»Joe, bitte, ich bin in San Francisco zu Hause. Der Zufall will, daß der Direktor der Bank, bei dem Sie Ihr Konto unterhalten, einer meiner besten Freunde ist. Die Welt ist so klein. Ich weiß – und bei mir ist Ihr Geheimnis gut aufgehoben –, daß die sechshunderttausend Dollar, die Sie angelegt haben, im großen und ganzen ihr gesamtes Kapital darstellen.

Natürlich weiß ich, welchen Plan Sie bei dem Ankauf verfolgten. Sie sagten sich, daß Sie dieses Gelände, kaum dreißig Kilometer von San Francisco entfernt, mit dem wunderbaren Blick über den Pazifik, die Sierra Nevada, Santa Cruz und die Francisco Bay, mit den achtzig Meter hohen Mammutbäumen und allen anderen Vorzügen, in Parzellen aufgeteilt, mit einem sagenhaften Profit weiterverkaufen können...«

»Sie vergessen eines: Mir ist es gelungen, das Gelände zu kaufen, und nicht Ihnen.«

Mit seinem charmantesten Lächeln:

»Ich gebe zu, daß ich mich um dieses Grundstück intensiver hätte kümmern müssen. Ich bin eben nur ein Amateur, das ist ein großes Handicap. Aber Sie sollten zugeben, daß Sie unwahrscheinliches Glück gehabt haben: Becknall hat das Gelände erst zwölf Stunden vor Ihrem Angebot zum Verkauf freigegeben. Doch das ist nicht das Entscheidende, Joe. Zwei wesentliche Dinge wissen Sie nicht...«

»Wer ist denn diese Familie Elbert, von der Sie mir erzählt haben? Mit der hatte ich nichts zu tun.«

Er triumphierte:

»Das ist es ja! Joe, ohne es zu wissen, haben Sie den Finger auf den wunden Punkt gelegt. Man hat Sie hereingelegt. Sie haben ein Gelände von einer anonymen Gesellschaft gekauft, deren Geschäftssitz sich auf den Bahamas befindet; bei diesen Gesellschaften weiß man ja nie, wer wirklich dahintersteckt. Kurz und gut, diese Typen haben Sie ausgenommen. Sie haben ihnen sechshunderttausend Dollar für ein Grundstück bezahlt, das sie selbst vor kaum drei Wochen für vierhundertfünfzigtausend Dollar der Familie Elbert abgekauft hatten. Ein hübscher Reingewinn von einhundertfünfzigtausend Dollar, von Ihnen finanziert.«

Meine Rolle verlangte, daß ich zuerst wie erschlagen wirken mußte, aber dann aggressiv zu werden hatte, um meinen verletzten jugendlichen Stolz zu verbergen:

»Und was geht Sie das an?«

»Ruhig Blut, Joe«, antwortete Lamm begütigend. »Wenn Sie mir nicht glauben, dann fragen Sie doch Art Becknall, den anständigsten Mann auf der Welt. Aber, Joe, das ist noch nicht alles, es kommt noch schlimmer: Auf dem Grundstück, das Sie gekauft haben, dürfen keine Häuser errichtet werden, zumindest im Augenblick nicht. Ich wußte dies natürlich schon seit ewigen Zeiten, ich bin schließlich dort geboren. Diese Gesellschaft auf den Bahamas... mit wem haben Sie da verhandelt?«

»Es waren zwei... Koski und Sasplan.«

»Kenne ich nicht.«

(Ich mußte mich sehr zusammennehmen, um nicht schallend zu lachen; es hätte mich doch sehr gewundert, wenn er die beiden gekannt hätte!)

»Ich kenne sie nicht, aber ich bin überzeugt, daß es schlimme Gauner sind. Unmöglich, auf dem Gelände zu bauen. Sie können dort Kaninchen jagen. Naturliebhaber vielleicht, ich meine, Menschen wie ich...«

Dieser Idiot! Aber ich mußte weiter meine Rolle spielen und war abwechselnd ungläubig, mißtrauisch, zweifelnd, beunruhigt und zum Schluß völlig niedergeschlagen.

»Ich bin untröstlich für Sie, untröstlich!« sagte Lamm mit einer Aufrichtigkeit, für die er mindestens einen Oscar verdient hätte.

Ich spielte den Ertrinkenden, der sich an einen Strohhalm klammert.

»Sie haben behauptet, man könne das Gelände nicht bebauen. Zumindest nicht im Augenblick. Was bedeutet dies zumindest nicht im Augenblick?«

Wie ein Vater, der die Streiche seines Lausejungen verstehend verzeiht, sprach er weiter:

»Joe, in dieser Geschichte haben Sie wirklich sehr unvorsichtig gehandelt. Hätten Sie den Vertrag besser studiert, den die beiden Gauner... wie heißen Sie noch einmal?«

»Sasplan und Koski.«

»... den die beiden Gauner Ihnen zur Unterschrift vorgelegt haben, dann hätten Sie bemerkt, daß das Gelände durch eine testamentarische Bestimmung von Dwight Elbert belastet ist. Der frühere Besitzer hat verfügt, daß vor dem 31. Dezember 1975 das Grundstück nicht bebaut werden darf. Diese Testamentsbestimmung ist völlig legal, und Sie können nicht dagegen vorgehen. Durch den Kauf haben Sie, ob Sie diesen Umstand nun kannten oder nicht, die Verpflichtung übernommen, diese Testamentsklausel zu respektieren. Was meinen Sie, warum dort nicht schon längst gebaut worden ist? Wer gibt denn Hunderttausende von Dollar für ein Grundstück aus, das erst in einigen Jahren bebaut werden darf?«

Ich schwieg und versuchte, so gut wie möglich zu erleichen, was wirklich nicht einfach war, denn mein Bedürfnis, schallend zu lachen, wurde immer größer.

»Ja, mein Lieber, so geht es im Leben«, seufzte Lamm.

Er stand auf und gab mir einen aufmunternden Klaps auf die Schulter.

»Joe, wir alle haben Fehler gemacht. Sobald ich wußte, was sich abgespielt hatte, hatte ich nur einen Wunsch: Sie zu informieren und zu warnen. Leider gibt es unter den Immobilienhändlern skrupellose Geschäftemacher. Das ist auch der Grund, warum ich mich als Dilettant nur am Rande mit diesen Dingen beschäftige. Aber eines ist tröstlich: Nicht alle, die auf diesem Gebiet tätig sind, sind skrupellos. Sie kennen die Adresse meines Büros. Hier ist meine Privatadresse. Erholen Sie sich erst einmal von diesem Schock

und rufen Sie mich dann an. Vielleicht gelingt es mir, eine Lösung für Ihre Probleme zu finden. Ich kenne so viele wichtige Menschen in dieser Stadt; ich wurde schließlich hier geboren. Nun, Kopf hoch. Sie rufen mich an? Wirklich? In drei Tagen? Ich werde Ihnen helfen, daß sie einen Platz auf der Sonnenseite des Lebens finden. Genau das ist Amerika, groß und großherzig...«

Wir schüttelten uns zum Abschied die Hände. Nachdem er gegangen war, schickte ich meine Sekretärin nach Hause:

»Ich möchte allein sein«, sagte ich mit zugeschnürter Kehle und Leichenbittermiene.

Nachdem die beiden gegangen waren, lachte ich und lachte ich, bis ich nicht mehr konnte. Ich öffnete die sorgsam abgesperrte Tür zu den nebenan liegenden Büroräumen und bat meine Freunde zu einem rauschenden Fest: Li und Liu, Koski, der Bildhauer der kleinen Finger, den Maler Sasplan und viele andere, darunter eine komplette Balletttruppe.

Sidney Harrisson Lamm ist ein elender Lügner.

So hatte er die Ehrlichkeit von Arthur Becknall maßlos übertrieben. Da er sehr daran interessiert gewesen war, Li und Liu als Kunden zu gewinnen – zweiundvierzig Millionen Dollar sind für einen Vermögensverwalter schließlich ein appetitanregender Happen –, hatte er Lamm bedenkenlos die größten Lügen aufgetischt.

Seine Jugenderinnerungen, das Vermögen seiner Eltern, sein Status als Amateur im Immobilienhandel, lauter Lügen; im Gegenteil, er handelte mit Immobilien aller Art und war zu der Zeit, zu der die Unterredung stattfand, mit zwei großen Transaktionen beschäftigt, die ihn gezwungen hatten, große Kredite aufzunehmen, ohne daß man deshalb von einer schwierigen Vermögenslage hätte sprechen können, denn die beiden Transaktionen waren an sich gesund. Die von Lavater engagierten Vermögensanalytiker schätzten ihn auf eineinhalb

Millionen Dollar. Er hatte also schon Geld im Rücken, um einige Stürme überstehen zu können.

Er hatte auch gelogen, als er mir – alias Joe – verkündet hatte, die Gesellschaft auf den Bahamas habe der Familie Elbert das Grundstück für vierhundertfünfzigtausend Dollar abgekauft. Ich wußte das genau, denn die Gesellschaft auf den Bahamas, das war ich. Die Gesellschaft – wie üblich tauchte natürlich mein richtiger Name nirgendwo auf – hatte das Grundstück für zweihundertfünfzigtausend Dollar gekauft und an diesen Idioten Joseph Benharoun, also an mich, für sechshunderttausend verkauft. Die letztere Summe war richtig.

Eine Frage beschäftigte mich: *Warum hatte Sidney Lamm es für richtig gehalten, den von der anonymen Gesellschaft erzielten Gewinn zu schmälern und mit einhundertfünfzigtausend statt mit dreihundertfünfzigtausend Dollar anzugeben?*

(Wobei es sich natürlich nur um einen fiktiven Gewinn handelte, denn ich hatte das Grundstück ja an mich selbst verkauft.)

Warum diese Lüge? Wollte er den sowieso schon am Boden zerschmetterten Joseph Benharoun etwa schonen?

Oder wollte Lamm mir das Grundstück wieder abkaufen? Jeder, auch der Dümme, also auch Joseph Benharoun wußte, daß auch der sentimentalste Amateurimmobilienmakler für ein Grundstück, dessen normaler Verkehrswert sich auf ungefähr zweihunderttausend Dollar beläßt, nicht einmal im Traum sechshunderttausend Dollar ausgeben würde. Lamm wußte dies natürlich auch und hatte klug vorausgeplant, als er Joseph Benharouns Mißtrauen einkalkulierte. War jedoch der Algerienfranzose davon überzeugt, das Grundstück sei real zwischen vierhundert- und fünfhunderttausend Dollar wert, dann konnte man ihm ohne allzu große Schwierigkeiten weismachen, daß der gute Sidney Lamm mit seinem

großmütigen Herzen, dem ererbten Familienvermögen im Hintergrund, seinen Jugenderinnerungen und seinem Umweltbewußtsein bereit war, für das Grundstück fünfhundert- bis fünfhundertfünfzigtausend Dollar auszugeben und so die Verluste des armen Joseph Benharoun in Grenzen zu halten...

Wie in der Affäre Landau spielte sich alles genauso ab, wie es in meinem Plan vorgesehen war.

Ich hatte zuerst einmal ein geeignetes Grundstück finden müssen; die eingeschalteten Immobilienhändler boten mir zuerst ein Areal im Napa-Tal nördlich der San Francisco Bay an, einem Weinanbaugebiet. Ungeeignet für Spekulationsgewinne. Anschließend wurden mir andere Gelände im Süden der Stadt gezeigt (nicht mir, sondern Koski und Sasplan; ich selbst war nur der kleine Chauffeur der hohen Herrschaften). Ich war schon drauf und dran, ein Grundstück zu erwerben, als ich über meine Mittelsmänner von dem Grundstück mit der merkwürdigen Testamentsklausel am Mount Tamalpais hörte. Für meine Zwecke ideal.

Die Gesellschaft auf den Bahamas war von mir einzig für die Operation Lamm gegründet worden und wurde in San Francisco ganz offiziell von dem Maler und dem Bildhauer vertreten (als überzeugte Umweltschützer waren sie begeistert von der Testamentsklausel und machten schon aus diesem Grund mit). Und die sechshunderttausend Dollar hatte ich vor den Augen des Notars bar auf den Tisch gelegt, um jeden Verdacht auszuräumen.

Die Bank, auf die ich die angebliche Erbschaft des Joseph Benharoun hatte überweisen lassen, sechshundertachtzigtausend Dollar – schließlich mußten die Grunderwerbsnebenkosten bezahlt werden, Miete, Sekretärin usw. –, hatte ich natürlich im Hinblick auf Lamm ausgesucht. Lavaters Agenten hatten den Direktor und Freund Lamms

richtig eingeschätzt. Er hatte seinen Mund nicht halten können; Lamm wurde, wie erhofft, hervorragend informiert.

Und rief mich dann wie erwartet an.

Die erste Phase des Unternehmens Lamm war abgeschlossen.

Die zweite hatte bereits kurz zuvor begonnen. Zwei Chinesen waren, angeblich aus Vietnam kommend, in San Francisco eingetroffen und teilten jedem mit, der es hören wollte, daß sie in den Vereinigten Staaten und wenn möglich in Kalifornien beträchtliche Summen investieren wollten, darunter auch in Immobilien. Sie hatten, auch daraus machten sie kein Geheimnis, von reichen Landsleuten in Vietnam und Kambodscha, die sich angesichts der großen Erfolge der nordvietnamesischen Revolutionsarmee Sorgen machten, den Auftrag erhalten, für die Zukunft vorzusorgen. Sie hatten sich zuerst in Südkalifornien, vor allem in Los Angeles, umgeschaut und waren entsetzt gewesen über die dortigen übermäßig hohen Preise. Sie hofften, hier im Norden bessere Verhältnisse vorzufinden. Der Zufall wollte es, daß sie mit einem bestimmten Immobilienmakler Kontakt aufnahmen, der sie, wieder zufällig, über ein Projekt Lamms informierte. Diese Zufälle kosteten mich immerhin zwanzigtausend Dollar, bar und ohne Quittung, aber Schwamm drüber.

»Wir suchen ein großes Grundstück«, erklärten sie Lamm.  
»San Francisco gefällt uns. Allein in Chinatown wohnen mehr als sechzigtausend Landsleute. Wir suchen ein großes Grundstück, auf dem wir, nicht sofort, sondern erst in einigen Jahren, eine chinesische Stadt bauen können, wo wir mit unseren Familien leben wollen, natürlich die Gesetze unserer neuen Heimat respektierend, aber auch unsere Traditionen. Dabei planen wir langfristig. Wir wollen in Vietnam und Kambodscha bleiben, solange es möglich ist, noch Jahre...«

(Sie sehen, liebe Leser, wie wir die merkwürdige Testamentsklausel hier einsetzen konnten... erst ab Januar 1976 durften auf dem Grundstück Häuser errichtet werden, und bis dahin mußten erst noch vier lange Jahre verstreichen!)

Lamm stellt die alles entscheidende Frage:

»Über welche Möglichkeiten verfügen Sie?«

Dabei hatte er durchaus eine Vorstellung von der Größenordnung, denn sowohl Becknall wie der Immobilienhändler, der die beiden Chinesen in meinem Auftrag mit Lamm bekannt gemacht hatte, konnten sich über deren Reichtum nur lobend äußern. Antwort von Li und Liu, pardon, der beiden Chinesen aus Indochina:

»Zwei Millionen Dollar für das Gelände, wenn das Gelände unseren Wünschen entspricht.«

Lamm stellte diskrete Nachforschungen an, die ergaben, daß die beiden Chinesen über erhebliche Mittel verfügten: Auf Konten bei verschiedenen Banken von San Francisco waren über zwanzig Millionen Dollar eingegangen, und Investitionen wurden auch schon realisiert, so das Haus auf dem Telegraph Hill. In Oakland hatten sie ein Mietshaus erstanden, und in Berkeley riesige Lagerhallen. (Auch dabei handelte es sich um authentische Käufe, die allerdings weder mit mir noch mit meinen Plänen Lamm betreffend etwas zu tun hatten. Li und Liu wollten ganz einfach ihre Träume vom Film in die Realität umsetzen und hatten mit den Vorbereitungen bereits begonnen; für mich war es natürlich vorteilhaft gewesen, daß ich auf diese Weise meinen Chinesen mehr ›Gewicht‹ hatte verleihen können.)

Eine Woche später trafen sich Becknal und Lamm zum Abendessen. Lamm erzählte von den beiden Chinesen, die dringend ein großes Gelände suchten.

»Das ist aber zu blöd!« rief Becknall, der von mir natürlich entsprechend instruiert worden war, »hätten Sie doch bloß

etwas früher mit mir darüber gesprochen! Vor allem, da Ihre Freunde aus Saigon es mit dem Bauen gar nicht eilig haben! Wirklich schade!«

»Inwiefern?«

»Weil ich ein Gelände an der Hand hatte, in Tamalpais, das sich hervorragend für diesen Zweck geeignet hätte. Aber Sie kommen zu spät, es ist bereits verkauft.«

»An wen?«

»An einen jungen, etwas naiven Franzosen, der sich für einen gewiefsten Geschäftsmann hält, ein gewisser Joseph Benharoun. Noch etwas grün hinter den Ohren. Allein der Ring, den er trägt! Und diese Krawatten!«

Hatten wir richtig spekuliert, dann mußte Lamm alles daransetzen, um diesen jungen Idioten namens Joseph Benharoun kennenzulernen...

Damit war die zweite Phase abgeschlossen.

Die dritte begann am Montag, dem vierzehnten, mit einem Telefongespräch.

»Mister Sidney Lamm? Hier spricht Joseph Benharoun.« Zögern. Als ob er sich an meinen Namen erst mühsam erinnern müßte und er sich in der Zwischenzeit mit Gott weiß was beschäftigt hätte, nur nicht mit mir. Dabei wußte ich haargenau, daß er diesen Anruf herbeisehnte, und zwar bereits seit sechs Tagen, denn Li und Liu hatten ihn inzwischen unter Druck gesetzt; er sollte ihnen endlich dieses famose Grundstück zeigen. Sie drohten ihm sogar, ein anderes Grundstück zu kaufen, weil sich Lamm zu wenig um sie kümmerte, diese sechzig Hektar in der Half Moon Bay:

»Gar nicht teuer, Mister Lamm, kaum eine Million und fünfhunderttausend Dollar.«

»Ah! Joe! Wie geht es Ihnen denn?«

»Kann ich Sie heute noch treffen oder spätestens morgen?« Meine Stimme war so deprimiert wie nie zuvor. »Sind Sie sicher, daß es heute auf gar keinen Fall mehr möglich ist?«

Der gerissene Hund spielte eine filmreife Komödie: »Heute vormittag habe ich keine freie Sekunde, eine Besprechung nach der anderen, Sie wissen ja, wie das so geht... Oh, warten Sie, nein, Mittagessen können wir leider auch nicht zusammen, da habe ich einen anderen Termin; heute abend esse ich mit dem Bürgermeister... und morgen... unglücklicherweise... doch wenn es so dringend ist... Joe, ich rufe Sie zurück.«

Freudig rief er mich zwanzig Minuten später wieder an: »Joe, Sie haben wirklich Glück. Ich konnte meinen Mittagstermin absagen. Sind Sie einverstanden, wenn wir zusammen bei Aliotto's Meeresfrüchte essen? Scoma's ist mittags leider geschlossen. Ich lade Sie ein.«

Kurz und gut, wir aßen mit Blick auf den charmanten Fisherman's Wharf und die Golden Gate Bridge mit ihren ewigen Nebelschwaden. Im Vordergrund türmten sich auf unseren Tellern Taschenkrebse. Jetzt spielte ich die Rolle, die ich sorgsam einstudiert hatte: den selbstsicheren Geschäftsmann, dann, abrupter Rollenwechsel, den jungen Franzosen, der von seinem eigenen Ehrgeiz überrollt wurde und jetzt wie ein Häufchen Elend dasteht. Und plötzlich, während ich sprach, wurde ich wirklich zu einem kleinen achtjährigen Jungen: Ich sah vor meinem geistigen Auge, wie dieser Mann kreideweiß das Büro meines Vaters verließ, um das Haus herumging, Richtung Wagen, und mir dabei einen mörderischen Blick zuwarf. In gewisser Hinsicht hatte dieser Mann meinen Vater umgebracht; zumindest hatte er zu dessen Tod beigetragen. Und ihn nach seinem Tod verraten. Fünf, sechs Sekunden lang war der Haß in mir so gewaltig, daß ich zitterte, was Lamm natürlich nicht entging; glücklicherweise kannte er nicht den wirklichen Grund.

»Joe, fühlen Sie sich nicht wohl?«

Ich trank einen Schluck Wasser; mein Gesicht war schweißüberströmt.

»Joe, ich weiß, daß die letzten Tage nicht einfach für Sie waren...«

Ersparen wir uns die Details. Er fuhr fort:

»Joe, ich war in den letzten Tagen so beschäftigt, daß ich kaum Zeit hatte, mich um Ihr Problem zu kümmern...«

»Welches Problem?«

Aber warum ihm ausweichen? Er wußte doch, daß ich in eine schwierige Lage geraten war, daß meine sechshunderttausend Dollar auf Jahre hinaus blockiert waren.

»Mein lieber Junge, Sie sind in die Enge getrieben. Ich weiß, das ist hart für Sie, wenn ich das so einfach feststelle, aber wir müssen den Realitäten ins Auge blicken. Nun, aus den Gründen, die Sie kennen...«

Kurz, aus sentimentalnen Gründen und da es ihm die Erbschaft seiner Eltern ermöglichte, ein bedeutendes Kapital vier Jahre lang einfach zu vergessen, erklärte er sich bereit, mir die fünfundfünfzig Hektar abzukaufen.

»Fünfhunderttausend Dollar, Joe, mehr kann ich wirklich nicht ausgeben. Auch die Liebe zur Natur und der Dilettantismus haben ihre Grenzen.«

Ich spielte den Beleidigten, stand auf und ging.

Zwei Stunden später rief er mich bereits in meinem Büro am Embarcadero an; die Gründe für seine Eile werde ich Ihnen später mitteilen.

»Um Himmels willen, Joe, was ist denn in Sie gefahren?«

Wir trafen uns zum zweiten Mal an diesem Tag, diesmal in einer Bar in der California Street.

»Joe, ich habe inzwischen nachgedacht. Ich habe versucht, Sie im Preis zu drücken, und das ist fehlgeschlagen. Sie sind durchtriebener, als ich dachte. Gut, ich bin bereit, mich zu

bestrafen und mein Angebot zu erhöhen. Übrigens, ich habe schon so eine Idee, an wen ich das Grundstück in vier Jahren werde verkaufen können, ohne natürlich einen Riesengewinn zu machen. Aber Geld spielt für mich in dieser Angelegenheit nicht die Hauptrolle. Immer noch beleidigt?«

Er lächelte mir zu, charmant, weltgewandt, der Typ aus San Francisco.

»Sechshunderttausend Dollar, Joe. Den Preis, den Sie selbst bezahlt haben.«

Ich schmollte:

»Sechshundertzehntausend Dollar. Damit ich wenigstens etwas daran verdient habe.«

Er sah mich kurz drohend an, und einen Augenblick lang fürchtete ich bereits, ich sei zu weit gegangen. Doch dann brach er in schallendes Lachen aus:

»Einverstanden, widerspenstiger junger Franzmann!«

Am gleichen Tag noch unterschrieben wir den Vertrag; er bezahlte sofort: Fünfhundertfünfzigtausend Dollar überwies er in meinem Beisein auf ein panamesisches Konto, das ich extra zu diesem Zweck eröffnet hatte, und sechzigtausend bezahlte er bar.

»Warum denn bar?«

Ich murmelte etwas von meinem Onkel in Algerien und Schulden, die ich dringend bezahlen müsse, und da er von unserem gemeinsamen Bankier wußte, daß das Konto Beharoun beinahe bei Null angelangt war, dachte er wohl, ich hätte inzwischen mit kleineren Summen spekuliert und natürlich verloren. Was ihn in seiner Überzeugung bestätigte, ich sei nur ein kleiner, lächerlicher Hanswurst.

Dieser kleine, lächerliche Hanswurst hatte ihm ein Grundstück, das erst in vier Jahren bebaubar war, für sechshundertzehntausend Dollar verkauft und selbst dafür nur

zweihundertfünfzigtausend bezahlt. Ein ganz hübsches Resultat, doch der eigentliche Kampf stand uns noch bevor.

Um dem Ende der dritten Phase den richtigen Schliff zu geben, ließ ich ihn das Essen bezahlen.

Unterdessen hatte die vierte Phase bereits begonnen. Streng chronologisch gesehen, gehört sie eigentlich vor die gerade abgeschlossenen Phasen eingereiht. Ich hatte mit Lamm bei Aliotto's an einem Dienstag zu Mittag gegessen. Am Mittwoch der vorausgegangenen Woche hatten Li und Liu, die beiden ›Chinesen aus Saigon‹, bei Lamm dermaßen hartnäckig darauf bestanden, endlich einmal das fragliche Grundstück sehen zu dürfen, daß er nachgegeben hatte und sie nach Tamalpais fuhr. Meine beiden Clowns bemühten sich, ein möglichst abscheuliches Englisch zu sprechen, wenn dies überhaupt notwendig war, und unterhielten sich im übrigen auf Chinesisch. Stundenlang ›besichtigten‹ sie das Gelände, das heißt, sie rannten bergauf, bergab wie junge Foxterrier, begeistert, sich vor Freude überschlagend.

»Großartig, das ist genau das, was wir suchen!« sagten sie am Ende zu Lamm, dem die Zunge zum Hals heraushing. Und fügten mit einer unglaublichen Naivität hinzu:

»Wir können Ihnen jetzt sagen, daß wir heute abend den Vertrag über das Grundstück in der Half Moon Bay unterschreiben wollten. Doch das, was Sie uns vorschlagen, interessiert uns noch mehr. Wir kaufen dieses Gelände. Aber nicht zu dem Preis, den Sie angegeben haben. Zwei Millionen Dollar, das ist viel zu viel. Wir bezahlen eine Million zweihunderttausend und keinen Dollar mehr.«

Das alles in einem mehr als gestotterten Englisch, wobei die Fantasie meiner Clowns sich austoben konnte.

Raffiniert, wie die beiden die Kaufsumme ins Spiel brachten, denn Lamm hatte sich immer gehütet, einen Preis zu nennen, zumal Li und Liu nie danach gefragt hatten. Ein einziges Mal war die Rede von Geld gewesen, damals, als Lamm sich nach den Möglichkeiten der beiden erkundigt hatte. »Zwei Millionen Dollar«, das war das oberste Limit, weiter nichts. Jetzt taten sie so, als habe Lamm zwei Millionen Dollar für das Grundstück verlangt. Als wir die Szene vorbereiteten, wollten Li und Liu nicht glauben, daß dies funktionieren könnte, doch ich beruhigte sie, denn im Grunde riskierten wir kaum etwas dabei.

Lamm hatte drei Möglichkeiten, als seine Gesprächspartner ihm das fabulöse Angebot von einer Million zweihunderttausend Dollar machten. Er konnte protestieren, darauf hinweisen, daß er bisher keinen Kaufpreis erwähnt habe, kurz, die Sache richtigstellen. So hätte sich wohl ein ehrlicher Immobilienmakler verhalten (gibt es so etwas überhaupt?). Er konnte schweigen und das Angebot als Geschenk des Himmels annehmen, oder er konnte versuchen, den Verkaufspreis noch weiter in die Höhe zu treiben. Nun, da Lamm keinerlei Hemmungen kannte, wenn es um seinen Gewinn ging, und natürlich von seinem Glück überzeugt war wie jeder Spieler, wählte er die dritte Möglichkeit.

»Es ist mir kaum möglich, weniger als eine Million fünfhunderttausend zu verlangen.«

Endlose Diskussionen zwischen Li und Liu, auf chinesisch natürlich, um die Spannung anzuheizen. Wie sie mir später erzählten, hatten sie abwechselnd ein Gedicht aus dem 16. Jahrhundert rezitiert, das die herzzerreibenden Abenteuer einer jungen Chinesin zum Inhalt hatte, die von Drachenmännern verfolgt wurde. Ohne dieses Gedicht, so schworen sie, hätten sie sich vor Lachen nicht halten können.

»Wir werden eine Million vierhundertfünfzigtausend Dollar bezahlen, aber nur unter der Bedingung, daß Sie auf Ihre Kosten das Gelände einzäunen lassen.«

»Einverstanden«, antwortete Lamm, der überzeugt war, daß er endlich den Volltreffer erzielt hatte, von dem er schon so lange träumte.

»Wir wollen eine hohe Mauer, die das ganze Gelände umgibt, und vier Tore. Das muß alles in den Vertrag aufgenommen werden.«

In dem Testament war nur von der Bebauung, nicht aber von einer Einzäunung des Geländes die Rede gewesen. Dem Wunsch der Chinesen stand folglich nichts im Weg.

»Einverstanden«, sagte Lamm zum zweiten Mal.

Diese Zustimmung sollte ihn fünfundneunzigtausend Dollar kosten. Li und Liu bestanden auf monumentalen Toren, die mit Drachen geschmückt werden sollten. Rein zufällig hatten sie Modelle dieser Drachen bei sich und auch die Modelle der vielen anderen Drachen, die auf dem Mauersims anzubringen waren, alle hundert Meter ein Drache, das ganze fünf Meter hoch.

Lamm nahm dies alles gar nicht so richtig wahr, denn seine Gedanken waren ganz woanders. Er war gerade dabei, ein Gelände zu verkaufen, das ihm noch gar nicht gehörte. Joseph Benharoun hatte sein Versprechen gebrochen und nicht angerufen. Das Ganze spielte sich an einem Mittwoch ab; das Gelände wurde aber, wie meine Leser sich sicher erinnern, erst am darauffolgenden Dienstag verkauft. Etwas unheimlich war ihm das alles schon, und das erklärt auch die Hast, mit der er unbedingt den Vertrag mit mir unter Dach und Fach bringen wollte. Er fragte meine beiden Clowns, wann sie denn den Vertrag unterzeichnen wollten.

»Sehl schnell«, antworteten sie im Chor, »wil sehl eilig, weil wil wollen leisen heim zu ehwüldigen Volfahnen.«

Lamm lächelte. An solche Finanz- und Vertragsakrobatik war er gewohnt, da hatte er schon Schlimmeres hinter sich gebracht. Er mußte ja nur diesen Idioten Joe Benharoun treffen und ihm das Gelände so billig wie möglich abkaufen. Und Benharoun hatte ja versprochen, ihn anzurufen.

Doch genau da lag der Hase im Pfeffer: Sechs Tage lang war Joe Benharoun einfach nicht aufzutreiben; erst am darauffolgenden Dienstag würde er wieder auftauchen. Aber das wußte Lamm zu diesem Zeitpunkt natürlich noch nicht. Er brachte die Chinesen nach San Francisco zurück. Die Chinesen verlangten, daß die Umzäunungsarbeiten sofort in Angriff genommen würden. Lamm widersetzte sich:

»Ohne jede Garantie kann ich Aufträge in dieser Größenordnung nicht erteilen. Was mache ich denn, wenn Sie plötzlich von dem Kauf zurücktreten?«

Li und Liu waren einsichtsvoll und erklärten sich bereit, eine Anzahlung in Höhe von einhundertfünfzigtausend Dollar zu leisten, bestanden aber auf einem Vorvertrag, der ungewöhnlich kurz ausfiel. Das fragliche Gelände wurde darin nur als Elbert-Grundstück am Mount Tamalpais bezeichnet.

»Wir fliegen am kommenden Montag, dem Vierzehnten, ab! Der Vertrag muß vorher unterzeichnet werden«, radebrechten Li und Liu.

»Die Zeit ist zu knapp!« protestierte Lamm.

»Die Besitzer des Grundstückes an der Half Moon Bay haben alles vorbereitet; dort können wir jederzeit unterschreiben!« antworteten die Söhne des Himmels.

Lamm gab nach und sagte sich, daß er mich bis dahin wohl erreicht haben würde. Was, wie meine Leser bereits wissen, nicht der Fall war. Er hatte Angst, das Geschäft könnte ihm durch die Lappen gehen. So unterschrieb er am Vierzehnten den Vorvertrag und erhielt einen Scheck über einhundertfünfzigtausend Dollar; er hatte nun mit der

Einfriedung des Geländes zu beginnen. Die Rechtsvertreter der beiden Chinesen hatten in diesem Punkt genaue Anweisungen gegeben. Und da er am Vierzehnten das Grundstück noch nicht gekauft hatte, konnte er es natürlich auch nicht weiterverkaufen. Er zog sich recht geschickt aus der Affäre und behauptete, angesichts der späten Stunde der Vertragsunterzeichnung wäre es besser, den Vertrag auf den Fünfzehnten zu datieren.

Am Fünfzehnten verkaufte ich dann und ließ den Hauptteil des Betrages an die panamesische Gesellschaft überweisen. Am Sechzehnten fuhr ich nach Sacramento, dem Regierungssitz des Staates Kalifornien. In einer Aktentasche hatte ich die sechzigtausend Dollar dabei, die Lamm mir bar überreicht hatte und die noch die Originalbanderolen seiner Bank aufwiesen.

Kurz vor meiner Abreise aus San Francisco hatte ich noch die Auflösung der panamesischen Gesellschaft in die Wege geleitet und mein Guthaben auf ein Nummernkonto einer Nassauer Bank überweisen lassen.

Am Nachmittag des Sechzehnten zahlte ich sechzigtausend Dollar auf das Konto des Mannes ein, den ich nicht mit Namen nennen möchte; für unseren Zweck genügt, wenn ich ihn den >Mann in Sacramento< nenne. Natürlich hatte ich nicht persönlich die Einzahlung getätigt, sondern mein Freund Sasplan, der sich mit einer Sonnenbrille und einem angeklebten Schnauzbart unkenntlich gemacht hatte. Im Eifer des Gefechtes hatte er sich noch einen Backenbart zulegen wollen, doch ich hatte entsetzt abgewunken. Auch ohne Verkleidung sah er schon aus wie ein Gangster; wäre er mit einem Vollbart ausgestattet gewesen, hätte jeder in der Bank an einen Überfall geglaubt.

Am Abend des Vierzehnten flogen Li und Liu tatsächlich ab; sie verließen San Francisco mit dem Ziel Tokio, wo sie persönliche Geschäfte erledigen wollten. Das Datum und selbst die Uhrzeit ihres Abfluges waren für die restliche Abwicklung meines Planes von ausschlaggebender Bedeutung. Ihre Anwesenheit an Bord der PanAm-Boeing konnte nicht unbemerkt bleiben: Es kommt nicht jeden Tag vor, daß zwei Passagiere alle Plätze der ersten Klasse, insgesamt zwölf, bezahlen, nur um unter sich zu bleiben und auf einem überdimensionalen Schachbrett mit den Maßen zwei Meter mal zwei Meter Schach zu spielen. Die Schachfiguren wurden übrigens mit Hilfe einer Fernsteuerung auf dem Brett bewegt.

In Tokio nahmen sie noch am Tag ihrer Ankunft ihre Besprechungen auf, zusammen mit dem jederzeit nachweisbaren Flug ein wichtiges Detail: Niemand konnte behaupten, sie hätten sich am Fünfzehnten in San Francisco aufgehalten und an diesem Tag den Vorvertrag unterschrieben. So konnte nachgewiesen werden, daß der Vertrag vordatiert war, ein offensichtlicher Verstoß gegen die Gesetze.

Mehrere Wochen lang betraten Li und Liu keinen amerikanischen Boden, denn ihre, wie gesagt, rein privaten Geschäfte, die nichts mit mir zu tun hatten, nahmen einige Zeit in Anspruch. Ihre Vertreter in San Francisco allerdings beschworen Lamm unermüdlich, den Bau der Mauer voranzutreiben.

Am 21. Dezember waren die Arbeiten abgeschlossen.

Ich selbst hielt mich, wie gesagt, Anfang Dezember in Sacramento auf und hatte mir als Franz Cimballi, also unter meinem richtigen Namen, eine Suite im Fairmont-Hotel auf dem Nob Hill gemietet. Joseph Benharoun hatte aufgehört zu existieren. Endlich besuchte mich dieser gewisse Mann aus Sacramento.

Das Gespräch verlief äußerst schwierig, und ohne die minutiöse Vorarbeit von Lavaters amerikanischen Agenten wäre ich schon in der ersten Runde k. o. zu Boden gegangen. Es dauerte noch nicht einmal eine Minute, da sprang er schon wütend aus seinem Sessel auf.

»Haben Sie vielleicht die Absicht, mich zu erpressen?«

»Vor einigen Tagen wurden auf Ihr Konto sechzigtausend Dollar einbezahlt. Dieses Geld ist am Vorabend von Sidney Lamm von seiner Bank abgehoben worden, das ist nachweisbar.«

Der Mann, eine bedeutende Persönlichkeit, war erstaunt und leugnete in Bausch und Bogen, was verständlich war, denn er wußte von dieser Einzahlung noch nichts. Ich zeigte ihm den Beleg und noch einige andere hübsche Papiere, die nicht sonderlich ins Gewicht fielen, aber doch nachwiesen, daß er sowohl in der Schweiz wie auf den Bahamas ein Nummernkonto eingerichtet hatte, für einen Politiker relativ peinlich.

Er beherrschte sich. Ich konnte endlich anfangen:

»Ich bitte Sie nur um eines: mir zuzuhören.«

»Was erwarten Sie von mir?«

»Zuerst einmal, daß Sie die hunderttausend Dollar akzeptieren, die ich zu Ihrer Verfügung halte und dahin transferiere, wohin Sie es wünschen. Zweitens, daß Sie das Geld an Sidney Lamm zurückzschicken, empört über dessen plumpen Bestechungsversuch. Drittens, daß dies in aller Öffentlichkeit geschieht, mit größtmöglichem Pressetamtam. Viertens, daß Sie aller Welt mit wiederum größtmöglichem Wirbel verkünden, dieses schamlose Individuum habe versucht, Sie zu kaufen. Sie sollten in seinem Auftrag versuchen, die Auflage bezüglich des Grundstücks am Mount Tamalpais mit allen nur möglichen Mitteln zu beseitigen. Fünftens, daß Sie alles in Ihrer Macht Stehende unternehmen,

wieder in aller Öffentlichkeit, daß dieses Grundstück als für immer unbebaubar erklärt wird. Was Ihnen nicht schwerfallen dürfte, denn es handelt sich um eines der wenigen großen im ursprünglichen Zustand belassenen Areale in der Nähe von San Francisco. Wenn Sie meine Bitten erfüllen, dann werden Sie in den Augen der Öffentlichkeit als integrer Mann und unerschütterlicher Verteidiger der Natur dastehen, unbestechlich und nur dem Allgemeinwohl dienend, was Ihrer Karriere ganz bestimmt nicht schaden wird. Ganz abgesehen davon, daß Sie, absolut diskret natürlich, für Ihren Einsatz mit einhunderttausend Dollar entschädigt werden. Es lebe die Demokratie!«

Kurz darauf überboten sich die Zeitungen mit ihren Schlagzeilen. Die Rechtsanwälte, die mit Lis und Lius Interessenvertretung beauftragt waren, spielten, wie vorhergesehen, mit und zeigten Lamm wegen Betruges an, und zwar aus verschiedenen Gründen. So hatte Lamm im Vorvertrag bei der kurzen Beschreibung des Grundstückes ›vergessen‹, die Nichtbebaubarkeit innerhalb der nächsten vier Jahre zu erwähnen, und, was noch schlimmer wog, am Vierzehnten ein Grundstück verkauft, das er selbst erst am Fünfzehnten erwerben konnte.

Lamms Situation wurde äußerst schwierig, als durchsickerte, daß es den angeblichen Joseph Benharoun, von dem er das Grundstück für sechshunderttausend Dollar gekauft haben wollte, gar nicht gab. Die Auskünfte der Einwanderungsbehörde waren in diesem Punkt eindeutig. Als einige Journalisten, die Lamm an den Kragen wollten, diskret darauf hinwiesen – ein anonymer Telefonanruf hatte sie auf die Spur gebracht; das war meine billigste Investition bei der Affäre Lamm –, daß Lamm sehr wohl sowohl die Gesellschaft

auf den Bahamas, die das Grundstück von den Elberts gekauft hatte, als auch die in Panama beheimatete, auf deren Konto Lamm den Kaufpreis überwiesen hatte, selbst gegründet haben konnte, um seine Geschäfte zu verschleiern, da war es um ihn geschehen. Daß die beiden Gesellschaften sofort nach der Transaktion wieder aufgelöst worden waren, sprach nur für diese Theorie, die im übrigen nicht beweisbar, aber auch nicht widerlegbar war. Ein Journalist trieb die Sache auf die Spitze: Hatte Lamm etwa diese verschachtelte Konstruktion aus anonymen Gesellschaften nur zu dem Zweck errichtet, um die armen Chinesen Indochinas, die an der Seite der GIs gegen die rote Gefahr kämpften, zu betrügen? Lamm hatte immerhin versucht, zwei Vertretern dieser Unglücklichen ein Grundstück für eine Million fünfhunderttausend Dollar zu verkaufen, das er selbst knapp zwei Monate zuvor für zweihundertfünfzigtausend Dollar gekauft hatte!

Ein Betrüger!

Der Mann aus Sacramento arbeitete auf Hochtouren; die Wahlen standen bevor. Der Mann verstand sein Handwerk. Und auch ich blieb natürlich nicht untätig. Ich fuhr zu dem Gelände, das ich bisher nur flüchtig und aus der Entfernung kannte. Es war wirklich zu schön, um durch irgendwelche Bauten, auch die besten, verschandelt zu werden. Ich entdeckte einen Mann, der, von seinem treuen Hund begleitet, drei, vier Schafe hütete. Sofort unternahm ich das Notwendige. Noch am gleichen Abend konnte man im Fernsehen diejenigen, denen man ihren Lebensunterhalt rauben will, ausführlich betrachten. »An solchen Menschen vergreifen sich Männer wie Sidney Lamm!« Die Sendezeit war zwar teuer gewesen, aber halb Kalifornien hatte vor dem Fernseher geweint.

Vielleicht war dies das endgültige Aus für Lamm, auch wenn die Chinesen barmherzig mit ihm umgingen und ihre Klage zurückzogen, natürlich erst nach Rückerstattung der

Anzahlung und einer Entschädigung in gleicher Höhe. Nicht daß ich plötzlich voller Mitleid gewesen wäre, doch Li und Liu kannten Saigon nur aus dem Fernsehen und wollten vermeiden, daß sich irgendwelche neugierigen Reporter an ihre Fersen hefteten.

Auch in Sacramento lenkte man, nachdem Lamm zweihunderttausend Dollar für mildtätige Zwecke gespendet hatte, ein, so daß Lamm, was die Justiz anbelangte, mit einem blauen Auge davonkam.

Er hatte eine Million einhunderttausend Dollar verloren, das heißt praktisch sein ganzes Vermögen – und vor allem seinen Ruf. Ich selbst hatte zweihunderttausend Dollar verdient. Die Unkosten waren allerdings beträchtlich.

Lamm blieb das Grundstück auf dem Mount Tamalpais, das er rechtmäßig erworben hatte. So konnte er sich jeden Tag an den Hunderten von Drachen erfreuen, die ungelogen, ich sage ungelogen, ABSCHEULICH waren!

Sonst konnte er nichts damit anfangen. Der Mann aus Sacramento hatte durchgesetzt, daß auf diesem Gelände ›in den nächsten fünfhundert Jahren kein Haus errichtet wird.‹ Als er dies bekanntgab, zitterte die Stimme dieses ›Unbestechlichen‹ vor moralischer Entrüstung.

## 16

Mit Robert Zarra hatte ich vereinbart, in ständigem Kontakt zu bleiben. Er hatte betont, daß es für ihn notwendig sei, mich jederzeit erreichen zu können, obwohl es noch Monate dauern konnte, bis sich etwas ereignete. Nach längerem Überlegen hatte er mir eine Telefonnummer in Las Vegas gegeben, wo ich hinterlassen konnte, wie lange ich mich an welchem Ort aufhielt.

Seit meiner letzten Begegnung mit Zarra, dem Angelausflug mit Zwischenfall, Sie erinnern sich, waren Wochen und Monate vergangen. Ich hoffte bereits, die ganze Geschichte verliefen genauso im Sande wie die Million Dollar, die ich angezahlt und inzwischen als verloren abgeschrieben hatte. Doch anscheinend hatte ich eine Maschinerie in Gang gesetzt, die nicht mehr zu stoppen war. Kurz nach meiner Unterredung mit dem Mann aus Sacramento im Fairmont Hotel auf dem Nob Hill wurde ich angerufen. Eine unbekannte Stimme meldete sich.

»Ich rufe Sie auf Empfehlung des Freundes an, mit dem Sie einmal zum Hochseeangeln aufs Meer gefahren sind. Erinnern Sie sich?«

»Ja.«

»Er bittet Sie, wenn irgend möglich auf einen Sprung nach Las Vegas zu kommen.«

»Wann?«

»Je eher, desto besser. Sie werden nur für wenige Stunden in Anspruch genommen.«

Ich überlegte kurz. Warum sollte ich die Sache auf die lange Bank schieben?

»Ich könnte morgen kommen.«

»Im Caesar's Palace wird eine Suite für Sie reserviert sein.«

Sie hatten zumindest Stil. Gegen Mittag traf ich in Las Vegas ein, fuhr ins Hotel und duschte. Kaum hatte ich einen Bademantel übergestreift, da klopfte es auch schon an der Tür zu meiner Suite, ganz, als ob sie jeden meiner Schritte mit einer Kamera überwacht hätten. Drei Männer kamen herein. Ihr Wortführer, ein südländischer Typ mit Schnauzbart und sorgfältig gekämmten schwarzen Haaren, breiten Schultern und unersetzttem, stämmigem Körperbau, war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt. Capone oder Palermo hätte als Namen gut zu ihm gepaßt; ich werde ihn Ximenez nennen.

»Monsieur Cimballi, unsere Arbeit besteht darin, spontane und legitime Arbeiterstreiks zu organisieren und dafür zu sorgen, daß sich diese Streiks in die Länge ziehen. Im Augenblick arbeiten wir viel in Südamerika, wo wir uns in immer stärkerem Maße engagieren. Uns wurde mitgeteilt, daß Sie sich für unsere Arbeit interessieren.«

Seine runden schwarzen Augen, die vielleicht etwas zu nah beieinander standen, sahen mich beinahe unbeweglich, ja, starr an. Ich ließ ihn sprechen, um soviel wie möglich über seine Persönlichkeit zu erfahren. Schon bald war ich überzeugt, daß ein preußischer Notar über mehr Humor verfügte als er. Wenn ich ihn unglücklicherweise mitten in einem Satz unterbrach, fuhr er nicht etwa an der Stelle fort, an der ich ihn unterbrochen hatte, sondern begann seinen Satz von vorne. Man hatte ihm anscheinend aufgetragen, mir genaue Rechenschaft über alle Schritte abzulegen, die die ›Firmengruppe‹ bereits unternommen hatte und noch zu unternehmen gedachte, und mich zu überzeugen, daß die eine Million Dollar, die ich bereits bezahlt hatte, und die andere, die ich noch zu bezahlen hatte, gut angelegt wären. Er schilderte mir alle Einzelheiten, besonders, was die Aktionen gegen die

Gruppe Hovius/Donaldson anging. Er legte mir eine Liste vor, auf der der gesamte Besitz dieser Gruppe in Chile aufgelistet war, von den Fabriken angefangen über die Lastwagen bis hin zu den Schreibmaschinen. Erst jetzt wurde mir bewußt, wie stark sich Hovius und sein schottischer Partner in Chile engagiert hatten. Hovius hatte ursprünglich die Initiative ergriffen. Eine schillernde Persönlichkeit, dieser Argentinier österreichisch-ungarischer Abstammung: Er unterhielt die besten Beziehungen zu den ultrarechten Politikern seines Landes und zu fast allen lateinamerikanischen Diktatoren und zählte sich trotzdem zu den persönlichen Freunden Fidel Castros. Er rühmte sich sogar, ein Jugendfreund Che Guevaras zu sein, was in Lavaters Dossier mit einem großen Fragezeichen versehen war. Hovius schien überzeugt zu sein, daß der Tag kommen würde, an dem, um Castros Ausdrucksweise zu übernehmen, »der amerikanische Imperialismus endgültig besiegt ist«. So war er überzeugt, daß sich drei Viertel aller chilenischen Aktiengesellschaften in der Hand einer einzigen amerikanischen Gruppe befanden, die aus der Bank der Rockefeller, der International Telegraph & Telephone, der Bank Edwards, der Bank von Südamerika und der nur theoretisch unabhängigen chilenischen Staatsbank bestand; weiter behauptete er, daß die Gewinne, die Bethlehem Steel, Anaconda Copper oder Kennecott Copper in Chile erzielten, das Nationaleinkommen ungefähr drei- bis viermal übertrafen. Er sah sich in der Rolle eines Missionars, der die wirtschaftliche Einheit Lateinamerikas verwirklichen wollte, zu seinen Gunsten natürlich und zu Ungunsten der Nordamerikaner. Politisch gesehen war er so sozialistisch wie Robinson Crusoe, doch seine Frau, eine Chilenin, zählte sich zu den aufrechten Linken ihres Landes, was unbeteiligte Beobachter schmunzeln ließ, denn sie herrschte mit eiserner Faust über ihre zwanzig Angestellten.

»Im Augenblick«, erklärte Ximenes, »haben wir die Gruppe Hovius/Donaldson bewußt in Ruhe gelassen; wir wollen, daß sie Vertrauen faßt. Der Streik, den wir vorbereiten, wird für sie aus heiterem Himmel kommen, und ich versichere Ihnen, daß dieser Streik lange dauern wird!«

Hovius war große Risiken eingegangen, was nicht gerade erstaunlich war; doch daß sich Donaldson diesen Risiken nicht widersetzt hatte, überraschte mich. Hovius hatte Allendes Wahl als Signal zum Aufbruch in eine neue Ära verstanden und hoffte, auf der Flutwelle in den richtigen Hafen zu gelangen. Laut Marc Lavaters Unterlagen hatte die Gruppe mehr als dreißig Millionen Dollar in diesem unruhigen Land investiert. Marc, der mir davon abgeraten hatte, Verbindung mit der Mafia aufzunehmen, die zusammen mit der CIA die Streiks in diesem Land kontrollierte, hatte mir bestätigt, daß meine Analyse der politischen und wirtschaftlichen Lage Chiles richtig war. Hier nun seine Schlußfolgerungen, auf denen mein Plan aufbaute:

»Hovius und Donaldson haben praktisch ihr ganzes Vermögen in Chile investiert. Im Moment könnten sie sich noch aus diesem Land zurückziehen; sie verlören zwar dann sehr viel Geld, aber sie kämen immerhin mit heiler Haut davon. Wir müssen alles daransetzen, daß sie so lange wie möglich in Chile bleiben, und ihnen die Möglichkeiten vorgaukeln, daß sie nur weiter investieren müssen, um auch bei einem Regierungsumsturz unangreifbar zu sein. Sobald sie so viel investiert haben, daß sie nicht mehr zurückkönnen, schlägt unsere Stunde. Sie können nur noch gewinnen oder untergehen; sie sind praktisch die Gefangenen ihrer eigenen Investition und werden, um zu gewinnen und nicht unterzugehen, weiter investieren. Ihre Mittel sind bedeutend, aber nicht unbegrenzt. Mit etwas Glück schafft es Hovius vielleicht, Yahl zu einer Intervention zu überreden, aber

eigentlich glaube ich das nicht. Wenn die Lage von Hovius und Donaldson gefährlich ist und sie vielleicht das Spiel bereits verloren haben, ohne es zu wissen, wird Yahl als erster die Wahrheit erkennen. Und keine Sekunde zögern, sondern seine früheren Partner fallenlassen. Yahl hat sich noch nie von Gefühlen leiten lassen. Franz, vielleicht brauchst du gar nicht einzugreifen; vielleicht hat es nur symbolischen Charakter, wenn du eingreifst. Vielleicht ist es aber auch der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt.«

Ximenez sah mich unverwandt an; da wurde mir erst bewußt, daß er bereits seit einigen Sekunden schwieg.

»Ich verlange nur eines«, sagte ich etwas verwirrt, »die Gruppe muß sich so stark engagieren, daß sie keine Möglichkeit mehr zum Aussteigen hat. Ihr ganzes Trachten muß auf dieses Ziel gerichtet sein.«

Er blickte mich kalt an; ich spürte, daß er überrascht war.

»Monsieur, genau das habe ich Ihnen soeben erklärt und auch gezeigt, wie wir dieses Ziel erreichen wollen.«

Wenige Tage vor Weihnachten fand ich plötzlich den Gedanken, die Feiertage allein in Kalifornien zu verbringen, unerträglich; Li und Liu waren noch auf ihrer Geschäftsreise. Die Affäre Lamm lief wie vorgesehen ab; die Falle war gestellt und würde sich, ohne daß ich eingreifen mußte, in wenigen Tagen endgültig schließen. Ich konnte also ohne weiteres abreisen. Das Gespräch im Caesar's Palace in Las Vegas wirkte noch nach; das leichte Unwohlsein, das ich angesichts meiner Gesprächspartner empfunden hatte, war nicht abgeklungen, sondern hatte sich in den letzten Wochen noch verstärkt.

Am 20. Dezember kam ich in Paris an und fuhr sofort in die Avenue de Segur. Nur der Schwiegerpapa in spe war

anwesend; Schwiegermama und Tochter waren ausgeflogen. Die Zuneigung und Bewunderung, die mein zukünftiger Schwiegervater für mich empfand, hatte ihm wohl die Sprache verschlagen, denn er brauchte eine ganze Weile, bis er mir den Aufenthaltsort der weiblichen Familienmitglieder verriet.

»Catherine ist gerade erst achtzehn geworden; lassen Sie sie in Ruhe!«

Wo sie denn sei? fragte ich, ohne auf seine Bemerkung einzugehen. Wir diskutierten, stritten, versöhnten uns wieder, bis er mir endlich verriet, daß sich die beiden in Marrakesch in Marokko aufhielten und er in wenigen Tagen zu ihnen stieße. Ich sprang ins nächste Flugzeug, froh, dem grauen und kalten Paris entfliehen zu können, das nicht dazu angetan war, den Druck auf meinen Magen verschwinden zu lassen, und stöberte die beiden in Badeanzügen im La Mamonia auf; die eine war fast so hübsch wie die andere.

»Dein Stiefvater, Ihr Gatte, liebe Mama, hat darauf bestanden, daß ich die Festtage im Kreise der Familie verbringe. Das heißt, eigentlich hat er nicht darauf bestanden, sondern mich zum Teufel geschickt und mir viele Hindernisse in den Weg gelegt, die ich glücklich überwunden habe. Ich möchte euch ein Geständnis machen: Ich bin unendlich glücklich, euch zu sehen, und es ist wirklich ein glücklicher Zufall, daß ich auf meinem Weg von Bourg-en-Bresse nach Sioux Falls über Marrakesch geflogen bin.«

Ich hatte natürlich Geschenke mitgebracht; für Schwiegermama in spe eine Fayence, die, wie mir der Verkäufer sagte, 1771 in der Nähe von Amsterdam hergestellt worden war; Schwiegermama, die solche Staubfänger sammelte, war entzückt und identifizierte die Arbeit sogleich als aus der Hand von Oude Loosdrecht oder so ähnlich stammend. Sie sagte mir ganz freundlich, ich sei inzwischen völlig übergescchnappt und das Geschenk sei viel zu wertvoll.

Dann umarmte sie mich, wie eine Mutter ihren Sohn umarmt hätte, was nicht ohne Eindruck auf mich blieb.

Da es erst der 21. Dezember war und Schwiegerpapa in spe sich noch nicht in der Gegend aufhielt, höchstens vielleicht als Kameltreiber verkleidet, um mich zu überwachen, machten wir einen Ausflug auf die andere Seite des Atlas-Gebirges, mitten in die südlich gelegene Wüste, nach Ouarzazate und Tinehir. Von der Hotelterrasse in Tinehir aus hatten wir einen wunderschönen Blick über die Oase; der Sonnenuntergang stellte alle Kitschpostkarten in den Schatten. Unter einem Vorwand hatte Schwiegermutter in spe Catherine weggeschickt, so daß wir einige Minuten allein waren.

»Franz, ich muß mit Ihnen sprechen«, fing sie an, und mir wurde schon ganz anders zumute. »Es ist eigentlich nicht eilig, aber Sie tauchen immer so überraschend auf und verschwinden dann genauso unvermutet, daß ich nie sichergehen kann, mein Gespräch mit Ihnen zu Ende führen zu können.

Es geht um Martin Yahl. Franz, ich möchte Ihnen nicht weiter verheimlichen, daß ich Martin Yahl seit langer Zeit kenne. Ich weiß, daß Sie Schwierigkeiten miteinander haben; ich weiß sehr viel mehr, als Sie annehmen, doch das ist nicht das Wesentliche. Vor kurzem nahmen mein Mann und ich an einem Diner teil, bei dem auch Martin Yahl eingeladen war. Im Verlauf des Gesprächs wurde Ihr Name erwähnt, zumindest der Name Ihrer Familie. Mein Mann hätte Sie beinahe erwähnt. Ich habe ihm gerade noch rechtzeitig einen Fußtritt geben können, der der französischen Nationalmannschaft bei der letzten Fußballweltmeisterschaft sicher gutgetan hätte. Nun, mein Mann ist nicht ganz so doof, wie es vielleicht den Anschein hat; er hat den Fußtritt richtig interpretiert und geschwiegen. Als wir später über dieses Diner sprachen, hatte er den gleichen Eindruck gewonnen wie ich. Martin Yahl haßt Sie, das ist der springende Punkt. Sein Haß hat die Grenzen

des Normalen weit überschritten. Sie hassen ihn ebenfalls. Diese Situation macht mir Angst. Aus diesem Grund erlaube ich mir, Ihnen zwei Dinge zu sagen, Franz: Bitte, seien Sie auf der Hut; ein Martin Yahl ist ein äußerst gefährlicher Gegner. Das zweite ist persönlicher Natur und betrifft Catherine und ihr Verhältnis zu Ihnen. Ich sähe es gerne, wenn Sie Catherine heiraten, und ich glaube auch, daß meine Tochter nicht abgeneigt ist. Doch in einem Punkt sind wir uns einig: Nicht jetzt, das heißt: nicht, solange Sie sich noch in Ihrem derzeitigen Zustand befinden.«

Im Januar flog ich wieder nach San Francisco zurück. Die Affäre des gewissenlosen Immobilienmaklers Sidney Lamm ging ihrem Ende entgegen und sollte im Frühjahr endgültig abgeschlossen sein.

Die Zeit verstrich, und ich ließ mich treiben. Li und Liu hatten einen jungen Regisseur ausfindig gemacht, den sie für genial hielten und der von einem super-super-großen Film träumte. Dieser Film sollte in einer mythischen Zukunft spielen und in einem fantastischen Krieg der Sterne enden; die Kosten für Trick und Dekoration überstiegen alles Vorstellbare, und bei der Beschreibung der handelnden Personen schliefl ich ein. Meine beiden Clowns aber waren völlig aus dem Häuschen.

»Habt Ihr mir nicht schon einmal von einem derartigen Projekt erzählt?«

»Ja, aber diesmal wird es ernst. Wir stecken einen Teil unseres Geldes in dieses Projekt.«

Sie steckten ihr Geld in viele Projekte, vor allem in Japan, wo sie sich an einem Trickfilmstudio beteiligt hatten, das für das Fernsehen Zeichentrickfilme herstellen wollte, vor allem für Jugendliche, wobei Roboter eine entscheidende Rolle spielten.

Übrigens, bei allen Dingen, die Li und Liu in der letzten Zeit anpackten, war viel von Robotern die Rede. Ihr Haus auf dem Telegraph Hill und ihre Lagerhallen in Berkeley wimmelten davon.

»Franz, warum arbeitest du eigentlich nicht mit uns zusammen?«

Ich zögerte kurz, lehnte dann aber ab. Roboter waren eigentlich nicht so meine Stärke.

Die Zeit verstrich; ich war nervös, angespannt, beinahe ängstlich. Zweimal war ich in der Zwischenzeit zur Berichterstattung nach Las Vegas gebeten worden; die Mafia verfuhr wie eine hochanständige Firma, die ihren Kunden laufend Rechenschaft ablegt über die erzielten Resultate. Es waren jedesmal andere Gesprächspartner, die mich in meinem Hotelzimmer besuchten, doch alle lösten in mir das gleiche Gefühl aus. Das waren eiskalte Burschen, die rücksichtslos ihre Ziele verfolgten und sich über mich Amateur lustig machten. Ich hatte mich auf ein Abenteuer eingelassen, mit dem ich nichts zu tun hatte, das meine Mittel überstieg und das meinem Wesen widersprach. Am Ende dieser Geschichte würde auch ich zu den Opfern zählen, auf die eine oder andere Art. Doch ich konnte nicht mehr zurück. Was für ein Wahnsinn!

Meine Gesprächspartner versicherten mit jedesmal, daß alles ausgezeichnet lief und daß ›im allgemeinen Rahmen der Verschlechterung der Wirtschaftslage des Landes‹ die Gruppe, der ich an den Kragen wollte, im Untergang begriffen sei, da sie, wie erhofft, immer mehr Kapital investiere.

»Dieses Kapital, Monsieur Cimballi, wird die Gruppe verlieren, da können Sie sicher sein. Dieses Abenteuer wird sie viel Geld kosten.«

Jedesmal wurde beinahe penetrant betont, daß die Verpflichtungen, die Robert Zarra in ihrem Namen

eingegangen war, eingehalten würden. Unausgesprochen schwang die Drohung mit, daß es in meinem Interesse, in meinem vitalen Interesse läge, ebenfalls die Verpflichtungen einzuhalten, die ich eingegangen war.

Daran hatte ich nie gezweifelt.

Im Frühjahr verließ ich San Francisco; Sidney Lamm befand sich inzwischen in Untersuchungshaft. Ich flog auf die Bahamas. Die Entwicklung in Chile konnte ich von jedem beliebigen Ort der Welt aus beobachten, und mein persönliches Eingreifen war offensichtlich nicht gefragt. Warum also nicht die Bahamas? Zum Zeitvertreib spekulierte ich etwas und machte mich mit den Mechanismen des Devisenmarktes vertraut. Mark gegen Dollar, Schweizer Franken gegen den Yen, holländischer Gulden gegen Dollar oder gegen Gold usw. Ich amüsierte mich dabei und verdiente sogar etwas, nicht viel, gerade so viel, daß ich meine Hotels und Flugreisen bezahlen konnte.

Robert Zarra hatte Nassau inzwischen verlassen. Selbst der mächtige Schutz der Mafia war nicht ausreichend gewesen; in Nassau forderte er zu offensichtlich die amerikanische Polizei heraus. An der Spitze einer Privatarmee, die mehrere hundert Mitglieder umfaßte, war er in ein kleines zentralamerikanisches Land gezogen, auf ein Areal, das schon die Ausmaße eines kleinen Königreiches hatte; seine militärische und finanzielle Macht war so groß, daß sie jederzeit mit der des Staates, in dem er Zuflucht gefunden hatte, konkurrieren konnte. Der Gastgeber, das heißt der Diktator dieses Landes, war übrigens noch skrupelloser als sein Gast. Aus sicheren Quellen erfuhr ich, daß die CIA schon bald nach seiner Übersiedlung mit ihm Kontakt aufnahm; ihr Gedächtnis war anscheinend sehr kurz. Kurz und gut, sie appellierte an Zarras Gewissen als guter Amerikaner und forderte ihn auf, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um

seine neue Heimat vor den bösen Kommunisten zu schützen. Zarra, der sich einen Teufel um Amerika scherte, ging mit der CIA einen Pakt ein und konnte auf diese Weise, natürlich unter falschem Namen, in die Staaten einreisen, wann immer er wollte.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute...

Ich reiste viel, flog nach London, wo ich auf dem Grab in Brompton frische Rosen niederlegte, flog dann von London nach Mombasa und wurde dort von Joachim und Chandra und meinen anderen Freunden sehr warmherzig empfangen, was mir bei meinem Einsiedlerdasein sehr gut tat. Joachim hatte den Mietwagenverleih, den ich ihm überlassen hatte, verkaufen müssen.

»Sonst geht es mir aber ausgezeichnet!« beteuerte er und schwankte dabei von einem Bein auf das andere.

Inzwischen war er, wie ich von anderen erfuhr, Chorknabe geworden und amtierte neben Kikuyus, die die stolze Größe von zwei Bananen erreichten! Halleluja! Drei Tage lang nahm er mich auf seine Safari mit und lehnte mit seiner letzten Energie ab, daß ich wenigstens für die Unkosten aufkam. Als ich Chandra besuchte, der mit äußerster Gewissenhaftigkeit seine Geschäfte leitete, das heißt also auch meine, hatte dieser Berechnungen angestellt, die eines Einstein würdig gewesen wären, um meinen Gewinnanteil zu berechnen.

»Dein Gewinnanteil, Kleiner Chef.«

»Und Joachim? Völlig bankrott, nicht wahr?«

Chandra sah mich nur traurig an. Hätte Joachim doch nur zugelassen, daß er, Chandra, ihm bei der Geschäftsführung behilflich war! Doch ich kannte ihn ja, im Leben wie in den Geschäften war er so tölpelhaft wie ein grüner Junge.

»Chandra, ich brauche das Geld nicht. Gib es Joachim. Aber nicht alles auf einmal, dreihundert Dollar im Monat.«

Acht Tage später befand ich mich wieder im Caesar's Palace in Las Vegas. Ximenes, der Mann mit den starren Augen, erwartete mich.

»Monsieur Cimballi, ich bin gekommen, um Ihnen das baldige Ende der Affäre anzukündigen. Wie Sie sicher gelesen haben, ist inzwischen in der chilenischen Hauptstadt der Staatsnotstand ausgerufen worden. Die erste Militärrevolte hat stattgefunden, nicht bedeutend, aber immerhin. Dem Staatschef wurden die außergewöhnlichen Vollmachten, die er verlangte, verweigert. Alles läuft ausgezeichnet.«

Vielleicht brachten mich seine letzten Worte auf, vielleicht ärgerte mich auch nur die menschenverachtende Selbstsicherheit dieses Typs, vielleicht war es auch nur die Gewißheit, nichts mehr zu verlieren zu haben, ich weiß es nicht. Auf alle Fälle hörte ich mich plötzlich mit fester Stimme sagen:

»Ich werde nicht für etwas bezahlen, das nicht durchgeführt wurde. Ich räume gerne ein, daß die Leute, für die ich mich interessiere, in den letzten Monaten in Chile Geld verloren haben und noch verlieren. Doch ich bezweifle, daß diese Verluste aufgrund Ihres Eingreifens entstanden; ich nehme vielmehr an, daß sie nur auf die allgemeine Lage in Chile zurückzuführen sind, und dafür bezahle ich Sie nicht.«

Er sah mich durchdringend an.

»Was schlagen Sie vor, Monsieur Cimballi?«

»Ich bezahle nur, wenn das Ergebnis entsprechend ausfällt. Ich will, daß Hovius und Donaldson bis auf das letzte Hemd ausgezogen werden!«

»Halten Sie das für möglich?«

Wieder antwortete ich, als ob ein anderer für mich spräche:

»Es gibt einen Weg.«

Während ich weitersprach, entwickelte sich in mir ein Plan:

»Die Gruppe Hovius und Donaldson hat Millionen von Dollar investiert; soweit ich weiß, beläuft sich diese Gesamtsumme auf ungefähr vierzig Millionen Dollar. Inzwischen hat die Gruppe beträchtliche Verluste aufzuweisen, vielleicht ein Viertel, vielleicht auch etwas mehr...«

»Es wird weitere Streiks geben. Die Bergarbeiter streiken noch. Und wir bereiten eine entscheidende Aktion vor, die...«

»...und sie wird noch mehr Geld verlieren, einverstanden. Bis zu dem Tag, an dem die Gruppe sich aus dem Land zurückzieht. Hovius und Donaldson werden dann viel Geld verloren haben, aber sie sind noch lange nicht ruiniert. Ich will aber ihren Ruin. Ich werde nur bezahlen, wenn sie ruiniert sind.«

Er sah mich an, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Der Weg, von dem Sie sprachen?«

»Mit Hovius Kontakt aufnehmen. Entweder Sie oder ein Repräsentant der zukünftigen Junta. Deuten Sie Hovius gegenüber die Möglichkeit einer ›Latinisierung‹ der chilenischen Wirtschaft an, das ist sein Traum und gleichzeitig für ihn wie für seinen Partner, aber vor allem für ihn, denn er ist ja Argentinier, die Möglichkeit, nach einem Regierungsumschwung im Land zu bleiben und seine Verluste mehr als wettzumachen.«

»Und was verlangen wir als Ausgleich?«

»Zehn Millionen Dollar, an Sie oder an die Junta zu bezahlen. Das ist Ihr Problem.«

Sie schwiegen. Wie üblich waren sie zu dritt gekommen. Ich hoffte nur, daß mein Gesicht nichts von meiner panischen Angst verriet.

»Und die neue Regierung hält dann ihr Versprechen nicht ein, darauf wollen Sie doch hinaus, oder?«

Ich antwortete nicht und versuchte, seinem Blick so manhaft wie möglich standzuhalten. Übrigens war seine Frage im

Grunde gar keine Frage gewesen, sondern eher ein abschließender Kommentar.

»Ich kenne Hovius«, sagte er schließlich, »ein Mann, der hohe Risiken eingeht.«

Erneutes langes Schweigen. Die starren Augen ruhten unverwandt auf mir. Zum ersten Mal waren sie nicht von dem sonst üblichen verächtlichen Mißtrauen geprägt.

»Ich habe den Befehl erhalten, Ihre Wünsche zu erfüllen«, sagte Ximenez und stand auf.

In der Folge überschlugen sich die Ereignisse. Am 25. Juli brach der inzwischen berühmt gewordene Streik der Lastwagenfahrer aus, dem sich sofort die Omnibusfahrer anschlossen. Zwei Tage später wurde Allendes Adjutant ermordet. Ab Mitte Juli bis Anfang September Unruhen, Sabotageakte, Druck von außen und Einschüchterungsversuche. Am 5. September dann die Ermordung Allendes. Ich war erschüttert, als ich die Nachricht hörte, aber ich hatte keinerlei Einfluß auf die Ereignisse in Chile.

Die Nachricht von John Hovius' Tod, elf Tage nach dem von Allende, befriedigte mich auch nicht; das war nicht das Resultat, das ich erhofft hatte. Allerdings war ich mir nicht sicher, ob sein Tod auf mein diskretes Handeln zurückzuführen war. Er war aus dem neunten Stock eines Hochhauses in Argentinien gefallen. Möglich, daß er sich umgebracht hat; alle Fabriken, Plantagen und sonstige Besitztümer der Gruppe waren nach dem Regierungsumsturz beschlagnahmt und entschädigungslos auf andere Gruppen überschrieben worden.

Eines Morgens bekam ich Besuch im Britannia Beach Hotel in Nassau. Zwei junge, dynamische, erfolgreiche Rechtsanwälte. Sie hatten mich aus dem Bett geworfen. Die

jungen Herren waren sehr intelligent und sich und ihrer Sache sehr sicher.

»Wir sind gekommen, um die Details der Überweisung zu regeln, zu der Sie sich vor einigen Monaten in einem mündlichen Vertrag verpflichtet haben.«

Daß der Vertrag nur wörtlich ausgehandelt worden war, schien sie nicht weiter zu beunruhigen. Ich machte keine Schwierigkeiten:

»Eine Million Dollar.«

Sie schüttelten höflich, aber bestimmt ihre Köpfe. Simultan.

»Sie müssen sich irren, Monsieur Cimballi. Aufgrund der zusätzlichen Leistungen, die Sie von unseren Auftraggebern erbeten haben, beträgt Ihr Honorar drei Millionen Dollar.«

Ich schaute sie an und sagte:

»Geben Sie mir eine Stunde Zeit.«

Eine Stunde später hatte ich die drei Millionen bezahlt. Sie mußten gut informiert gewesen sein, denn sie hatten das Maximum verlangt, das ich ermöglichen konnte. Mit ihnen zu handeln, das wäre genauso erfolgversprechend gewesen, wie mit dem Meer zu verhandeln – mit einem Unterschied: vom Meer wird man wohl kaum aus dem neunten Stockwerk gestoßen.

Hovius war tot; Donaldson ruiniert oder doch so gut wie ruiniert – die Beweise dafür waren mir natürlich vorgelegt worden – und Martin Yahl leicht angeschlagen, denn er hatte immerhin zwanzig Prozent der chilenischen Holding gehalten. Ich selbst war allerdings ebenfalls ruiniert; ich besaß nicht einmal mehr ein Zehntel dessen, was ich vor der Operation Hovius/Donaldson besessen hatte. So sah die nüchterne Bilanz aus. Kein Ruhmesblatt.

Der Oktober in New York war ausgesprochen sonnig und mild. Tagsüber ging ich im Central Park oder in Manhattan spazieren, *downtown*, wie ein verlorener Hund auf dem Grund des Canyons, der von den steil in den Himmel ragenden Wolkenkratzern der Großbanken gebildet wurde. Bei der Chase Manhattan hatte ich ein Konto eröffnet, um mir sagen zu können, ich sei ihr Kunde. Wenn auch nur rein theoretisch. Ich war deprimiert und erlebte jeden Tag meinen Schwarzen Freitag. Ich sah die Wall Street so, wie sie wirklich aussieht, eine enge, unglaublich schmutzige Straße. Jeden Morgen sagte ich mir, daß ich irgend etwas unternehmen müsse, gleichgültig was, ein Restaurant aufmachen oder eine neue Religion erfinden, die mich mit Spenden segnen würde, ohne von Steuern zu reden, denn Steuern zahlt man natürlich nicht, wenn man ein Gott ist.

Irgend etwas.

Der Zustand dauerte nun schon lange.

Es gibt Ideen, die lange reifen, solche, die man spürt, bevor sie sich kristallisieren, wie man in der Ebene einen Reiter schon von weitem erkennt, und solche, die einem ins Gesicht springen wie ein unkontrollierbarer Furz.

Ich ging im Greenwich Village spazieren und setzte mich am Washington Square auf eine Bank, um merkwürdige schwarze Eichhörnchen zu beobachten. Meinen täglichen Pilgergang zur New York Stock Exchange hatte ich schon hinter mir, und ich spürte, daß ich immer mehr ins Schwimmen kam. Cimballis Tanz war nicht einmal mehr ein langsamer Walzer.

Er hieß David Sussman und behauptete von sich, er sei Maler. Er war es genausowenig wie ich, aber er konnte wenigstens Farben unterscheiden. Wir sprachen über Gott und die Welt, er lud mich auf ein Bier ein, ich revanchierte mich, wir gingen ein Stück gemeinsam des Weges, neues Bier, neue Revanche, bis wir, bevor wir endgültig betrunken waren, eher

zufällig im Guggenheim-Museum landeten und die komischen Dinge anstierten, die dort an den Wänden hingen. David lud mich zum Abendessen ein, bei sich zu Hause. Seine Familie bestand aus österreichischen Juden, die während der Nazi-Zeit emigriert waren, genau wie meine Mutter. Ein weiterer Zufall: Davids Bruder, Leonard, aß mit uns zu Abend, denn seine Frau war für einige Tage nach Ohio gefahren, und er war allein.

Und dann geschah das Wunder. Leonard sagte lachend zu mir:

»*If you're looking for a job*, wenn Sie Arbeit suchen, dann fragen Sie lieber nicht mich, in meinem Beruf herrscht absolute Flaute.« Mehr aus Höflichkeit denn aus echtem Interesse fragte ich ihn, auf welchem Gebiet er denn arbeite, er erklärte mir alles offen und amerikanisch, auch die Gründe für die Flaute, und plötzlich machte es bei mir Tut! Die Idee, die lang gesuchte Idee, war förmlich in meinem Kopf explodiert.

Damals konnte niemand voraussehen, daß mir diese Idee einhundertsiebzig Millionen Dollar einbringen würde und ich damit in die Lage versetzt wurde, die Schweizer Festung des Martin Yahrl anzugreifen.

## **VIERTER TEIL**

### **Der Sonnengürtel**

»Das trifft vor allem auf Florida zu«, hatte Leonard Sussman mich informiert. »Woanders auch, aber in Florida ist es am spektakulärsten. Vor allem an der Küste der Halbinsel, von North Palm Beach angefangen; je südlicher man kommt, desto schlimmer wird es, die absolute Flaute. Fahren Sie nur hin, in den Süden, fahren Sie nach Riviera Beach, West Palm Beach, an all diese beaches, die sich wie eine endlose Litanei aneinanderreihen, Boyton Delray, Deerfield, Pompano, natürlich auch Fort Lauderdale und Hollywood, nicht die Filmstadt, eine andere, bis hin nach Miami. Die Flaute, Franz, die FLAUTE, mit Großbuchstaben geschrieben, wohin Sie nur schauen.«

Ich wechselte das Hotel und zog wieder ins New Yorker Pierre; nicht daß ich bereits reich gewesen wäre, aber ich war mir sicher, daß ich in Kürze reich werden würde, und der Umzug war für mich eine symbolische Handlung.

»Bitte reservieren Sie meine Suite auch während meiner Abwesenheit. Ich weiß noch nicht, wie lange ich wegbleiben werde.«

Ganz Grand Seigneur.

»Aber selbstverständlich, Monsieur Cimballi.«

Ich verließ das Hotel und setzte mich hinter das Steuerrad des Porsches, den ich über das Hotel gemietet hatte, allerdings nur für eine Woche. Ich wollte doch nicht allzusehr übertreiben. Mein Weg führte nach Süden.

Ich hielt mich insgesamt sechs Tage in Florida auf und sprach in dieser Zeit mit achtundzwanzig Immobilienmaklern, einem Fachjournalisten aus Miami, auf Immobilien spezialisiert,

einem Rechtsanwalt und zwei Bankiers. Der Kofferraum des Porsche quoll über von bunten Prospekten, auf teuerstes Luxuspapier gedruckt, als ich wieder in New York ankam. Zugegeben, die Kofferräume von Porsches sind nicht sehr groß.

Bei jeder meiner insgesamt zweiunddreißig Besprechungen war ich in meiner Idee bestärkt worden; ich wußte jetzt, daß sie Gold wert war. Diese Flaute sollte nicht meine Flaute werden!

Ich brauchte einen ganzen Vormittag und einen guten Teil des Nachmittags, um endlich von dem Mann empfangen zu werden, mit dem ich unbedingt hatte reden wollen. Leonard Sussman wußte es nicht, und er wird es wohl nie erfahren, daß ich mit seinem obersten Boß sprach, eine Vergünstigung, von der Leonard nicht einmal zu träumen wagte. Von seinem beeindruckenden Büro mit den großen Glasfronten aus sah man einen der beiden Türme des zukünftigen World Trade Centers im Rohbau; er hatte bereits seine endgültige Höhe von vierhundert Metern erreicht. Auf der linken Seite sah man auf den Wolkenkratzer der U. S. Steel, auf die Battery und weit in der Ferne auf die Freiheitsstatue. Mein Gesprächspartner hieß, sagen wir einmal, Henry Clay Adams.

»Monsieur Cimballi, ich empfange Sie nur, weil Sie so hartnäckig darauf bestanden haben.«

»Sie haben mir zehn Minuten eingeräumt.«

»Exakt. Keine Sekunde mehr.«

»Mir reicht die Zeit.«

Wie ein Staubsaugervertreter hatte ich meine zehnminütige Rede vorbereitet und mir immer wieder vorgesagt, bis ich sie auswendig konnte. So schnell ich nur konnte, redete ich auf den Bankier ein und hoffte – nicht ohne Grund –, daß dieser Mann kein ausgemachter Vollidiot war.

»Punkt eins: Die Existenz dessen, was man in den Vereinigten Staaten den Sonnengürtel nennt, den *Sun Belt*. Er umfaßt den gesamten Süden, das heißt Florida, Neu-Mexiko, Arizona und Kalifornien, vielleicht noch einen Teil von Texas. Die Bewohner von New York, Neu-England, Detroit, Chicago, Oregon, den beiden Dakotas, Nebraska und Kanada frieren sich im Winter die Ohren ab, ein Winter, der oft monatelang dauert, und haben selbstverständlich den Wunsch, im Sonnengürtel zu wohnen, spätestens im Ruhestand. Die Menschen kauften sich im Süden ein; zuerst vereinzelt, dann in immer stärkerem Maße. Der Boom begann vor einigen Jahren, merkwürdigerweise relativ spät. Die Nachfrage wurde immer stärker. Die Baufirmen kamen kaum noch nach, ganze Wohnblocks aus dem Boden zu stampfen, die Immobilienhändler verdienten sich eine goldene Nase, was die Banken natürlich nicht ruhen ließ. Sie beteiligten sich über die RIT, die Real (estate) Investment Trusts, nichts anderes als von Banken gegründete Immobilienfirmen. Allerdings, die Banken, die in Amerika, anders als in Europa, traditionsgemäß kaum mit Immobilienhandel zu tun haben, verließen sich auf Immobilienmakler und beschränkten sich auf die Finanzierung. Die allerdings übernahmen sie vollständig: Grundstückserwerb, Baukosten, Werbung und allgemeine Nebenkosten. Selbstverständlich nutzten das Schwindler aus und ließen sich, ohne einen Dollar Eigenkapital zu riskieren, als Immobilienmakler nieder. Hier beginnt das Drama... Nein, Mister Adams, ich spiele nicht den Clown. Sie haben mir zehn Minuten zugestanden. Die zehn Minuten sind noch nicht verstrichen. Ich fahre fort... Hier beginnt das Drama, denn Zehntausende, Hunderttausende, Millionen Wohnungen wurden im Sonnengürtel gebaut und zum Kauf oder zur Vermietung angeboten. Das Angebot überstieg die Nachfrage, und zwar in ungeahntem Ausmaß. Wir haben es mit dem

klassischen Fall des *Over-built* zu tun. Ein zweiter Faktor erschwert noch die Lage: Amerika wurde von einer Wirtschaftskrise geschüttelt, die zwar keine dramatischen Ausmaße annahm, aber doch, um nur ein Beispiel zu nennen, die New Yorker, die traditionelle Kundschaft der Immobilienmakler Floridas, vor Investitionen zurückschrecken ließ. Natürlich hatten sich die Banken mit Hypotheken abgesichert, doch was nützte das? Die Makler konnten die Hypotheken nicht bezahlen, da sie keine Kunden mehr fanden. Mister Adams, wir können jetzt in die Gegenwart überwechseln, denn das folgende Beispiel trifft im Augenblick auf fast alle Banken zu: Nehmen wir eine New Yorker oder Chicagoer Bank; Namen lassen wir besser aus dem Spiel. Diese Bank hat mehrere hundert Million Dollar an Immobilienmakler verliehen, und die Wohnblocks sind auch tatsächlich errichtet worden, in Fort Lauderdale oder Pompano Beach, in Corpus Christi, in Texas oder in Santa Monica in Kalifornien. Doch niemand will diese Wohnungen. Die Gebäude stehen leer. Die wenigen Mieter haben aufgehört, die Mieten zu bezahlen, werden aber nicht vor die Tür gesetzt, weil sie diesen Mausoleen wenigstens den Anschein geben, bewohnt zu sein. Die Unkosten aber laufen weiter, Mister Adams, monatlich, jährlich, und das nun schon seit drei Jahren. Steuern, Personal usw. In den Bilanzen der Banken tauchen diese Hunderte Millionen Dollar natürlich auf; sie stören erheblich das Gesamtbild, fehlen für andere Investitionsvorhaben und bringen nichts ein.«

»Siebeneinhalb Minuten sind verstrichen, Monsieur Cimballi.«

Henry Clay Adams hatte schneeweisse Haare, ein rosa Gesicht und ausdrucksvolle Augen. Ich lächelte. Ich wußte, daß dieser Mann mir zu neuem Reichtum verhelfen würde. Schon bald würde ich meinen Tanz fortsetzen können!

»Ich bin fertig, Mister Adams. Nur noch zwei Punkte. Erstens: Ihre Bank hat ungefähr vierhundert Millionen Dollar in unverkauften Objekten stecken, vor allem in Florida. Zweitens: Ich weiß, wie und an wen man diese Wohnungen verkaufen kann und wie sich die Hypotheken folglich wieder in real existierendes Geld verwandeln.«

Er rührte sich nicht. Ich wartete. Das alte Spiel: Wer macht zuerst seinen Mund auf? Adams. Er fragte mich zuvorkommend:

»Ist es möglich, einige zusätzliche Details zu erfahren?«

Ich lächelte ihm so strahlend wie möglich zu. Aber selbstverständlich! Ich erklärte ihm meinen Plan in allen Einzelheiten, das heißt, einige verschwieg ich natürlich. Er hatte sich in seinen Sessel zurückgelehnt, seinen Kopf in seine Hände gestützt und hörte mir zu. Dann griff er zum Telefon:

»Ich möchte nicht gestört werden.«

Anschließend zu mir:

»Ihre Bedingungen?«

»Einhundertfünfzigtausend Dollar Vorschuß, um die Anfangskosten abzudecken, und 20 Prozent Provision auf jede verkauftete Wohnung.«

»Zehn.«

»Fünfzehn.«

»Einverstanden.«

Ich hatte mit zwölf gerechnet. Wir besprachen die Einzelheiten und waren uns schnell einig. Was sind einhundertfünfzigtausend Dollar für einen Adams, für seine Bank? Und sonst riskierte er ja nichts. Fand ich keine Käufer, bekam ich kein Geld mehr.

Am gleichen Abend noch flog ich über Brüssel nach Luxemburg.

Ich mußte meinen Plan so schnell wie möglich verwirklichen; er war ausgezeichnet, aber nur unter der Voraussetzung, daß er nicht von anderen kopiert wurde. Was früher oder später sicher eintreten würde. Innerhalb des allmächtigen amerikanischen Bankensystems hatte ich eine Schwäche entdeckt, die ich ausnützen wollte. Und waren die Amerikaner erst einmal überzeugt, daß meine Idee Hand und Fuß hatte, würden sie mich natürlich ausschalten (was sie dann auch taten), und die Operation in eigener Regie durchziehen. Ich konnte folglich nur auf die Schnelligkeit bauen. Die Hauptarbeit mußte getan sein, bevor die anderen merkten, was da im Gange war. Ich räumte mir sechs Monate ein, vielleicht etwas mehr, vielleicht aber auch etwas weniger, dann würden mich die hohen Herren in ihren Wolkenkratzern gnadenlos zum Teufel schicken.

Wie viele gute Ideen war meine Idee sehr einfach: Aus verschiedenen Gründen, die in meinen Augen nur temporär waren, mich aber sonst nicht weiter beschäftigten, gab es im Augenblick in den Vereinigten Staaten keine amerikanischen Käufer für amerikanische Wohnungen. Ich war überzeugt, daß es mir gelingen würde, andere Käufer aufzutreiben. In der ganzen Welt. In Indochina und im Nahen Osten herrschte Krieg; in Afrika ging es drunter und drüber; Lateinamerika wurde von Diktatoren vergewaltigt und überdies von Castros Lehre bedroht, und in Europa konnten schließlich nicht alle ihr Geld in die Schweiz bringen, aus Angst vor einem neuen Mai 68, der diesmal mit seinen folkloristischen Barrikaden weiter gehen würde als beim ersten Versuch. Kurz, ich war überzeugt, daß es überall auf der Welt Menschen gab, die sich für Investitionen in dem gelobten Land des Kapitalismus interessierten. Das ideale Land, in dem man seinen Sparstrumpf ohne Angst vor Nationalisierung oder Enteignung anlegen konnte.

Die Schwäche der Dollarkönige beruhte auf einem Mangel an Fantasie: Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, daß man Geld auch woanders als in den Vereinigten Staaten suchen und finden konnte. Wenn man Montelimar-Marzipan möchte, denkt man nicht automatisch an Kansas-City, um es dort zu kaufen.

Meine Argumentation gegenüber meiner nicht-amerikanischen Kundschaft beruhte aber nicht nur auf der Sicherheit ihrer Sparstrümpfe, ich hatte noch andere Trümpfe in der Hand, die ich bei meinen Gesprächen mit den Immobilienmaklern in Florida gefunden hatte. Der Quadratmeter kostete in Amerika im Vergleich zu Europa ungefähr die Hälfte. Eine ganz einfache Rechnung: Für eine hundert Quadratmeter große Wohnung in einem luxuriösen Apartmenthaus in West Palm Beach – und West Palm Beach ist ein sehr angenehmer Ort, das können Sie mir glauben, – verlangte zum Zeitpunkt meiner Operation ein Immobilienmakler oder die Bank, falls sie die Hypothek wieder an sich genommen hatte, um die sechzigtausend Dollar. Das entsprach einem Quadratmeterpreis von zweitausendfünfhundert bis dreitausend französischen Franc. In Cannes kostete, natürlich zum gleichen Zeitpunkt, inzwischen sind die Preise noch gestiegen, ein Apartment gleicher Größe und Ausstattung das Zweifache, Dreifache, ja sogar das Vierfache. Ein anderes Beispiel: Für den Preis einer Dachkammer in Genf konnte man in Delray Beach ein schönes, geräumiges Studio, gut ausgestattet natürlich, von ungefähr fünfzig bis sechzig Quadratmetern kaufen, Schwimmbad, Privatstrand und Sonne inklusive.

Und da sollte ich keine Käufer finden?

Während meines Aufenthalts in Florida hatte ich in der Hoffnung, Mister Adams würde zustimmen, bereits Fotos anfertigen lassen, an die unterschwelligen Wünsche und

Ängste meiner zukünftigen Kundschaft denkend. Natürlich mußten die Gebäude darauf zur Geltung kommen, die Gärten mit der tropischen Bepflanzung, das Schwimmbad und der nahe Strand; aber ich wollte von meinem leidgeplagten Fotografen, der mit den Zähnen knirschte, noch mehr: eine Abteilung des US-Marine-Korps, die ganz zufällig mit dem Sternenbanner voran an einem dieser Häuser vorbeimarschierte. In Farbe natürlich. Meine zukünftigen Kunden sollten sich sagen können:

»Das ist nicht nur schön, sonnig und billiger als bei uns, das ist nicht nur eine Investition in einer Währung, bei der man keine großen Kursverluste zu befürchten hat, das ist darüber hinaus eine Geldanlage im Herzen des mächtigsten Landes dieser Welt, und die Armee der Vereinigten Staaten wacht persönlich über meine Ersparnisse!«

Henry Clay Adams hatte ich nicht nur die einhundertfünfzigtausend Dollar und seine Zustimmung zu meiner Operation entlockt, ich war noch weiter gegangen. Im ersten Augenblick hatte Adams abgelehnt, ziemlich entschieden sogar:

»Verlangen Sie nicht zuviel!«

»Mister Adams, wenn meine Informationen richtig sind, und sie sind richtig, dann sitzen Sie im Moment auf zwölf tausend unverkauften Wohnungen in Florida und Kalifornien, Wohnungen, die jeden Monat Kosten verursachen, anstatt Geld einzubringen. Nehmen wir einmal einen Durchschnittspreis von sechzigtausend Dollar an...«

»Das ist zu hoch.«

»Gut, fünfzigtausend, das ist wirklich nicht entscheidend. Multipliziert mit zwölf tausend, das ergibt den hübschen Betrag von sechshundert Millionen brachliegender Dollar. Seit

wie vielen Jahren liegen diese Dollar brach? Drei? Meine Informationen sind richtig. Diese brachliegenden Dollar existieren in Form von Hypotheken zu zwölf Prozent. Sind diese Hypotheken je zum Tragen gekommen? Nein. In fast allen Fällen haben Sie keinen einzigen *Cent* einkassiert.«

»Was schlagen Sie vor?«

»Ich werde nur dann Käufer finden, die bereit sind, sechzigtausend Dollar anzulegen und darüber hinaus für die jährlichen Unkosten aufzukommen, die ich Ihnen ja nicht verschweigen kann, wenn ich Ihnen gleichzeitig ein verlockendes Angebot mache.«

»Worin besteht Ihr Angebot?«

»Ich schlage vor, das investierte Kapital mit fünf Prozent jährlich zu verzinsen.«

Die Rechnung ist schnell gemacht: Ein Franzose, der seine Ersparnisse in der Schweiz in Sicherheit bringen will, muß für sein Depot einen festen Steuersatz von fünfunddreißig Prozent bezahlen. Wenn sich dieser Franzose durch meine Vermittlung in den Vereinigten Staaten engagierte, dann mußte er nicht nur nichts bezahlen, sondern bekam noch fünf Prozent Zinsen für sein angelegtes Geld. Und was die Sicherheit anbelangte, so war der Dollar zumindest damals dem Schweizer Franken fast ebenbürtig.

»Und Sie rechnen natürlich damit, daß meine Bank für diese Zinsen aufkommen wird?«

»Natürlich, Mister Adams. Wer sonst? Schauen Sie mich doch bitte nicht so an! Ich werde die Wohnungen, die sechzigtausend Dollar wert sind, für siebzigtausend Dollar verkaufen und dies meinen Kunden auch ganz offen sagen. Und Ihnen auch gleich den Grund dafür mitteilen: Sobald die Kunden, sagen wir, sechzig Prozent des Kaufpreises bezahlt haben, wird Ihnen jährlich der Kaufpreis mit fünf Prozent verzinst; sie erhalten also für siebzigtausend Dollar Einsatz

dreitausendfünfhundert Dollar Zinsen pro Jahr. Die Sie, das heißt natürlich Ihre Bank, bezahlen werden, und zwar gern, denn wenn Sie einem Kunden, der Ihnen fünfzigtausend, sechzigtausend oder siebzigtausend Dollar bringt, nur fünf Prozent Zinsen zahlen, dann ist das praktisch so, als ob sie zu einem Vorzugszinssatz Geld leihen, um es zum normalem Zinssatz weiterzuverleihen, und zwar hier in den Vereinigten Staaten, wo durchschnittlich zwölf Prozent Zinsen verlangt werden. Ihr Gewinn beträgt folglich sieben Prozent. Aber Sie wissen das alles viel besser als ich.«

Fassungslos schaute Henry Clay Adams mich an:

»Wie alt sind Sie eigentlich, Monsieur Cimballi?«

»Oh, Mister Adams, wenn Sie mich kennengelernt hätten, als ich noch jung war!«

Ich trieb in Belgien eine nicht allzu teure Druckerei auf, händigte ihr Fotos, Text und Maquette aus und bestellte fünftausend Exemplare.

Meinen ersten, das heißt, meine ersten vier Kunden fand ich allein; es waren Belgier. Der erste hatte mit mir während der noch nicht lange zurückliegenden Scherzartikel-Zeit zusammengearbeitet und dabei eine ganze Menge Geld gemacht. Ich wußte nicht, ob er mir dankbar war; auf alle Fälle hatte er begriffen, daß es nur von Vorteil sein konnte, wenn man mir zuhörte.

Dieser Belgier hatte Freunde, die sich für eine derartige Geldanlage interessierten.

Darunter ein Notar, der Kunden bei Geldanlagen berät.

Dann die Freunde der Kunden des Notars, die meine Prospekte studierten und so weiter. Ein richtiges Schneeballsystem. Mein Freund Letta in Rom hatte schon nach wenigen Sätzen begriffen, wie erfolgversprechend das

Unternehmen war, und wollte mir bald die ersten Verträge schicken.

Doch die eigentliche Überraschung kam von Marc Lavater, dem ich alles erzählte, denn ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, ihm etwas zu verheimlichen. Und natürlich hoffte ich auch, daß er vielleicht mögliche Kunden kannte.

»Den ersten Kunden hast du schon.«

Ich sah ihn völlig verblüfft an:

»Du?«

»Ist das nun eine gute Geldanlage oder nicht?«

»Sicher.«

»Ich kaufe fünf Wohnungen auf eigene Rechnung. Was soll ich denn mit den ganzen Geld machen, das du mir in den letzten drei Jahren bezahlt hast?«

Natürlich tauchte ich, meiner Gewohnheit gemäß, auch bei dieser Operation nicht mit meinem wirklichen Namen auf. Der Prospekt war von einer luxemburgischen Gesellschaft vertrieben worden, vertreten durch einen Journalisten, der ein neues Auto gebraucht hatte. Und die glücklichen neuen Besitzer einer Wohnung in Florida wurden ebenfalls nicht namentlich aufgeführt – diese Steuern! –, sondern verbargen sich hinter anonymen Gesellschaften, die ihren Sitz zum Beispiel in Panama hatten. Zwischengeschaltet war eine weitere Gesellschaft, die ich in... Curaçao gegründet hatte. Curaçao liegt auf den niederländischen Antillen, also vor Venezuela. Wenn Sie den Maracaibo verlassen, dann müssen Sie rechts abbiegen. Nicht zu verfehlten. Im Grunde ist Curaçao ein kleines, unbedeutendes, gesichtsloses Provinznest. Während meines erzwungenen Nichtstuns auf den Bahamas war ich einmal nach Curaçao gereist und hatte das Firmenschild entdeckt, unter dem mein Vater vor langer Zeit, beraten von einem gewissen John Carradine, Scarlett genannt, ein Imperium aufgebaut hatte. Ich mußte nicht einmal die

Straße überqueren, um das andere Firmenschild zu entdecken, unter dem, wieder beraten von diesem gewissen Scarlett, mittlerweile verstorben, Martin Yahl seine raffinierte Unterschlagung durchgeführt hatte.

Ich setzte alles daran, daß mein Firmenschild unmittelbar daneben angebracht wurde.

Wir waren jetzt Nachbarn, der allmächtige Schweizer Privatbankier und ich.

Als erstes kontaktierte ich alle ehemaligen Mitarbeiter, mit denen ich während meiner Scherzartikel-Phase zu tun gehabt hatte. Dann spannte ich den Türken ein, der sich königlich amüsierte, mit den Wohnungen hausieren zu gehen, und natürlich auch Ute, die geborene Verkäuferin. Anschließend rief ich Hyatt in Hongkong an und wunderte mich wieder einmal über seinen Charakter: Hätte ich ihn aufgefordert, selbst einzusteigen, hätte er bestimmt abgelehnt, aber ich bat ihn nur, sich nach Kunden umzusehen, und versprach ihm fünf Prozent. Er stimmte begeistert zu. Ein geborener Subalterner.

Letta in Rom schlug alle. Innerhalb von wenigen Tagen trieb dieser unermüdliche Arbeiter eine ganze Schar potentieller Kunden auf. Ich selbst war völlig überrascht über die Geschwindigkeit, mit der mein Plan Wirklichkeit wurde, und verzichtete, zumindest vorläufig, auf ein relativ kostspieliges Detail: Ich hatte eigentlich vorgehabt, die Interessenten per Charter nach Florida zu fliegen, mit hübschen Mädchen und allem Drum und Dran beim Verlassen des Flugzeugs und drei Tagen Ferien in Florida. Erst später kam ich, wie meine Leser noch sehen werden, auf diese Idee zurück.

Kurzer Flug nach New York; völlig übermüdet saß ich Adams gegenüber.

»Ich habe bisher sechsundvierzig Wohnungen verkauft; lächerlich angesichts der zwölftausend, auf denen Sie sitzengeblieben sind, das brauchen Sie nicht zu betonen, das weiß ich selbst. Wichtiger ist die Verkaufsorganisation, die ich auf die Beine gestellt habe und die bereits auf Hochtouren arbeitet. Die Verkäufe werden sich innerhalb kürzester Zeit multiplizieren. Kurz, ich bin nicht über den Teich geflogen, um mir hier eine Medaille abzuholen. Sprechen wir von Zahlen. Meine sechsundvierzig Kunden haben bereits pro Nase im Durchschnitt einundvierzigtausend Dollar und ein paar Zerquetschte bezahlt. Die Gesamtsumme beträgt genau eine Million achthundertdreihundneunzigtausendzweihundertzweihundzwanzig Dollar, von denen ich, wie vereinbart, meine Provision in Höhe von fünfzehn Prozent einbehalten habe, das heißt zweihundertdreihundneunzigtausendneuhundertdreiundneunzig Dollar und dreißig Cent. Sie können gerne nachrechnen.«

Adams blickte mich völlig verwundert an. Seine Augen konnten, wenigstens zeitweise, direkt menschlich wirken.

»Unglücklicherweise habe ich bereits eine Verabredung zum Mittagessen, Monsieur Cimballi. Aber ich bin sicher, daß es einem meiner engsten Mitarbeiter ein großes Vergnügen sein wird, mit Ihnen zu essen.«

Ich lehnte die Einladung freundlich ab und meinte, man müßte mir eigentlich ansehen, wie müde ich wäre.

»Ich darf Sie zumindest ins Hotel bringen lassen. Ins Pierre, sagten Sie?«

Mit einem der Portiers, der am gleichen Tag Geburtstag hatte wie ich, stand ich auf vertrautem Fußt. Er gab mir zu verstehen, daß er eine vertrauliche Mitteilung für mich habe. Ich nahm ihn beiseite.

»Monsieur Cimballi, mir wurden Fragen über sie gestellt. Von Privatdetektiven, die über gute Verbindungen verfügen

müssen. Sie haben sich nicht an uns, sondern direkt an die Direktion gewandt.«

Ich bedankte mich in der im Hotelgewerbe üblichen Art. Ich war völlig am Ende und konnte die Botschaft zuerst gar nicht richtig begreifen. Ich legte mich hin und schlief. Zehn Stunden und eine Dusche später war ich wieder einigermaßen ich selbst. Ich flegelte mich in einen Sessel vor dem Fernseher, in dem ein amerikanisches Football-Match übertragen wurde. Privatdetektive hatten sich nach mir erkundigt? Ich schaute dem Kampf zu, wobei meine Gedanken in die Ferne schweiften. In New York war es tiefe Nacht. Endlich nahm ich den Telefonhörer ab, ließ mich aber nicht verbinden, sondern wählte die Nummer selbst:

»Franchise? Kann ich mit Marc sprechen? Danke.«

Sie hielten sich in ihrem Haus in Chagny auf. Mit Gartenarbeiten oder sonst etwas beschäftigt. Ich wußte nicht, ob es Tag oder Nacht war, in welcher Jahreszeit wir uns befanden, nichts...

»Marc, hast du dich mit unserem Problem beschäftigen können?«

»Ja. Yahl hat dir die größte amerikanische Privatdetektei auf die Fersen gehetzt. Du wirst Tag und Nacht überwacht. Er kennt die Florida-Geschichte, die Luxemburger Gesellschaft, auch die in Curaçao. Und weiß, daß du hinter dem Ruin von Landau und Lamm steckst.«

»Auch hinter dem des Argentiniers und des Schotten?«

»Ja. Er kennt zwar keine Details und weiß wahrscheinlich auch nicht, in welch hohem Maße du dich engagiert hast, aber er weiß, wieviel du bei der Affäre mit dem Mann mit den stählernen Beinen verdient und wieviel du in Nassau verloren hast. Ich bin mir sicher, daß er auf tausend Dollar genau weiß, wieviel Geld du in der Tasche hast.«

»Und woher weißt du, was er weiß?«

Er lachte:

»Ich habe es in meiner Kristallkugel gesehen.«

Er weigerte sich weiterzusprechen, nicht nur, weil unter Umständen das Telefon abgehört wurde. Ich war mir sicher, daß er mir etwas verschwieg, aber da ich diesem Mann grenzenlos vertraute, war ich zwar etwas wütend, daß er nicht mit der ganzen Wahrheit herausrückte, aber nicht sehr beunruhigt. Irgendwann einmal würde er mir auch den Rest erzählen.

Die Reaktionen des allmächtigen Privatbankiers beunruhigten mich in weit stärkerem Maße. Er wußte also, wieviel Geld ich besaß? Auf tausend Dollar genau? Was bedeutete das für mich? Ich hatte ihn seit Jahren nicht mehr gesehen, aber ich konnte mir leicht ausmalen, wie er sich täglich den Kontostand eines gewissen Cimballi, Franz, augenblicklich im Hotel Pierre in New York logierend, geben ließ. So, wie er täglich die Börsenkurse überflog. Mein aktueller Kurswert belief sich auf ungefähr dreihundertfünfzigtausend Dollar. Martin Yahl brauchte mich nur dann zu fürchten, wenn ich über bedeutende Summen verfügte. Mit meinen lächerlichen dreihundertfünfzigtausend Dollar konnte ich ihm natürlich keinen Schrecken einjagen.

Während ich nachdachte, fiel mir auf, daß er keinen Finger gerührt hatte, als ich nach der Goldspekulation über mehr als fünfzehnmal soviel verfügt hatte.

Wie reich mußte ich werden, um ihm wirklich Angst einzujagen zu können?

Hundert Millionen Dollar? Zweihundert Millionen?

Und selbst wenn ich wirklich einmal in den Besitz solch astronomischer Summen gelangte, was könnte ich gegen ihn unternehmen? Finanziell gesehen wäre ich ihm ebenbürtig, aber das war's auch schon. Ich hatte keine Ahnung, wie ich die Schweizer Festung angreifen oder gar knacken könnte.

Ich schaute weiter den Fußballern mit den großen Rückennummern und den ausgestopften Schultern zu. Hundert Millionen Dollar. Ich hatte in der letzten Zeit gerade zweihundertdreisundneunzigtausend verdient und konnte mir leicht ausrechnen, daß ich zwei, drei Jahre brauchen würde, nur um wieder das Niveau zu erreichen, auf dem ich mich nach der Operation Hak befunden hatte. Unter der Voraussetzung, daß Bankiers wie Adams mich gewähren ließen. Mehr als unwahrscheinlich.

Plötzlich durchfuhr es mich. Es war, als hätte ich einen elektrischen Schlag abbekommen. Ich sprang auf und tanzte wie ein Irrer in meinem Zimmer herum. Ich öffnete den Kühlschrank und köpfte eine Flasche Champagner.

Ich Dummkopf! Ich armer Trottel! Warum war ich, Franz Cimballi, nicht schon früher auf diese Idee gekommen!

# 18

Im Amerikanischen gibt es einen Fachausdruck für meine Idee: *leverage*.

Hier muß ich etwas weiter ausholen, damit meine europäischen Leser mich verstehen können. In der Regel werden in europäischen Ländern Hypotheken erst dann gelöscht, das heißt, aus dem jeweiligen Grundbuch gestrichen, wenn die Hypothekenschuld vollkommen beglichen ist. In Amerika dagegen ist es nicht notwendig, eine Hypothek vollständig zu bezahlen, bevor man die Löschung beantragen kann.

*Leverage*, das ist nichts anderes als die, wie Sie noch sehen werden, real existierende Möglichkeit, eine Hypothek über einhunderttausend Dollar mit einer Anzahlung von zweitausend Dollar löschen zu lassen. Nach der Löschung sind Sie uneingeschränkter Besitzer der Immobilie und können sie verkaufen, zu welchem Preis Sie wollen. Anders ausgedrückt, Sie können völlig legal etwas verkaufen, das Sie gar nicht gekauft haben (bei einem Verhältnis von hunderttausend zu zweitausend Dollar kann man durchaus von einem Nicht-Kauf sprechen). Natürlich sind Sie nach dem Verkauf verpflichtet, auch die restlichen achtundneunzigtausend Dollar zu begleichen, aber erst nach dem Verkauf, wenn Ihr Käufer bezahlt hat.

Nehmen wir einmal an, es gelingt Ihnen, ein Grundstück, in dessen Besitz Sie durch den Erwerb einer Hypothek über einhunderttausend Dollar gelangt sind – für die Hypothek haben Sie natürlich nur zweitausend Dollar angezahlt –, für zweihunderttausend Dollar weiterzuverkaufen, dann haben Sie

mit einem Einsatz von zweitausend Dollar hunderttausend Dollar, das heißt *fünftausend Prozent, Gewinn* gemacht.

Das war die Grundlage, der Ausgangspunkt meiner Idee.

Aber es kommt noch besser:

In den Aufsichtsräten aller Banken und vieler Versicherungsgesellschaften, die den Banken während des Booms nachgeefert hatten und jetzt ebenfalls auf Halden unverkaufter Wohnungen sitzengeblieben waren, herrschten angesichts der anhaltenden Flaute beinahe depressive Zustände; die Manager waren zu fast allem bereit, wenn sie nur von diesem irritierenden Passiv erlöst wurden, das die Zehntausende von Hypotheken darstellten, die nichts einbrachten und nicht einmal verkauft werden konnten. Soviel brachliegendes Kapital hinderte die hohen Herren am Schlaf, denn es gibt nichts, was Finanziers so sehr hassen wie Geld, das kein Geld verdient. Vor lauter Sorgen bekamen diese Herren schon Pickel.

Als ich auf den Plan trat, waren Banken und Versicherungsgesellschaften bereit, ihre Hypotheken, die oft dem Gesamtwert der Immobilien entsprachen, buchstäblich zu verschleudern.

Zum halben Preis.

Und damit wurde die Sache nun völlig verrückt.

Nehmen wir ein Beispiel, obwohl wir eigentlich gar kein Beispiel brauchen, denn das, was ich jetzt demonstriere, habe ich wenig später mehr als nur einmal realisiert: Ein großer Wohnkomplex in Palm Beach in Florida wurde von einem Immobilienhändler hochgezogen, der anschließend Pleite machte, da er keine Käufer fand. Seine Bank, die National Illinois Company in Chicago, um nur eine der Banken zu nennen, die sich für Geschäfte in dieser Größenordnung

interessierten, hatte ihm zehn Millionen Dollar geliehen und über diesen Betrag eine Hypothek eintragen lassen. Anders ausgedrückt, das Gebäude hatte nach dem Konkurs des Immobilienmaklers einen Buchwert von zehn Millionen Dollar. Seit drei Jahren sitzt die Bank auf dieser Hypothek, die natürlich keine Zinsen einbringt. Die Bank hat nur einen Wunsch: das Gebäude oder die Hypothek loszuschlagen, so schnell wie möglich, denn dieses Gebäude ist ja kein Einzelfall, sondern einer unter vielen.

Die National Illinois Company ist in ihrer Verzweiflung bereit, ihre Hypothek, und damit das Gebäude, für fünf Millionen Dollar zu verschleudern.

Eine einmalige Gelegenheit, zumal man ja, wenn das Leverage-System angewandt wurde, nur zehn Prozent, also fünfhunderttausend Dollar brauchte, um in den Besitz eines Wohnblockes zu gelangen, der mindestens zehn Millionen Dollar wert war. Wobei die fünfhunderttausend Dollar die Maximalforderung der Bank darstellte. So weit meine Überlegungen.

Doch damals, das heißt, nachdem ich das Verkaufsnetz in Europa und Asien – Hyatt in Hongkong – aufgebaut hatte, besaß ich keine fünfhunderttausend Dollar, sondern nur zwei Drittel der notwendigen Summe, und auch diese konnte ich kaum investieren, denn ich mußte ja meinen Lebensunterhalt und die vielen Reisen finanzieren.

Ich überlegte. Natürlich konnte ich dieses Anfangskapital leihen. Jede New Yorker Bank hätte mir dieses Geld geliehen, auch die von Mister Adams natürlich, wenn ich meine Pläne offengelegt hätte. Nur, daran konnte mir wirklich nicht gelegen sein. Es war schon erstaunlich genug, daß niemand vor mir auf diese an sich naheliegende Idee gekommen war. Wenn ich sie

nun Fachleuten gegenüber offenbarte... Es gab noch einen zweiten Grund, der mich vor diesem an sich einfachen und schnellen Weg zurückschrecken ließ: Ich konnte auf keinen Fall vor den allwissenden Augen der bedeutendsten Privatdetektei Amerikas verbergen, daß ich eine bestimmte Summe Geldes aufnahm. Zu welchem Zweck? Doch wohl nur, um damit Geld zu verdienen und mich in die Lage zu versetzen, Martin Yahl anzugreifen. Und darüber wäre Martin Yahl spätestens zwölf Stunden nach meinem Kreditantrag informiert gewesen. Ich hätte ihn genausogut anrufen können...

Dabei wußte ich damals noch nicht einmal, wie ich ihn angreifen konnte. Ich wußte nur, daß ich ihn früher oder später angreifen mußte und dafür sehr viel Geld benötigte. Je länger er davon überzeugt war, daß ich nur die recht anständigen Provisionen zur Verfügung hatte, die mir Mister Adams' Bank ausbezahlt, je länger er glaubte, daß ich kein Kapital zur Verfügung hatte, zumindest kein Kapital, das sich mit seinem Vermögen messen konnte, desto besser war es für mich, denn dann konnte ich voll von dem Überraschungseffekt profitieren, den mein Angriff auslösen würde.

Auch den Türken oder Marc Lavater wollte ich nicht um die fünfhunderttausend Dollar bitten, obwohl beide in der Lage gewesen wären, mir diese Summe so diskret zu leihen, daß Yahls Spürhunde nichts davon gemerkt hätten. Nein, ich war in meinen Plänen schon viel weiter und suchte nach einem System, das ich nicht nur einmal, sondern jedesmal, wenn mir eine verlockende Hypothek angeboten wurde, benutzen konnte.

Unter all den Männern und Frauen, mit denen ich bei meinen bisherigen Unternehmungen zusammengearbeitet hatte, hatte mich einer mehr noch als Ute Janssen, die eine ausgezeichnete Verkäuferin war, aufgrund seiner Intelligenz, seiner

Arbeitskraft und seiner Verbissenheit, wenn es galt, Kontakte herzustellen, Verträge durchzuboxen und Umsatz zu machen, beeindruckt: Letta, der Römer, in dessen Blut sich französische, italienische, tunesische und sonstige Einflüsse mischten.

Als erstes galt es, die Spürhunde abzuschütteln, die sich an meine Fersen geheftet hatten. Also flog ich von Kalifornien nach Montreal, von dort über Chicago nach Genf, wo ich einen Wagen mietete; ich fuhr nach Lyon und stieg dort in den Zug nach Rom. Ich konnte sicher sein, daß auch der begabteste Mitarbeiter der ›größten amerikanischen Privatdetektei‹ meine Spur verloren hatte. Ich traf mich mit Letta an einem neutralen Ort:

»Ich brauche so schnell wie möglich zehn Personen, die in der Lage sind, fünfzigtausend Dollar für eine Wohnung in Amerika bar auf den Tisch zu legen.«

»Zehn?«

»Zehn.«

Letta stellte keine Fragen. Er war eher unersetzt, zog häufig seinen Kopf zwischen den Schultern ein und vollführte in schöner Regelmäßigkeit mit seinen Händen die Geste eines Croupiers, der die Jetons auf einem Spieltisch einsammelt. Er warf seinen Gesprächspartnern in der Regel einen schnellen Blick von unten zu, als ob er deren Kilopreis einschätzte. Worthlos zog er sein abgegriffenes Notizbuch aus der Tasche und blätterte darin herum.

»Italiener? Oder bestehen Sie auf einer bestimmten Nationalität?«

»Vollkommen gleichgültig.«

»Zehn Italiener. Das müßte gehen. Ja. Die Personen, an die ich denke, haben alle Verwandte in den Vereinigten Staaten. Das erleichtert die Angelegenheit. Lassen Sie mir achtundvierzig Stunden Zeit; vielleicht geht es schneller, aber

ich muß die zehn persönlich aufsuchen, denn solche Dinge kann man nicht am Telefon besprechen. Übrigens, ich hatte neulich Besuch, angeblich vom Finanzamt. Die Herren stellten viele Fragen, unsere Geschäftsbeziehungen betreffend. Einer meiner Vettern arbeitet im Finanzministerium; ich habe ihn natürlich angerufen. Die Herren interessieren sich nicht für mich, sondern für Sie, und es hat den Anschein, als ob ein Schweizer dahintersteckt.«

Yahl verfolgte mich also auch hier.

Letta, der Rom natürlich wie seine Hosentasche kannte, nahm mich zum Abendessen in ein Restaurant in Trastevere mit, *tipico*, ein Restaurant, das sich auf Fische und Meeresfrüchte spezialisiert hatte. Ich beobachtete Letta, der sorgfältig einen Seeigel ausschlürfte. Ich war mir sicher, daß man auch mit einem Mikroskop anschließend nichts Elßbares mehr gefunden hätte. Und dieser Typ war in der Lage, innerhalb von achtundvierzig Stunden fünfhunderttausend Dollar aufzutreiben! Vielleicht sogar schneller. Ich lächelte ihm zu.

»Darf ich Ihren Vornamen erfahren?«

»Adriano.«

Außer Italienisch und Französisch sprach er Arabisch und ein wenig Spanisch.

»Sie sprechen wirklich Arabisch?«

»Fließend.«

»Adriano, ich brauche jemanden, der sich um meine europäischen Geschäfte kümmert. Warten Sie, nicht nur um die in Europa, sondern auch um die im Nahen Osten, Sie sprechen ja Arabisch. Interessiert Sie das?«

Es interessierte ihn.

»Ich muß aber eine Bedingung stellen: Offiziell müssen Sie noch für eine geraume Zeit einer meiner Vertreter bleiben, das heißt, wie die anderen auch auf Provisionsbasis arbeiten. Offiziell, wie gesagt. Mit anderen Worten: Ich möchte, daß

diejenigen, die sich für mich interessieren und die Ihnen Fragen gestellt haben, weiterhin überzeugt sind, daß ich nichts anderes mache, als hier und da ein paar Wohnungen zu verkaufen. Das Geschäft, zu dem ich die fünfhunderttausend Dollar brauche, darf auf keinen Fall bekannt werden.«

Dieser Punkt war ihm völlig gleichgültig. Wir vereinbarten, daß das Geld der zehn Käufer, die er für mich auftreiben wollte, nicht über die Gesellschaft in Curaçao laufen würde, die den Agenten Yahls ja bekannt war, sondern über eine in Liechtenstein beheimatete.

»Über Curaçao wickeln wir die normalen Geschäfte ab, wie bisher.«

Er war mit allem einverstanden, und ich vertraute ihm. Was hätte ich sonst auch machen sollen.

Während der zwei Tage Wartezeit hätte ich nach Paris fliegen und Catherine und ihre Mutter besuchen können, aber dann hätten Yahls Agenten mich mit ziemlicher Sicherheit wieder gefunden. So verbrachte ich meine Zeit damit, in den Gärten der Villa Medici lange Spaziergänge zu unternehmen. Letta hielt Wort. Die achtundvierzig Stunden waren noch nicht verstrichen, da hatte er seine zehn Käufer beisammen. Natürlich überwies ich die fünfhunderttausend Dollar nicht auf Adams Bank, um anschließend meine Provision einzukassieren (um Yahl zu täuschen, verfuhr ich mit anderen Käufern weiterhin so), sondern übernahm mit diesem Geld von einer Bostoner Bank eine Hypothek über zehn Millionen Dollar, die diese mir für fünf Millionen überlassen wollte.

Von diesem Augenblick an gehörten die Wohnungen, die ich verkaufte, nicht mehr der Bank von Henry Clay Adams, sondern mir (selbstverständlich wurden den Italienern ihre Wohnungen sofort überschrieben), obwohl ich nur fünfhunderttausend Dollar anbezahlt hatte, die ja nicht von mir stammten. Die Bank ließ mir Zeit, die restlichen viereinhalb

Millionen Dollar zu begleichen, denn sie war äußerst zufrieden, wenigstens eine dieser Hypotheken aus ihren Büchern streichen zu können. *Write off the books*, das war das einzige, was sie interessierte.

Während meines ersten Aufenthaltes in Florida wie auch bei meinen späteren Geschäftsbesprechungen in ganz Amerika hatte ich alle Gesprächspartner gefragt, ob denn diese Flaute im Sonnengürtel definitiv sei. Von allen Seiten wurde mir bestätigt, daß sich der Immobilienmarkt wieder beleben müsse, denn selbst im Jahre 1929 habe es keinen solchen Einbruch gegeben. Selbst die Bankiers, die ihre Hypotheken verschleuderten, benutzten mir gegenüber dieses Argument. Ich war überzeugt, daß sie recht behalten würden, vor allem zu dem Zeitpunkt, zu dem ich meine erste Hypothek übernahm. Die Flaute, durch den berühmten *Over-built* ausgelöst, würde schon bald einer neuen Kaufwelle weichen. Die traditionelle amerikanische Kundschaft konnte nicht ewig abstinent bleiben, dazu war der Süden viel zu verführerisch und der Norden viel zu häßlich. Ich profitierte von der uramerikanischen Eigenschaft, alles, was nicht unmittelbar verwertbar ist, wegzuwerfen oder zu verschleudern.

Ich wußte damals noch nicht, wie berechtigt mein Optimismus war.

Im Moment zählte nur eines: das Tempo, in dem ich meine Geschäfte vorantrieb. Jeden Tag, jede Woche konnten die Banken, mit denen ich auf zwei Ebenen verhandelte – einerseits die Wohnungen, die sich in ihrem Besitz befanden, gegen eine Provision verkaufend, andererseits in absoluter Diskretion so viele Hypotheken wie nur möglich übernehmend –, sich dessen bewußt werden, daß mein Geschäftsprinzip, Kunden außerhalb der Vereinigten Staaten zu gewinnen, auch unabhängig von meiner Person funktionierte und von ihnen selbst mit ihren fast unbeschränkten Möglichkeiten sehr viel

besser genutzt werden konnte. Zumal die ersten, wenn auch noch schwachen Zeichen eines sich wiederbelebenden Marktes sichtbar wurden. Leonard Sussman, der als erster mir gegenüber von der Flaute gesprochen und dadurch die Idee in mir ausgelöst hatte, wies mich darauf hin. Man behauptet, daß es, um bei Geschäftsverhandlungen erfolgreich zu sein, oft wichtiger ist, Sekretärinnen und Buchhalter zu kennen, als die Chefs selbst. Nun, Leonard Sussman war weder Buchhalter noch Sekretär; er leitete innerhalb von Adams' Bank die Abteilung, die für das Immobiliengeschäft zuständig war. Dieser wache und intelligente Mann war wohl einer der wenigen Spezialisten in New York, die lange vor den anderen Marktveränderungen wahrnahmen.

So hatte er mir im Vertrauen mitgeteilt, daß sich die Wende schon abzeichne, und mir versprochen, mich weiter über alles zu informieren, was mich interessieren könnte, unter einer Bedingung:

»Franz, nehmen Sie mich als Partner.«

Ich akzeptierte.

Ich erlebte die drei verrücktesten Wochen meines Lebens. Als mir Leo Sussman versicherte, der Markt würde sich wieder beleben, hatte ich bereits drei Hypotheken übernommen. In diesen drei Wochen übernahm ich weitere sechzehn.

Neunzehn Hypotheken, das klingt gar nicht so gewaltig. In anderen Zahlen ausgedrückt, wird die Sache schwindelerregend: ich besaß, zumindest theoretisch, neunzehn Wohnblocks, von denen jeder zehn Millionen Dollar wert war; die Banken hatten mir diese Blocks ausnahmslos zur Hälfte des Preises, also für fünf Millionen Dollar überlassen; insgesamt schuldete ich den Banken fünfundneunzig Millionen Dollar.

Das System des *leverage* benutzend, hatte ich jeweils um die zehn Prozent angezahlt, um die Hypotheken löschen zu

können, also neuneinhalb Millionen. Natürlich besaß ich diese neuneinhalb Millionen nicht. Einen Teil, ungefähr die Hälfte, trieb ich über europäische Wohnungskäufer auf, die andere Hälfte lieh ich mir diskret bei kleinen Banken, mit Leo Sussmans Hilfe, der mir die entsprechenden Hinweise gegeben hatte.

Natürlich hätte das System zusammenbrechen können; das Risiko war groß. Aber ich hatte Erfolg – und nicht nur Erfolg, sondern mehr: Ich konnte einen regelrechten Triumph feiern.

Die Amerikaner hatten über Nacht aufgehört, dem Sonnengürtel zu schmollen, und übertrieben dabei, wie immer. Ich hätte schon sehr viel verdient, hätte ich die Gebäude, die ich ja für fünf Millionen gekauft hatte, für zehn Millionen weiterverkaufen könnten; angesichts des Einsatzes von jeweils fünfhunderttausend ein Reingewinn von tausend Prozent, was immerhin nicht so übel gewesen wäre.

Doch die Wiederbelebung des Marktes ging Hand in Hand mit unerhörten Preissteigerungen. Ein Wohnblock an der Küste von Florida oder Kalifornien, der sechs Monate zuvor für fünf Millionen Dollar keinen Abnehmer gefunden hatte, war plötzlich zwanzig, fünfundzwanzig oder gar dreißig Millionen wert. Ich habe Käufer gesehen, die Schlange standen und sich beinahe schlügen, nur um ja nicht leer auszugehen; dabei handelte es sich natürlich um die gleichen oder zumindest ähnlichen Wohnungen, die Adriano Letta in Rom, meine Vertreter in Brüssel oder Genf oder auch Hyatt in Asien relativ mühsam an Rechtsanwälte oder Mediziner verkauften, die mit dieser Investition ihre Schwarzgelder in Sicherheit bringen wollten. Ich verkaufte, und zwar nicht nur einmal, Wohnanlagen, die ich sieben Monate zuvor für fünf Millionen gekauft hatte, mit einem Einsatz von fünfhunderttausend, für dreißig Millionen, wobei mir unterm Strich fünfundzwanzig Millionen blieben. Insgesamt dreimal erzielte ich dieses

Maximalergebnis. Doch auch die Verkäufe der anderen Wohnanlagen brachten sehr viel Geld ein.

Ich hatte mir geschworen, meine Geschäfte voranzutreiben, und ich hatte sie vorangetrieben; trotzdem waren die Ereignisse schneller gewesen als ich. Hätte ich einen zusätzlichen Monat Spielraum oder einen mächtigen Protektor gehabt, dann hätte ich meinen Gewinn mindestens verdoppeln können.

Als ich am Ende dieser sich überschlagenden Epoche, die insgesamt nur neun Monate dauerte, abrechnete, wurde mir trotz des oben Gesagten beinahe schwindlig.

Während der ganzen Operation Sonnengürtel hatte ich die gewissermaßen offiziellen Gewinne, die Martin Yahl wissen sollte, von den anderen getrennt. Als Vertreter von Henry Clay Adams' Bank hatte ich als Provision für die europäischen und asiatischen Verkäufe (Hyatt hatte sich wacker geschlagen) etwas mehr als eine Million vierhunderttausend Dollar einbehalten; die etwas mehr als dreihunderttausend Dollar Anfangskapital dazugerechnet, besaß ich offiziell knapp über eine Million siebenhunderttausend Dollar. Eine Summe, die Martin Yahl sicher keine schlaflosen Nächte bereitete, denn als ich elf Monate zuvor vor dem Besuch von Robert Zarras Freunden über etwas mehr als viereinhalb Millionen Dollar verfügte, hatte er es nicht für notwendig gehalten, den kleinen Finger zu rühren; ich war für ihn weiterhin ein kleiner Junge.

Doch Martin Yahl wußte nicht, und dafür lege ich meine Hand ins Feuer, daß die Operation Sonnengürtel aus zwei verschiedenen Operationen bestanden hatte, mit höchst unterschiedlichen Resultaten.

Meine Liechtensteiner Gesellschaft verfügte am Ende dieser Periode über einhundertsiebzig Millionen Dollar...

Ich bin nie ein Spieler gewesen; Karten und Würfel waren mir völlig gleichgültig, und ich kannte nicht einmal die Pokerregeln. Trotzdem gibt es eine Übereinstimmung zwischen Spielernaturen und mir: Ich bin fest davon überzeugt, daß es im Leben eines Menschen Momente gibt, in denen man über so etwas wie einen sechsten Sinn verfügt, hellseherische Begabung entwickelt. Wenn man sich in diesen Momenten stark konzentrieren kann, dann winkt das Glück. Man weiß, daß die noch verdeckt auf dem Tisch liegende Karte der vierte König ist, der noch fehlt. Man weiß, daß man diese Karte aufnehmen wird, obwohl dies höchst unwahrscheinlich ist. Man weiß es einfach.

Ich wußte, daß ich die Mittel in die Hand bekommen würde, die mich in die Lage versetzten, Martin Yahl anzugreifen.

Ich flog von Kalifornien nach New York. Die Operation Sonnengürtel war noch in vollem Gange; die ersten Preisseigerungen zeichneten sich gerade ab. Leo Sussman, der mich eigentlich hätte begleiten sollen, war im letzten Moment zurückgeblieben, um einige Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, die sich beim Ankauf eines Gebäudes in Santa Barbara ergeben hatten. Ich befand mich allein im Flugzeug und war zu nervös, um schlafen zu können. Neben mir saß ein eleganter Mann, dessen Kleidung genau den Schuß Fantasie aufwies, der ihn vom Durchschnitt abhob. Wäre Sussman neben mir gesessen, hätten wir während des ganzen Fluges bestimmt über unsere Geschäfte geredet und kein Auge für unsere Mitreisenden gehabt. So aber starrte ich vor mich hin, ohne sehr viel wahrzunehmen. Mein Nachbar sprach mich an und lud mich ein, mit ihm etwas zu trinken. Ich nahm die Einladung an, und wir kamen ins Gespräch; wir unterhielten uns über Kalifornien, das wir gerade verlassen hatten, über New York, unser Reiseziel, über Flugreisen im allgemeinen. Er überreichte mir seine Visitenkarte, zeigte mir Fotos von

seinem Haus in Harrison, einem Vorort von New York, wo der Geldadel wohnte, von seiner Frau, seinen zwei Kindern und seinem Hund. Er war Rechtsanwalt, Spezialist für Wirtschaftsfragen. Seine Kanzlei lag in Manhattan. Lange Zeit hatte er eng mit MacEnroe zusammengearbeitet, dessen Söhne anscheinend große Tennishoffnungen waren – alles Dinge, die mich langweilten. Mitten im Gespräch fiel mir plötzlich das Abzeichen auf, das er im Knopfloch seiner Weste trug und das mir bekannt vorkam. Ich mußte es ziemlich indiskret gemustert haben, denn er sagte lachend:

»Ich habe in Harvard studiert.«

Jetzt wußte ich, woher ich dieses Abzeichen kannte: Martin Yahl hatte seine Westen ebenfalls damit geschmückt. Obwohl ich diesen Namen nur ungern aussprach, fragte ich ihn:

»Kennen Sie zufällig einen Schweizer Bankier namens Martin Yahl, der ebenfalls in Harvard studiert hat?«

Der Name war ihm vertraut, obwohl er Yahl, der einem älteren Semester angehört hatte, nie persönlich begegnet war.

»Wenn ich mich richtig erinnere, hat er mit dem berühmten Carradine zusammen studiert.«

»Der auch Scarlett genannt wurde.«

Er war erstaunt, daß ich trotz meiner Jugend den Spitznamen von John Carradine kannte.

»Zumal«, fügte er hinzu, »sich dieser schon seit Jahren aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hat.«

Ich konnte mich kaum beherrschen.

»Was heißt das, zurückgezogen? Man hat mir gesagt, er sei gestorben.«

Mein Gesprächspartner sah mich verwundert an:

»Gestorben? Wer hat Ihnen denn diesen Bären aufgebunden?«

Die Ereignisse jener Zeit sind so ineinander verzahnt, daß es mir kaum möglich ist, die chronologische Reihenfolge einzuhalten, falls dies überhaupt erstrebenswert ist.

Was ich anschließend berichte, ereignete sich, bevor ich erfuhr, daß John Carradine, Scarlett genannt, noch lebte, also noch vor dem Abschluß der Operation Sonnengürtel.

Ein Telefonanruf Adriano Lettas eröffnete den Reigen. Ich hatte Adriano ausdrücklich angewiesen, mich unter keinen Umständen im Pierre in New York anzurufen.

»Und wenn ich Sie wirklich einmal ganz dringend sprechen muß?«

Ich konnte mir nicht vorstellen, was bei Wohnungsverkäufen so dringlich werden konnte, daß er mich unbedingt sofort sprechen mußte, doch ich wollte ihn nicht vor den Kopf stoßen und sagte ihm, er solle in solchen Fällen Leo Sussman anrufen, der Spanisch spräche.

»Sein Spanisch ist schauderbar!« berichtete mir Leo, »und ich hoffe nur, daß ich ihn richtig verstanden habe. Sie sollen ihn sofort im Hotel de Paris in Monte-Carlo anrufen.«

Daß Adriano mich überhaupt anrief, war schon ein Wunder, zumal er den Telefonanruf aus eigener Tasche hatte bezahlen müssen und er eher, sagen wir einmal, sparsam war. Daß er aber aus dem Hotel de Paris in Monaco angerufen hatte, einem der berühmtesten Luxushotels Europas und dementsprechend teuer, das überstieg mein Vorstellungsvermögen. Natürlich rief ich gleich zurück; er hatte anscheinend neben dem Telefon gewartet, denn er war sofort am Apparat und bat mich, so schnell wie nur möglich zu ihm nach Monte-Carlo zu kommen,

es handle sich um eine äußerst dringende und wichtige Angelegenheit.

Mehr wollte er mir am Telefon nicht verraten, doch das reichte mir schon. Ich sprang ins nächste Flugzeug. Adriano holte mich am Flughafen von Nizza ab. Während wir nach Monte-Carlo fuhren, weihte er mich ein. Es war ihm wie einem Landpolizisten ergangen, der phlegmatisch einen Hühnerdieb verfolgt und sich plötzlich dem Staatsfeind Nummer eins gegenüber sieht.

»Wir sprachen über verschiedene Geldanlagemöglichkeiten in den Vereinigten Staaten, natürlich auch von den Wohnungen. Er ließ mich reden und schien sich zu amüsieren. Ich hatte das Gefühl, daß dieses Geschäft ungewöhnlich werden würde, wußte aber nicht, aus welchem Grund. Als ich endlich alle meine Argumente auf den Tisch gelegt hatte, sagte er:

›Das klingt alles sehr gut. Wie sehen die Bedingungen aus, wenn ich nicht nur fünf, sondern fünftausend oder sogar fünfzigtausend Wohnungen kaufe?‹

Solche Fragen werden einem nicht jeden Tag gestellt«, kommentierte Adriano.

Ich räumte ein, daß ich an seiner Stelle auch sehr überrascht gewesen wäre.

»Sie haben mir den Namen Ihres Kunden noch nicht verraten.«

Letta sprach wirklich Arabisch, und zwar perfekt. In dem Wortschwall, der sich über mich ergoß, konnte ich nur so etwas wie ›Aziz‹ verstehen.

»Ein Saudi. Er verfügt über unwahrscheinliche Mittel, das habe ich überprüft. Wenn man im Kasino es ablehnen sollte, seine Jetons zu wechseln, dann ist er, ohne mit der Wimper zu zucken, fähig, die Societe des Bains de Mer aufzukaufen.«

Laut Letta verfügte ich über einen nicht zu unterschätzenden Trum pf: Der Prinz (natürlich handelte es sich um einen Prinzen), Prinz Aziz, war in meinem Alter, was bei einem möglichen Vertrag unter Umständen ausschlaggebend sein konnte.

»Aber er entscheidet nicht allein; zumindest berät er sich mit seinem Berater, der ihn immer begleitet und gleichzeitig als Anstandswauwau dient. Vorsicht, dieser Mann, ein Libanese mit syrischem Einschlag, tut immer so, als spräche er kaum Englisch oder Französisch; in Wirklichkeit beherrscht er die beiden Sprachen vollkommen.«

Fezzali, so hieß der Berater, war ein im Milieu bekannter Finanzhai, der in der Intrabank in El Beida gelernt hatte.

Zwei Stunden später – ich hatte mich gerade duschen und umziehen können – saß ich zwei Arabern, einem Langustensouffle und dem traditionellen, mit Salat geschmorten Meerwolf gegenüber, traditionell für die Küche des Hotel de Paris natürlich. Ich hatte mich entschlossen, meine Karten offen auf den Tisch zu legen und erzählte den beiden meine Lebensgeschichte, zumindest den offiziellen Teil: Kenia, Hongkong, das Scherzartikel-Unternehmen und die Gold-Dollar-Spekulation, meine ›Immobilien geschäfte< in Paris und San Francisco, wobei ich die Ursachen zu diesem Immobilienhandel, Landau und Lamm, genauso verschwieg wie das chilenische Abenteuer Hovius/Donaldson. Aziz hörte mir mit offensichtlichem Vergnügen zu, und ich konnte mir gut vorstellen, mit diesem Prinzen einmal eine ausgedehnte Zechtour zu unternehmen, während der andere völlig unbeteiligt erschien, weder sympathisch noch unsympathisch, und seine Augen ohne spürbares Interesse auf mich gerichtet hatte.

»Sie behaupten also, daß Sie als erster auf die Idee kamen, außerhalb der Vereinigten Staaten die Käufer zu suchen, die

auf dem amerikanischen Markt nicht mehr gefunden werden könnten?«

»Im Augenblick nicht gefunden werden. Ich bin überzeugt, daß die Krise in Kürze abebbt und ganz verschwindet.«

»Aber Sie hatten als erster die Idee?«

»Ja. Niemand wird das Gegenteil behaupten können.«

Aziz führte das Gespräch, doch ich sah häufig zu seinem Begleiter, der sein Langustensouffle mit einer Gleichgültigkeit aß, als handle es sich um eine Handvoll Datteln. Auch ohne die Warnung Adrianos hätte ich diesem Fezzali mißtraut: Der Mann paßte eher in einen arabischen Souk, wo er als Teppichhändler hätte auftreten können, als in dieses elegante Hotel. Ich spürte, daß ich nur dann etwas erreichte, wenn ich diesen Mann überzeugen konnte. Irgend etwas an ihm störte mich. Ich hatte den Eindruck, als ob er etwas wisse, das mir unbekannt war, er also über einen zusätzlichen Trumpf verfügte. Er schien meilenweit entfernt zu sein, als ich so komisch wie möglich meine erste Unterredung mit Henry Clay Adams schilderte – Aziz zumindest amüsierte sich königlich – und von meinen ersten Verkäufen in Belgien und Luxemburg berichtete. Vor allem die Schilderung der von mir organisierten Charterflüge nach Miama (ich griff jetzt auf die Idee zurück, wenn ich dringend Bargeld brauchte und dieses Bargeld nicht über die Provisionskasse des Mister Adams abgerechnet werden sollte) mit Cadillacs und kubanischen Orchestern am Flughafen und vielen schönen Mädchen in den Schwimmbädern faszinierten den Prinzen.

Seine Augen strahlten, als er fragte:

»Waren die Mädchen wirklich hübsch?«

»Hinreißend!«

Wir grinsten wie richtige Lausbuben. Zwischen Aziz und mir bestand wirklich so etwas wie eine geheime Sympathie, und ich war mir sicher, daß wir noch manche Nächte gemeinsam

verbringen würden. In diesem Augenblick entschloß ich mich, alles auf eine Karte zu setzen.

Ich hatte nur zwei Möglichkeiten: Entweder konnte ich mich auf meine Rolle als Immobilienvermittler beschränken, der zwar energisch zur Tat schritt, aber eben doch nur ein Vermittler war zwischen den amerikanischen Verkäufern und Aziz, dem potentiellen Käufer mit einem riesigen Vermögen im Hintergrund. Mich auf diese Rolle beschränkend, würde ich zweifellos eine ganze Menge Geld verdienen.

Oder ich sagte klipp und klar, daß ich im Sonnengürtel auf eigene Rechnung ganze Wohnblocks gekauft hatte und daß ich, falls sich meine Vermutungen als richtig erwiesen, einen bedeutenden Gewinn erzielen würde, was damals noch nicht absehbar war. Falls ich den beiden alles erzählte, ging ich ein doppeltes Risiko ein: Einerseits bestand die Möglichkeit, daß es eine Verbindung gab zwischen Fezzali und Martin Yahl und der Bankier auf diese Weise erfuhr, daß ich über erheblich größere Finanzreserven verfügte, als er bisher angenommen hatte. Zweitens lief ich die Gefahr, meinen bisher bedeutendsten Kunden zu verlieren. Denn warum sollte Fezzali im Sonnengürtel nicht ohne mich operieren, wenn ich ihm einmal den Mechanismus erklärt hatte?

Wie gesagt, ich war entschlossen, dieses doppelte Risiko auf mich zu nehmen. Während ich von meinen Immobilienkäufen berichtete, sah ich Fezzali, der ungefähr sechzig Jahre alt war, unverwandt an. Sein Gesicht blieb ausdruckslos. Bisher hatte er nur einmal in das Gespräch eingegriffen, auf arabisch, so daß ich natürlich nichts verstand. Doch als ich das amerikanische *leverage* erklärte, wurde er plötzlich wacher und nahm aktiveren Anteil an unserem Gespräch. Doch er sprach weiterhin in seiner Sprache. Aziz übersetzte mir seine Fragen:

»Wenn Ihre Prognose über das bevorstehende Ende der Flaute zutrifft, was wird dann geschehen?«

Ich erklärte noch einmal mein System und wies auf die fantastischen Gewinne hin, die man damit erzielen konnte, zumal wenn man sich des *leverage* bediente und somit nur wenig Kapital anlegen mußte.

Ich hatte den Köder ausgeworfen und hoffte, daß die Fische anbissen. Die beiden sprachen lange auf arabisch miteinander. Fezzalis Gesicht blieb weiterhin ausdruckslos, und da ich natürlich kein Wort begriff, versuchte ich, zumindest den Tonfall zu interpretieren, der sich übrigens durch keine Besonderheiten auszeichnete. Ich hatte wieder das Gefühl, daß er mir etwas verheimlichte, das ich unbedingt wissen mußte. Ich weiß nicht warum, aber ich war mir sicher, daß ich keinen Erfolg haben würde: »Cimballi, du hast hoch gespielt und hoch verloren«, sagte ich mir. »Dieser Typ hat was gegen dich, egal, welches Geschäft du vorschlägst. Vielleicht hat er sich sogar mit Martin Yahl verbündet und dieses Treffen nur organisiert, um dir die Würmer aus der Nase zu ziehen.« Beinahe hätte ich Adriano Letta verdächtigt, an einem Komplott gegen mich beteiligt zu sein.

»Nachtisch?«

Fezzali bestellte sich eine doppelte Portion Eis. Aziz und ich gaben uns mit Kaffee und Zigarren zufrieden. Ich rauche nur selten, ab und zu eine Havanna, ohne daß sie mir wirklich schmeckt. Ich zündete mir eine Davidoff an, irgendein Château, und schaute auf die beleuchtete Küste. Ich erinnerte mich, daß mein Vater mich einmal zu einem Grand Prix de Monaco mitgenommen hatte, bei dem viele rote Ferraris um den Sieg kämpften. Diese Ferraris hatten mich fasziniert, denn sie waren identisch mit meinem, der in dem Verschlag in unserer Villa geparkt war, nur daß es sich bei meinem natürlich um eine Miniausführung handelte.

»Monsieur Cimballi?«

Die Stimme war mir völlig fremd. Dabei waren wir unter uns; die Kellner hatten sich diskret zurückgezogen. Ich wandte mich meinen Gastgebern zu und stellte fest, daß Fezzali mich zum ersten Mal angesprochen hatte. Auch bei seiner folgenden Rede sprach er Französisch, das er mühelos beherrschte:

»Monsieur Cimballi, ich kannte Ihren Vater sehr gut. Er war mein Freund. Ich wäre zu seinem Begräbnis gekommen, hätte dies nicht in aller Stille, ohne Außenstehende, stattgefunden. Doch die Freundschaft zu einem Mann bedeutet nicht automatisch, daß man auch dessen Sohn Vertrauen schenkt. Ihre Königliche Hoheit, Prinz Aziz, wünscht, Ihnen hundert Millionen Dollar anzuvertrauen, für dieses Hypothekengeschäft, das Sie uns geschildert haben. Eine höhere Investition in so kurzer Zeit bedeutet einige finanzielle Umschichtungen. Das ist der Grund für unser langes Gespräch, das Sie bitte verstehen wollen. Wir haben einen Weg gefunden, Ihnen zweihundertfünfzig Millionen Dollar anzuvertrauen. Natürlich wird die Operation von mir kontrolliert werden. Das Geld steht Ihnen in zwei Stunden zur Verfügung.«

Völlig verdutzt sah ich ihn an. Ich glaube sogar, daß ich vergaß, meinen Mund zuzumachen. Dann hatte ich das Bedürfnis, schallend zu lachen. Cimballi, dein Instinkt! Du bist das größte Rindvieh auf dieser Welt!

Aziz hatte Fezzalis Rede nicht verfolgen können, da er kein Französisch sprach. Er lächelte mir zu und fragte mich auf englisch:

»Irgend etwas nicht in Ordnung?«

Ich schüttelte verneinend den Kopf und schaute kurz zu Fezzali, der sich auf meine Kosten zu amüsieren schien:

»Es könnte nicht besser gehen.«

Ich wußte damals noch nicht, wie richtig dieser Satz war. Ich meine, nicht nur in bezug auf dieses enorme Kapital, das mir zur Verfügung gestellt wurde; enorm natürlich in meinen Größenordnungen gerechnet. Letztendlich war das nur ein Detail, wenn auch ein bedeutendes. Die Konsequenzen dieser ersten Unterredung sollten mir erst später bewußt werden. Sie waren ausschlaggebend.

Der von mir bestellte Leihwagen wartete vor dem Haupteingang des Caesar's Palace in Las Vegas auf mich, wo ich die Nacht verbracht hatte. Ich fuhr los. Es war sieben Uhr morgens. Ich fuhr den Strip entlang, bevor ich kurz vor dem Sahara nach links abbog. Trotz der frühen Stunde herrschte in den Spielhallen bereits reger Betrieb. Ich bog noch einmal nach links ab und nahm die Straße nach Reno. Ich hatte auf der Karte ausgerechnet, daß mein Ziel ungefähr zweihundertdreißig Kilometer entfernt war. Ich ließ mir Zeit und kam gegen zehn Uhr zum Death Valley.

Obwohl ich mich öfters in Las Vegas aufgehalten hatte, war ich bisher noch nie hierhergefahren. Der Name, Das Tal des Todes, faszinierte und erschreckte mich zugleich, obwohl ich als intelligenter Mensch mir eigentlich hätte sagen müssen, daß dieser wie so viele andere, ähnliche Namen auf die romantischen Gefühle der ersten Siedler zurückzuführen war. Der New Yorker Rechtsanwalt, den ich auf dem Flug von Kalifornien nach New York kennengelernt hatte, hatte mir den Weg genau beschrieben:

»Sie nehmen die Straße zum Salt Creek Valley, biegen dann nach links ab Richtung Stove Pipe Wells und überqueren die Sanddünen. Links biegt dann ein Weg zum Mosaic Canyon und nach Skidoo ab, eine Geisterstadt. Doch Sie müssen sich rechts halten und durch den Titus Canyon fahren. Vier

Kilometer nach Grapevine sehen Sie zum ersten Mal das Haus... Sie können sich nicht täuschen, es ist das einzige weit und breit, mitten in der Wüste, in einem merkwürdigen spanisch-maurischen Stil gebaut, genau wie die Haziendas, die man in den in Mexiko gedrehten Filmen immer sieht...«

Ich fand das Haus ohne Schwierigkeiten am Ende der Piste, die der Fantasie eines Drehbuchschreibers in Hollywood hätte entsprungen sein können: Der Eindruck völliger Einsamkeit war überwältigend, und es fehlte nur noch der einsame Cowboy am Horizont.

»Franz, ich bedauere Sie, wenn Sie schon in den nächsten Tagen dorthin fahren wollen. Es wird unerträglich heiß sein. Zu dieser Jahreszeit übersteigen die Temperaturen manchmal 55° im Schatten!«

Mein Leihwagen verfügte selbstverständlich über eine Klimaanlage; trotzdem spürte ich, wie die Hitze gegen die Scheibe drückte. Ich fuhr langsam auf der Piste bis vor das Haus, stellte den Motor ab und stieg aus. Die Hitze versetzte mir einen Schlag.

Ich mußte mindestens eine Minute warten. Es war so still wie vor der Erschaffung der Welt. Oder, richtiger, wie am Ende der Welt, wenn alles Leben ausgelöscht ist. Dabei wußte ich, daß das Haus bewohnt war und jemand kommen würde: Ich hatte gesehen, wie sich jemand im Haus bewegte. Der Schweiß lief mir bereits in Strömen herunter. Das Haus zeichnete sich durch einen weiten Patio aus, um den die einstöckigen Gebäude lagen. Drei Seiten waren von einer Galerie umgeben; die vierte wurde von einem großen Portalvorbau abgeschlossen. Die Blumenpracht war überwältigend. Es roch nach heißer, verbrannter Erde, über der jemand Wasser ausgeschüttet hat.

»Das hier ist Privatbesitz.«

Ich hatte die Frau nicht kommen hören, was nicht weiter überraschend war, denn sie ging auf bloßen Füßen; ansonsten trug sie eine makellos weiße Schwesterntracht.

»Ich weiß. Ich möchte gern Mister Carradine sprechen.«

»Mister Carradine empfängt keinen Besuch.«

Rechts von mir bewegte sich etwas; eine zweite Krankenschwester tauchte auf, genauso leise wie die erste. Die beiden Frauen waren wohl um die fünfzig Jahre alt, häßlich, hart und beängstigend energiegeladen. Die Neuankommene blieb neben der ersten stehen, verschränkte ihre Arme auf ihrem Bauch und schaute mich ausdruckslos an. Ich bemerkte, daß aus der Tiefe des Hauses, das trotz der weißgestrichenen Wände düster wirkte, eine dritte auftauchte, genauso gespenstisch wie die anderen.

»Er wird mich empfangen, wenn Sie ihm das hier überreichen.«

Ich steckte den Frauen meine Visitenkarte entgegen, auf die ich einige Worte geschrieben hatte. Vergebens. Sie machten keine Anstalten, die Karte an sich zu nehmen. Ich hatte den Eindruck, als hielten sich im Hintergrund noch weitere Frauen verborgen, bloßfüßig, in weiße Kittel gekleidet, die Hände über dem Bauch verschränkt... Ich entschloß mich, die Initiative zu ergreifen, und stieg die drei Stufen hoch zu der Galerie, die den Patio umschloß.

»Mister Carradine empfängt nie Besuch. Niemanden. Er macht keine Ausnahmen.«

Der Temperaturunterschied zwischen der erdrückenden Hitze im Innenhof und der relativen Kühle in der Galerie betrug mindestens fünfundzwanzig Grad. Ich schaute zur Decke und entdeckte die Luftsäume der Klimaanlage.

»Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, den Mister Carradine empfangen wird. Bitte, bringen Sie ihm meine Visitenkarte.«

Keine Reaktion. Ich wurde meine Visitenkarte wieder nicht los. Langsam ging ich die Galerie entlang und betrat einen großen, mit wunderschönen spanischen Möbeln ausstaffierten Salon. Neben vielen Truhen erregte vor allem ein *vargueno* meine Aufmerksamkeit, ein Büfett, dessen eine Tür offenstand, so daß man die vielen kunstvoll geschnitzten Schubladen und Leisten bewundern konnte. Ich legte meine Visitenkarte auf einen aragonesischen Stuhl.

»Mister Carradine wird mich empfangen, sobald er dies gelesen hat.«

»Mister Carradine liest nicht.«

»Dann lesen Sie es ihm eben vor. Eines steht fest: Ich werde nicht von hier fortgehen, bevor ich nicht mit Mister Carradine gesprochen habe.«

Endlich gab eine der drei nach. Meine Gönnerin ging dicht an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen, zu dem Stuhl, griff nach meiner Visitenkarte und verschwand in der Tiefe des Hauses. Mindestens zehn Minuten verstrichen. In dem Salon war es still wie in einem Grab. Die Frauen überwachten mich, ohne sich zu bewegen. Endlich tauchte die Frau, die meine Visitenkarte an sich genommen hatte, wieder auf:

»Wollen Sie mir bitte folgen.«

Von außen hatte das Haus bereits einen geräumigen Eindruck gemacht, aber erst im Inneren wurde deutlich, wie groß es in Wirklichkeit war. Mit seiner kostbaren Inneneinrichtung wirkte es auf mich wie ein Museum, ein Museum allerdings, das nie besucht wurde und eine eisige Kälte ausstrahlte. Doch der Geruch erstaunte mich am meisten.

Zuerst war es nur ein Hauch, der sofort wieder verging, so daß man hätte meinen können, man habe ihn sich nur eingebildet. Dann allerdings wurde er stärker, bis er mich umgab wie dichter Nebel. Die Luft wurde schmierig, blieb an

der Haut kleben, und es stank buchstäblich, als wäre die Pest ausgebrochen, nach verfaulendem Fleisch, unerträglich.

Als ich begriff, daß der Geruch immer stärker wurde, je tiefer ich in das Haus eindrang, zuckte ich unwillkürlich zusammen und zögerte. Die Frau, die vor mir herging, hatte dies wohl bemerkt, denn sie blieb kurz stehen und sagte zu mir, ohne sich umzudrehen:

»Das ist noch gar nichts im Vergleich zu dem, was Sie erwartet. Aber Sie haben ja darauf bestanden.«

Sie ging weiter. Ich glaubte, ersticken zu müssen. So etwas hatte ich noch nie gerochen. Nicht einmal in meinen schlimmsten Alpträumen hätte ich mir einen solchen Geruch vorstellen können. Dieser Geruch griff nicht nur meine Nasenschleimhäute an, sondern jede Pore meiner Haut, wie Giftgas.

»Hier entlang.«

Die Frau, die mich zu Carradine führte, öffnete die letzte Tür. Wie eine Springflut überfiel mich der bestialische Gestank. Kein Massengrab auf dieser Welt konnte so stinken wie das Zimmer, das ich betrat. An drei Wänden und an der Decke hingen, auf dem Boden lagen Meisterwerke der europäischen Malerei. Ich erkannte Bilder von van Gogh, Renoir, Gauguin; dazwischen hingen oder lagen Bilder von Malern, die mir unbekannt waren. Die vierte Wand ging auf das Death Valley, das heißt, Wand ist eigentlich falsch, denn es gab weder Fenster noch Mauerwerk. Einzig die starke Klimaanlage kämpfte gegen die Hitze an. Das Panorama war überwältigend.

Der Bewohner des Raumes konnte zwar die Bilder so lange betrachten wie er wollte, aber er konnte sie nicht berühren, da er sich in einem Glaskäfig aufhielt, der ihn daran hinderte, mit den Bildern in Kontakt zu kommen. Nur die Tür war ausgespart worden.

Als ich, mit Übelkeit kämpfend und den Wunsch zu fliehen unterdrückend, die gelblichen Eiterspuren auf den Glasscheiben entdeckte, verstand ich diese auf den ersten Blick seltsam anmutende Anordnung.

Der Mann war völlig nackt und saß auf einem Metallstuhl, der nicht die geringste Unebenheit aufwies, so daß er mühelos mit einem scharfen Wasserstrahl gereinigt werden konnte. Eine Maßnahme, die unbedingt notwendig war, denn der Körper des Mannes war nichts anderes als ein einziger großer Abszeß, eine monströse eiternde Wunde. Keine Stelle des Körpers war verschont geblieben. Schlimmer noch, die stinkende Flüssigkeit trat ununterbrochen aus seinem Körper aus und lief an ihm herunter. »Mister Carradine liest nicht«, hatten mir die Frauen gesagt. Mein Gott, mit was sollte er auch lesen? In dieser abscheulichen Fratze, die einmal ein Gesicht gewesen war und nur noch aus eiternden Wunden bestand, war kein Platz mehr für Augen.

Die Frau, die mich hergeführt hatte, hatte sich, nachdem sie mich hereingelassen hatte, diskret zurückgezogen. Meine Visitenkarte lag auf der Armlehne des Metallstuhles und war bereits völlig mit Eiter verschmiert.

Das entsetzlich verwüstete Gesicht wandte sich langsam in meine Richtung, Langes Schweigen. Dann ertönte plötzlich die Stimme Carradines, hell und klar, mit dem typischen leichten Harvard-Akzent:

»Sie sind also der Sohn von Andrea?«

Ich schaute starr auf die Visitenkarte, um nicht diese Abscheulichkeit anschauen zu müssen, die einmal sein Gesicht war. Er fuhr fort:

»Bitte, lesen Sie mir vor, was Sie für mich auf Ihre Karte geschrieben haben.«

»*Ich bin der Sohn von Andrea Cimballi. Ich fordere Sie auf, mir zu sagen, wie ich Martin Yahl vernichten kann.*«

Das Gesicht des Blinden verzog sich ein wenig; fast hätte man meinen können, er lächle. Weiter den Kopf in meine Richtung gewandt, fragte er:

»Ihr Vorname?«

»Franz.«

»Geboren am?«

»9. September 1948.«

»Erinnern Sie sich an *La Capilla*? Wenn Sie wirklich der Sohn von Andrea sind, müssen Sie sich daran erinnern. Vor ungefähr fünfzehn Jahren habe ich für Andreas Sohn ein Geschenk gebracht. Etwas Großes und Rotes.«

»Einen Ferrari für Kinder.«

»Er hatte eine Nummer.«

»Die Sieben.«

»Ihre Stimme hat das gleiche Timbre wie die Ihres Vaters. Sehen Sie ihm ähnlich?«

»Ziemlich.«

»Ihre Körpergröße?«

»Ich bin etwas größer als er.«

John Carradines Stimme verwunderte mich am meisten; sie war hell und klar, und er sprach mit der Sicherheit eines erfahrenen Anwalts, der vor Gericht plädiert, oder eines Professors, der eine Vorlesung hält, akzentuiert, mit wohlüberlegten Pausen. Der Kontrast zu der rotgelben, stinkenden, eiternden, unmenschlichen Masse seines Gesichtes war grauenhaft.

»Wie haben Sie mich gefunden?«

»Durch Zufall.«

»Sie haben mich also nicht gesucht.«

»Man hatte mir gesagt, Sie wären gestorben.«

Hier in diesem Zimmer, in der Nähe dieses Wracks, war der Gestank unerträglich, viel stärker als in dem übrigen Teil des Hauses. Immer, wenn ich dachte, ich würde mich daran

gewöhnen, krampfte sich mein Magen zusammen und bewies mir das Gegenteil. Ich ging durch das Zimmer und trat ins Freie. Die Hitze überfiel mich wie vorher, als ich aus dem Wagen gestiegen war. Die Stimme hinter mir fuhr fort:

»Franz, ich habe gerade im Kopf nachgerechnet; Sie müssen zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt sein. Und Sie wollen Martin Yahl vernichten?«

»Nicht nur ihn.«

Ich mußte mich erbrechen; mein Magen krampfte sich gut eine Minute lang zusammen. Dann setzte ich mich etwas seitwärts auf einen Steinbrocken unter einen mexikanischen Säulenaktus, direkt neben die offene Wand des Zimmers. Scarlett, dem ich den Rücken zuwandte, hielt sich ungefähr vier Meter von mir entfernt auf.

»Soll das heißen, daß Sie sich auf einen Rachefeldzug begeben wollen?«

»Ich befinde mich bereits auf diesem Feldzug.«

Obwohl die Sonne fast senkrecht über dem Death Valley stand und so die Reliefs kaum unterstrich, war der Anblick überwältigend. Mein Brechreiz ebbte ab.

»An wem wollen Sie sich rächen, Franz?«

»An Landau, Lamm, Hovius und Donaldson, doch das ist bereits geschehen. Bremer ist gestorben. Bei meinem Onkel Giancarlo werde ich mich damit begnügen, ihm ins Gesicht zu spucken. Bleibt Martin Yahl.«

»Und ich.«

»Ich zählte Sie zu den Toten.«

»Ich lebe noch.«

»Ich bin froh, daß Sie noch leben. Ich bedaure Sie nicht, im Gegenteil. Ich bin glücklich, Sie in diesem Zustand gesehen zu haben, zu wissen, wie es Ihnen geht. Als mich die Nachricht von Bremers Tod erreichte, war ich maßlos enttäuscht. Um so

glücklicher bin ich, daß Sie noch am Leben sind, als menschliches Wrack.«

Hinter mir bewegte sich etwas. Er keuchte, stöhnte. Ich war mir sicher, daß er seinen Stuhl verlassen hatte und sich auf dem Boden mit den kriechenden Bewegungen eines Reptils in meine Richtung schob. Er wimmerte und näherte sich mir, doch ich drehte mich nicht um.

»Vor allem mein Onkel, aber auch die anderen haben im Grunde nur Nebenrollen gespielt. Martin Yahl und Sie dagegen hatten die Hauptrollen übernommen. Ich bin mir sicher, und alle Nachforschungen, die ich unternommen habe, beweisen, daß er und Sie die Organisatoren waren. Ich weiß nicht, wer von Ihnen als erster auf die Idee kam, aber das ist auch nebensächlich. Ihre Rolle gestand darin, das, was Sie im Auftrag meines Vaters aufgebaut hatten, zu zerstören. Sie haben den Weg aufgezeigt, wie die Unterschlagung vor sich gehen mußte, damit keine Spuren hinterlassen wurden; und Sie haben diese Aufgabe großartig gemeistert, denn wir haben, obwohl wir überzeugt sind, daß diese Unterschlagung stattfand, keine Spuren gefunden.«

Die reptilhaften Bewegungen hinter meinem Rücken gingen weiter. Er heulte und schrie vor Schmerzen und Wut. Er war nur noch zwei Meter von mir entfernt. Der Gestank wurde wieder unerträglich.

»Warum ich Sie und Martin Yahl hasse? Was ich Ihnen vorwerfe? Daß Sie meinen Vater und mich bestohlen haben? Daß Sie das Vertrauen meines Vaters mißbraucht haben? Natürlich, aber das ist nicht der eigentliche Grund dieses abgrundtiefen Hasses, den ich empfinde.«

Ein Meter trennte uns noch; jeder Zentimeter bedeutete für ihn eine Tortur. Seine reptilhaften Bewegungen hatten aufgehört. Er keuchte. Ich hatte schon Angst, er würde ersticken.

»Sie haben meine Mutter auf unmenschlichste Weise behandelt, das ist der Grund. Ich erinnere mich noch genau an die Sarabande, die Sie an Ihrem Totenbett aufgeführt haben. Sie lag im Sterben, und anstatt sie friedlich sterben zu lassen, setzten Sie alles daran, meine Mutter mit Spritzen am Leben zu halten, ihr Leiden zu verlängern, und, schlimmer noch, nicht nur am Leben zu halten, sondern in einem Zustand, in dem sie alles bewußt wahrnehmen mußte, auch ihre Schmerzen und den kommenden Tod, nur, damit sie alle Papiere unterzeichnen konnte, die Sie benötigten, um mein Erbe an sich zu reißen. Meine Mutter durfte ihrem Tod nicht entgegendlämmern, sondern mußte hellwach sein, damit ihre Unterschriften vor der Justiz Gültigkeit besaßen. Ich habe die Ärzte belauscht, wenn sie miteinander sprachen. Das, Scarlett oder Carradine oder wie auch immer Sie heißen, das werde ich nie vergessen. Ich hasse Sie und Martin Yahl; der Haß meiner Kindheit hat mit den Jahren nicht abgenommen, im Gegenteil. Und Sie erwarten, daß ich Mitleid mit Ihnen habe?«

Er rührte sich immer noch nicht. Seine Hand, diese Art eiternder Stumpf, lag kaum zwanzig Zentimeter von mir entfernt in dem gelben Sand. Er selbst lag auf dem Bauch auf dem Betonsockel, in den eiserne Schienen eingelassen waren, auf denen wohl die gläserne Wand abends vorgeschoben wurde. Er keuchte, und der Eiter, vermischt mit Sekret, bildete eine kleine Pfütze und wurde von dem Sand aufgesogen. Er weinte; jedenfalls glaubte ich, daß das, was dort, wo sich einmal seine Augen befunden haben mußten, über sein Gesicht lief, Tränen waren. Sein Körper wurde geschüttelt wie der eines Kindes, das zu kraftlos ist, um seinen Protest wütend in die Welt zu schreien.

Ich stand auf und klopfte an die Scheiben des neben seinem Zimmer liegenden Raumes. Kurz darauf kamen die Krankenschwestern, die sich Plastikhandschuhe und

Plastikstiefel übergestreift hatten. Vorsichtig hoben sie den Körper auf, wuschen ihn mit einem Schwamm und spritzten ihm eine milchige Flüssigkeit ein. Unterdessen reinigten zwei andere Frauen den Glaskäfig und den eisernen Stuhl. Sie benutzten dazu Wasserschläuche, die einzige Möglichkeit, des Eiters Herr zu werden. Das Wasser mußte mit einem Desinfektionsmittel versetzt worden sein, denn es roch plötzlich intensiv nach Äther. Sie setzten Scarlett wieder auf seinen Stuhl. Kaum hatten sie kehrtgemacht und den Raum wieder verlassen, da lief der Eiter von neuem über seinen Körper.

Die Stille des Death Valley legte sich über uns, nach langer Zeit von seiner klaren Stimme unterbrochen:

»Martin Yahl war auf die Idee gekommen. Wir hatten zusammen in Harvard studiert, und ich verdankte ihm viel. Er hatte mir bei meinen ersten Schritten im Berufsleben geholfen, mir Geld geliehen und mich mit Ihrem Vater bekannt gemacht. Ich habe dann Curaçao 1 aufgebaut; die Holding befand sich zu hundert Prozent im Besitz Ihres Vaters; die Jahre vergingen. Ich habe immer sehr viel Geld gebraucht, und Martin Yahl war immer bereit, mir auszuhelfen. 1955 brach dann der erste Abszeß auf... Ich ging von einem Arzt zum anderen, doch keiner konnte mir helfen. Sie sprachen von einem Virus, wie immer, wenn sie nichts wissen.«

Ich hatte mir das Death Valley immer als eine von der gnadenlosen Sonne aufgeheizte Wüste ohne Leben vorgestellt. Doch in Wirklichkeit war es ungeheuer schön und voller Leben. Von meinem Platz aus konnte ich verschiedene Insekten und Reptilien entdecken und auch verschiedene größere Tiere, darunter einen Hasen, der die Flucht ergriff. Nur zehn Meter von mir entfernt plätscherte eine klare Quelle.

»Im Frühjahr 1956 konnte ich mich in der Öffentlichkeit nicht mehr sehen lassen; meine linke Wange war eine einzige

Pestbeule. Martin Yahl besuchte mich. Ich brauchte dringend Geld, dringender als je zuvor. Er fragte mich, ob es mir möglich wäre, Curaçao 1 so zu demontieren, daß keine Spuren blieben, und anschließend mit dem gleichen Kapital, das aus dem Nichts auftauchen mußte, Curaçao 2 zu gründen, dessen alleiniger Inhaber natürlich Martin Yahl heißen sollte. Ich antwortete, es gäbe ein Haupthindernis, Ihren Vater. Ihren Vater und seine engsten Mitarbeiter, die die wahren Verhältnisse kannten und die ich nicht täuschen konnte.«

»Landau, Lamm, Bremer, Hovius und Donaldson.«

»Sie haben einen Italiener vergessen, Revere; er kam bei einem Autounfall 1957 ums Leben. Ich habe weder Landau noch Donaldson kennengelernt. Sind Sie den beiden begegnet?«

»Das war nicht notwendig; sie sind ruiniert, genau wie Lamm. Bremer ist tot, Hovius ebenfalls. Aber nicht daß Sie glauben, ich hätte sie umgebracht.«

Hatte ich Hovius wirklich nicht umgebracht?

»Hätte ein einziger nicht mitgespielt, wäre das Unternehmen von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. Natürlich habe ich Yahl darauf hingewiesen, der mir lakonisch antwortete, er würde sich um sie kümmern, und sie würden schweigen. Doch so leicht ließ ich mich nicht abspeisen.«

›Und Andrea?‹ fragte ich ihn.

Martin zuckte nur mit der Schulter:

›Sein Herz wird früher oder später nicht mehr mitmachen. Eine zu große Emotion...‹

Wann ist Ihr Vater gestorben?«

»Am 28. August 1956.«

»Die Todesursache?«

»Herzinfarkt.«

»Was machte er, als er den Herzinfarkt erlitt?«

»Er telefonierte.«

»Wissen Sie, mit wem?«

»Nein. Ich weiß nur, daß er sich auf deutsch unterhielt.«

Ich drehte mich um und schaute Scarlett an. Meine Hände zitterten. Der Kopf des Blinden schwankte langsam hin und her. Er hatte sich in meine Richtung gewandt.

»Franz, Sie verstehen doch... ich bin mir sicher, daß Martin Yahl mit ihm telefonierte.«

Ich war schweißgebadet. Merkwürdigerweise lösten die toten Augenhöhlen kaum mehr Ekel in mir aus.

»Sind Sie wirklich völlig blind?«

»Vor einem Jahr konnte ich noch Formen unterscheiden. Jetzt sehe ich nichts mehr.«

»Martin Yahl bezahlt Sie immer noch?«

»Ich lebe von den Zinsen des Kapitals, das er mir 1956 überschrieben hat. Da er wußte, daß ich unfähig war, mein eigenes Geld zu verwalten, hat er eine Vorsichtsmaßnahme ergriffen: Ich habe keinen direkten Zugriff auf das Kapital. Martin Yahl ist ein Vollblutbankier und täuscht sich nie. Er weiß immer, was zu tun ist.«

Die leise Selbstironie kontrastierte beinahe dramatisch mit seinem verfaulenden Körper. Scarlett sprach leise weiter:

»Ich erinnere mich an Sie; als Kind spielten Sie immer nackt am Strand von Pampelonne. Haben Sie sich wirklich an den Mitarbeitern Ihres Vaters gerächt?«

Ich bejahte und begann, meine Geschichte zu erzählen; nicht nur die Finanzmechanismen, die ich eingesetzt hatte, sondern alles, von meinem Abflug von London an bis zu der Minute, in der ich in das Death Valley abgebogen war. Eine lange Geschichte, in deren Verlauf ich eine Pause einlegen mußte, als die Krankenschwestern, wie Chirurgen mit Plastikhandschuhen und Plastikstiefeln versehen, hereinkamen und die Reinigungsprozedur wiederholten, vergeblich, denn der Eiter trat sofort wieder aus Scarledds Körper aus.

»Hören Sie, Scarlett, ich will, ich muß Martin Yahl erledigen.«

»Finanziell?«

»Finanziell.«

»Über welchen Betrag verfügen Sie?«

»Über einhundertsiebzig Millionen Dollar.«

»Das reicht nicht; Martin Yahl besitzt dreimal soviel. Seine Bank nicht mitgerechnet. Natürlich können Sie ihm Schwierigkeiten machen, so daß er viel Geld verliert. Aber Sie werden sich dabei selbst ruinieren, ohne ihn zu ruinieren.«

»Sie glauben also, daß ich keine Chance habe?«

»Sie allein? Nicht einmal eine hauchdünne.«

»Und mit Ihrer Hilfe?«

Schweigen. Sein Kopf bewegte sich weiter langsam hin und her, als beobachte er die Gipfelkette des Grapevine.

»Mit meiner Hilfe sieht alles anders aus, junger Cimballi. Sie haben Martin Yahl gegenüber eine ausgezeichnete Trumpfkarte in der Hand, deren Bedeutung Sie anscheinend noch nicht erkannt haben. Martin Yahl hat mich vor fünf Jahren hier in diesem Haus besucht. Er saß auf dem Stein, auf dem Sie jetzt sitzen, im Freien, unter dem Vorwand, ich würde stinken. Wir haben... nein, das ist falsch, er hat viel gesprochen, vor allem von Ihnen. Das war übrigens der einzige Grund seines Besuches: Er war um die halbe Welt gereist, um mit mir, seinem ehemaligen Komplizen, zu reden. Ich erinnere mich, daß ich ihn ausgelacht, verspottet habe. Ich sagte:

›Aber Marty, das ist doch lächerlich, daß ein Mann wie du, mit deinem Vermögen, deiner Macht und deinen Fähigkeiten einen Achtzehn- oder Neunzehnjährigen dermaßen fürchtet und haßt. Dieses Kind hat nur ein Ziel: In kürzester Frist so viel Geld wie nur möglich zu verschleudern. Du hast übrigens alles darangesetzt, daß dieser junge Mann niemals erwachsen

wird. Marty, ich glaube, ich glaube, du leidest an einer Fixierung oder an Verfolgungswahn.«

Genau das ist Ihre große Chance, junger Cimballi. Martin Yahls Angst vor Ihnen und dieser unkontrollierbare Haß, der ihn alle Vernunft vergessen läßt.«

Ich war schweißgebadet; man hätte meine Kleider auswringen können. Doch es war nicht die unerträgliche Hitze, die meine Hände zittern ließ:

»Ich kann Martin Yahl angreifen? Ich habe eine Chance, ihn zu besiegen?«

Scarlett zitterte auf seinem Metallstuhl; anscheinend war ihm kalt. Er zog seine Gliederstümpfe an sich, damit sein Körper seinen Körper wärme.

»Sie können ihn besiegen. Sogar relativ einfach. Würden wir Schach spielen, dann würde ich Ihnen jetzt ankündigen: Schachmatt in neun Zügen.«

Ich fragte Scarlett:

»Warum wollen Sie mir helfen?«

Ich erhielt eine überraschende Antwort:

»*L'art pour l'art*, die Kunst um der Kunst willen; junger Cimballi, ich werde sterben, verstehen Sie das? Eigentlich sollte ich schon seit einigen Jahren tot sein. Nicht aufgrund meiner Krankheit, die ist nicht tödlich und betrifft nur die Haut. Ich hätte mich seit langer Zeit umbringen sollen. Jetzt ist es zu spät; man hindert mich daran. Junger Sohn Andreas, als ich Curaçao 1 aufbaute, zerstörte und mit dem Kapital Curaçao 2 gründete, ohne eine einzige Spur zu hinterlassen, empfand ich das gleiche physische wie psychische Vergnügen, das ein Maler oder Bildhauer bei seiner Arbeit empfindet. Ich empfinde keinerlei Gewissensbisse angesichts dessen, was ich tat; ich war zu sehr mit mir und mit dem, was mit mir passierte, beschäftigt, als daß ich mich um andere gekümmert hätte. Sie haben sehr viel Glück oder Geschick: Hätten Sie versucht, mich zu zwingen, Ihnen zu helfen, hätten Sie mich bedroht, dann hätte ich zum ersten Mal seit Jahren und wahrscheinlich zum letzten Mal in meinem Leben schallend gelacht. Wovor sollte ich noch Angst haben? Vor einer Kugel im Kopf? Vor einigen Wochen versuchte ich, mich mit Benzin zu übergießen, doch diese verdamten Weiber kamen zu früh. Wen sollte ich fürchten? Martin Yahl war nie mein Freund, auch nicht, als wir zusammen studierten. Ich glaube, Martin Yahl kann sich mit niemandem befreunden. Seine erschreckende Tüchtigkeit hat mich immer fasziniert. Er hat sich mein Talent gekauft, das ist alles. Ich habe oft davon

geträumt, einen genialen Schachzug zu finden, mit dessen Hilfe ich ihn hätte zerstören können, nur um ihm zu zeigen, daß ich ebenso tüchtig bin wie er oder sogar noch tüchtiger. Ich habe davon geträumt und gleichzeitig gewußt, daß ich nie die notwendige Energie aufbringen würde. Und jetzt kommen Sie daher mit Ihren paar Millionen Dollar, auf die Sie so stolz sind, mit Ihrem kindlichen Haß und der Erinnerung an das tote Mädchen auf dem Londoner Friedhof. Und dem anderen Mädchen, das in Paris auf Sie wartet. Sie sind zufrieden, daß Sie dieses Geld ganz allein verdient haben. Franz, Ihre Stimme gleicht der Ihres Vaters aufs Haar. Ich würde gerne einige Sekunden sehen können, nur um Ihr Gesicht zu erkennen. Haben Sie die Augen Ihres Vaters? Er hatte eine besondere Art, die Menschen anzuschauen. Ich mochte sie gern. Junger Cimballi, der gerade erst aus den Windeln ist... rufen Sie bitte eine der Frauen; sie soll einen Kassettenrecorder und Kassetten mitbringen. Ich werde Ihnen sagen, was Sie unternehmen müssen, Punkt für Punkt. Sie brauchen nur die einzelnen Punkte miteinander zu verbinden. Ich garantiere Ihnen, daß Martin Yahl am Ende eine Pleite hinlegen wird, die sich gewaschen hat.«

Als erstes flog ich nach Rom. Fezzali hatte mit Luxusleben nicht viel im Sinn, das war offensichtlich. Letta gab mir den entscheidenden Tip. Ich trieb ihn in einem kleinen Hotel zwischen Santa Maria Maggiore und dem Kolosseum auf, das nicht einmal über ein Restaurant verfügte. So gingen wir in eine Gelateria und bestellten Berge von Eis, daß einem Eisbären hätte schlecht werden können. Fezzali hörte mir mehrere Minuten lang zu, ohne etwas zu sagen, bis er endlich das Wort ergriff:

»Ein außergewöhnlicher Plan.«

Er nickte mit dem Kopf, leicht zweifelnd, wie ein Teppichhändler in einem arabischen Souk, der die Ware der Konkurrenz prüft.

»Ist er in Ihren Augen durchführbar?«

Er schaute auf sein Eis, verzückt, und gab sich mit einem Schulterzucken als Antwort zufrieden.

»Er stammt nicht von mir«, erklärte ich.

Ich erzählte ihm von meinem Besuch im Death Valley. Plötzlich sah er nicht mehr aus wie jemand, dem die ganze Menschheit Ekel einflößt oder wie ein alterndes Kamel, das sich vor dem Schlachthaus fürchtet.

»Ich dachte, Scarlett sei gestorben. Ich kannte ihn.«

»Er erzählte mir von Ihnen. Er bat mich, Sie zu fragen, ob Sie sich an die Affäre Bester erinnern.«

»Ich erinnere mich«, antwortete Fezzali, ohne weitere Erklärungen abzugeben.

Mit verblüffender Geschwindigkeit verschlang er sein Eis und bestellte sich sofort ein zweites. Während er mir die entscheidende Frage stellte, schaute er sich intensiv den Gehweg an, der ihn anscheinend maßlos interessierte:

»Um welchen Betrag handelt es sich, Cimballi?«

»Dreihundertfünfzig Millionen Dollar in New York und sechshundert Millionen in Genf. Sie haben mich sehr wohl verstanden.«

»Immerhin neinhundertfünfzig Millionen Dollar. Ein hübsches Sümmchen.«

»Soweit kann ich gerade noch rechnen. Und ich weise noch einmal darauf hin, daß es sich zumindest in dem einen Fall nur um eine Umbuchung handelt.«

Man brachte ihm seine zweite Portion Eis, die noch größer war als die erste. Er schaute sie melancholisch an, richtig zu Herz gehend, bevor er die Pflicht auf sich nahm, sie zu vertilgen.

»Ich kann Ihnen natürlich nicht sofort eine Antwort geben.«

»Das ist mir klar.«

»Ich muß zuerst mit den Prinzen sprechen.«

»Ich werde warten.«

Das alles zwischen enormen Eisportionen, die er in seinen Mund schob. Ich beobachtete ihn. Er hatte meinen Vater gekannt und ihn sogar als seinen Freund bezeichnet; der erste, der mir gegenüber eine solche Äußerung gemacht hatte. Ich hätte beinahe glauben können, daß mein Vater nur gelebt hatte, um betrogen zu werden.

»Haben Sie sich mit meinem Vater gut verstanden?«

Er trank einen Schluck starken schwarzen Kaffee, einen Schluck eiskaltes Wasser, schob einen Löffel Eis in seinen Mund, trank wieder einen Schluck Kaffee und so weiter. Er zog es vor, meine Frage unbeantwortet zu lassen und sah dagegen auf meine Portion Eis, die unberührt vor mir stand.

»Essen Sie Ihr Eis nicht?«

»Sie können es haben.«

Ich stand auf.

»Rufen Sie mich bitte in New York unter den Nummern an, die ich Ihnen gegeben habe. Nicht im Pierre.«

»Guten Flug«, murmelte er.

Ich ging; er rief mich zurück.

»Sie könnten zumindest das Eis bezahlen.«

»Entschuldigung.«

»Wo haben Sie denn Ihre Erziehung gelassen?« gab er noch eins drauf.

Zwei Tage später rief er mich an. »Wir machen bei beiden Operationen mit. Viel Glück.«

Ich hielt mich in Leos Wohnung auf. Leo hatte, natürlich auf meine Kosten, drei zusätzliche Telefonleitungen installieren

lassen. Leo, Robin, seine Frau und ich aßen gerade zusammen.  
Die beiden sahen mich fragend an:

»Schlechte Nachrichten?«

»Nein, im Gegenteil.«

Ein entscheidender Schritt war gemacht, der Tanz konnte wieder beginnen.

Die klare, angenehme Stimme Scarletts gab mir auf der Kassette ihre Anweisungen:

*»Erster Zug: Sie müssen Martin Yahl das Kapital verschaffen, daß er anschließend brauchen wird. Fezzali nimmt dabei natürlich die Schlüsselposition ein. Es wird Ihre Aufgabe sein, ihn zu überzeugen. Das sollte Ihnen gelingen. Er wird Ihnen zuhören, da er mit Ihrem Vater befreundet war und Sie bei den Immobiliengeschäften im Sonnengürtel ein gewisses Talent gezeigt haben. Er wird Ihnen aus diesen Gründen zuhören, aber andere werden seine Entscheidung beeinflussen. Geschäfte, vor allem in dieser Größenordnung, beruhen nicht auf Sympathie oder Antipathie, oder aber es handelt sich um Geschenke, die von der Steuer abgesetzt werden können. Fezzali wird Ihren Vorschlag annehmen, da er für ihn und seine turbantragenden Emire, die er vertritt, interessant ist. Einmal winkt die Holding, die er unter Umständen in seinen Besitz bringen wird. Fezzali weiß, daß es sich um eine ausgezeichnete Investition handelt. Zum anderen, und das ist vielleicht noch entscheidender, besteht für ihn eine reale Möglichkeit, eine Schweizer Bank unter seine Kontrolle zu bekommen; die Ölscheiche versuchen das seit langem, aber es ist noch keinem gegückt.*

*Sobald Fezzali einverstanden ist und Sie die Dollarmillionen zur Verfügung haben, die Sie brauchen...«*

Von Rom aus flog ich direkt nach New York zurück. Einen Monat lang arbeitete ich angespannt an den notwendigen Vorbereitungen. Da alles sehr diskret ablaufen mußte – Martin Yahls Spione überwachten mich natürlich weiterhin und durften auf keinen Fall meine wahren Absichten erahnen –, kam ich nur mühsam voran. Zu Beginn hatte mich dieses Versteckspiel amüsiert, inzwischen ging es mir auf die Nerven, so daß ich den Rat befolgte, den Marc Lavater mir vor langer Zeit schon gegeben hatte: Ich beklagte mich bei der Polizei über die Überwachung, der ich pausenlos ausgesetzt war.

Ungefähr vier Wochen nach Fezzalis positivem Telefonanruf waren die Vorbereitungen abgeschlossen: Ich hatte überprüft, ob das Geld auf dem Konto meiner Liechtensteiner Gesellschaft auch tatsächlich eingegangen war, hatte die panamesische Gesellschaft gegründet, die ich anschließend benötigte und hatte mit meinen drei Rechtsanwälten unzählige Besprechungen geführt, um die Details abzustimmen.

Ich leitete den zweiten Schritt ein und besuchte die Bank in der Nassau Street, *downtown*, in Manhattan, auf die mich Scarlett hingewiesen hatte:

*»Zweiter Zug: Cimballi, nachdem Sie Fezzali von Ihrem Vorhaben überzeugt haben, besuchen Sie einen Bankier namens Stern, einen alten Herrn, der sich bereits vor zwei Jahren von den Geschäften hatte zurückziehen wollen. Ursprünglich sollte sein Enkel die Bank übernehmen, doch der junge kam ums Leben. Stern ist seither nicht mehr der gleiche. Ich bin überzeugt, daß er jedes Kaufangebot annehmen wird, wenn es vernünftig ist; besonders aber, wenn es unvernünftig ist, das heißt, wenn der Preis, den Sie ihm bieten, die Angebote deutlich übersteigt, die er von anderen erwarten kann. Wie war Ihr Vorname doch gleich? Franz? Franz, hören Sie mir gut zu, und Sie werden sehen, wie einfach alles im Grunde ist.*

*Ab dem Tag, an dem Ihr Vater starb, ab dem Tag, an dem Martin Yahl das Steuer meines schönsten Geschöpfes, das ich immer nur Curaçao 2 nenne, übernommen hat, hat Martin Yahl alles darangesetzt, um die Holding auf dem Sektor, den Sie ja kennen, zu einer der mächtigsten Gruppen zu machen. Im internationalen Vergleich natürlich. Das ist ihm gelungen. In der westlichen, kapitalistischen Welt gibt es nur eine Gruppe, die noch stärker ist als seine Holding, die UNICHEM. UNICHEM und Curaçao 2 sind erbitterte Konkurrenten, zumindest auf dem Papier, denn in der Realität haben sich die beiden längst abgesprochen. Sie haben sich den Weltmarkt aufgeteilt und respektieren diese natürlich nie schriftlich festgelegte Vereinbarung. Das Größenverhältnis? UNICHEM ist ungefähr doppelt so groß wie Curaçao 2. Fünfundvierzig Prozent der Aktien befinden sich in den Händen von Kleinaktionären, sind also weit gestreut. Wenn mich nicht alles täuscht, aber das können Sie ja nachprüfen, gibt es ungefähr fünfundzwanzigtausend Kleinaktionäre, in der Hauptsache Bürger des freien Amerika. Von denen werde ich später noch sprechen. Beschäftigen wir uns im Moment mit den fünfundfünfzig – restlichen Prozent, das heißt mit der Aktienmehrheit, die sich in den Händen von zwei Familien befindet. Diese Familien werden von zwei Banken vertreten und verfügen zusammen über sechshundertsiebzigtausend Aktien. Mister Aaron Stern wiederum besitzt den größten Teil dieser Aktien. Unnötig, darauf hinzuweisen, daß die UNICHEM ausschließlich von den Großaktionären geleitet wird...«*

Aaron Stern saß mir gegenüber. Ich hätte eigentlich schreiben müssen: uns gegenüber, denn ich wurde bei diesem Besuch von meinen drei Rechtsanwälten begleitet, alles ehemalige

Schüler von Scarlett, den sie als ihren geistigen Vater betrachteten. Mehr noch, Scarlett war von den Toten auferstanden und hatte sie persönlich angerufen und gebeten, mir bei der kommenden Schlacht zu sekundieren. Selbstverständlich erfüllten sie diesen Wunsch Scarletts. Und wurden von mir fürstlich bezahlt.

Einer meiner Rechtsanwälte, Philip Vandenbergh, machte uns miteinander bekannt:

»Monsieur Franz Cimballi und seine Berater James Rosen und Joseph Lupino.«

Allgemeines Händeschütteln. Wir setzten uns. Wie abgesprochen, ergriff Philip Vandenbergh das Wort. Der gebürtige New Yorker war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, hatte natürlich in Harvard studiert, war überaus intelligent und eiskalt wie der Tod. In seinen Augen brauchte man nur einen kleinen Fehler zu machen, dann war man als der größte Trottel auf der Welt für immer erledigt. Kein sympathischer Mensch, aber das war im Augenblick meine geringste Sorge. Ganz abgesehen davon, daß er achtundzwanzig Zentimeter größer war als ich. Als ich ihn zum ersten Mal aufsuchte, hatte er mir ungeniert gesagt, daß er nie im Traum daran gedacht hätte, für mich zu arbeiten, wenn John Carradine nicht persönlich eingegriffen hätte.

»Ich war, wie alle, überzeugt, daß er schon längst gestorben ist. Im übrigen räume ich gerne ein, daß diese merkwürdige Schlacht, die wir für Sie schlagen sollen, zumindest in intellektueller Hinsicht faszinierend ist.«

Vandenbergh wies mich darauf hin, daß meine Mannschaft, das heißt er selbst, Lupino und Rosen, die besten Köpfe der jungen Generation in New York und der näheren Umgebung vereinte.

»Lupino und Rosen sind eigentlich überflüssig, wenn ich für Sie arbeite, aber ich nehme an, daß der alte Scarlett verhindern wollte, daß einer von uns für den Gegner arbeitet.«

Philip Vandenbergh sprach immer noch, doch Aaron Stern hatte nur Augen für mich:

»Welche Gruppe vertreten Sie, Monsieur Cimballi?«

»Die Gruppe Franz Cimballi. Mich selbst.«

»Und Sie sind bereit, mir dreihundertfünfzig Dollar pro Aktie zu bezahlen? Eine Aktie, deren Höchstkurs bei dreihundertfünfunddreißig Dollar liegt und die im Augenblick an der Börse für etwas mehr als dreihundert Dollar gehandelt wird?«

»Aus diesem Grund bin ich zu Ihnen gekommen.«

»Und Sie wollen alle vierhundertzehntausend Aktien kaufen, die sich in unserem Besitz befinden?«

Ich warf Philipp Vandenbergh einen Blick zu, der, wie abgesprochen, einen von der Bank garantierten Scheck aus seiner Aktentasche zog und ihn auf den leeren Schreibtisch Sterns legte.

»Einhundertdreivierzig Millionen fünfhunderttausend Dollar«, sagte er, »oder vierhundertzehntausend multipliziert mit dreihundertfünfzig. Bar.«

Ich beobachtete nicht die Augen Sterns, sondern seine Hände, und wußte instinkтив, daß er ja sagen würde, und zwar sofort. Das hätte aber alles verdorben. Für diesen Fall hatten Vandenbergh, Rosen, Lupino und ich einen besonderen Schlachtplan ausgeheckt. Ohne den Bankier zu Wort kommen zu lassen, sagte ich ›in meinem jugendlichen Leichtsinn‹.

»Mister Stern, selbstverständlich verstehe ich, daß Sie sich nicht sofort entscheiden können. Sie wollen es sich überlegen. Einverstanden. Aber, bitte, überlegen Sie schnell. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Heute ist der 7. Mai. Es ist zehn Uhr zwölf. Morgen, am 8. Mai, werde ich mich um elf Uhr in

Ihrem Büro einfinden, um Ihre Entscheidung zu hören. Bis morgen, Mister Stern.«

Philip Vandenbergh konnte seine Überraschung und einen gewissen Unwillen nicht unterdrücken, auch das war abgesprochen. Stern mußte unter allen Umständen davon überzeugt werden, daß nur mein jugendliches Ungestüm und auch eine gewisse Prätention daran schuld waren, daß wir das Geschäft nicht sofort abschlossen, auf das er sofort eingegangen wäre. Um zu verhindern, daß er noch im letzten Moment den Mund aufmachte, stand ich auf und ging schnell zur Tür. Auf der Schwelle blieb ich stehen, stolz, aufgeregt, beinahe schon eine Karikatur, und sagte, ganz *business*:

»Morgen, elf Uhr, Mister Stern.«

Ich verließ das Büro, während meine Rechtsanwälte, die anscheinend sehr verblüfft waren, mir folgten. Selbstverständlich versuchten sie, sich nichts anmerken zu lassen. Doch zumindest ihre Körperhaltung verriet, daß sie enttäuscht waren und mich für einen Dummkopf hielten.

Fezzali hatte während der Vorbereitungszeit Martin Yahl in Genf persönlich besucht und anschließend sechshundert Millionen auf ein Konto der Privatbank überwiesen. Angeblich sollten diese sechshundert Millionen Petrodollar günstig angelegt werden.

Ich hatte inzwischen den zweiten Zug getan und Aaron Stern den von der Bank of America garantierten Scheck über einhundertdreißig Millionen Dollar gezeigt.

Der dritte Zug...

*»Drittens: Nachdem Sie bei Stern waren, besuchen Sie Glatzman. Am besten noch am gleichen Tag, sagen wir einmal, eine Stunde, nachdem Sie bei Stern waren. Rosen wird das für Sie problemlos arrangieren. Dieses beinahe schon überstürzte*

*Handeln paßt ausgezeichnet zu der Rolle, die Sie spielen müssen: ein junger, leicht verrückter, etwas anmaßender Geschäftsmann, der durch seine Anfangserfolge etwas verblendet ist und jetzt blind auf sein Ziel lossteuert. Vorsicht, Sie dürfen auf keinen Fall den Eindruck erwecken, dumm zu sein. Dann nimmt Ihnen niemand mehr Ihre Geschichte ab. Aber vom Erfolg verblendet, das geht. Gut. Sie sprechen also mit Glatzman, ein anderes Kaliber als Stern. Stern ist alt und will verkaufen. Glatzman ist zwanzig Jahre jünger und wird nur verkaufen, wenn er voll auf seine Kosten kommt. Versuchen Sie vor allem nicht, ihm etwas vorzuspielen; Sie können ihn nicht täuschen. Gehen Sie geradewegs auf Ihr Ziel los und erklären Sie ihm, warum Sie unbedingt die zweihundertsechzigtausend Aktien der UNICHEM kaufen wollen, die er besitzt.«*

Glatzman sah zuerst Philip Vandenbergh, dann Lupino, Rosen und zum Schluß mich an.

»Was soll denn dieser Aufmarsch? Eine Ralley?«

Ich lächelte ihn an.

»Warten Sie nur, bis die anderen kommen. Sie haben nur so schnell kein Taxi gefunden.«

Er streckte seine lange, feingliedrige Hand aus und griff nach dem Scheck über einundneunzig Millionen Dollar, der natürlich von der Bank garantiert war.

»Viel Geld.«

»Das ist mir auch schon aufgefallen.«

»Waren Sie schon bei Papa Stern?«

»Wir kommen gerade von ihm.«

»Und was hat er gesagt?«

»Er wird uns morgen seine Entscheidung mitteilen.«

»Aber Sie nehmen an, daß er zustimmen wird.«

»Ja.«

Seine etwas geschlitzten Augen ruhten auf mir, während seine Hand nach Papier und Bleistift griff. Ohne sich zu beeilen, rechnete er nach: vierhundertzehntausend Aktien von Stern, zweihundertsechzigtausend Aktien von ihm, insgesamt sechshundertsiebzigtausend Aktien zu dreihundertfünfzig Dollar...

»Zweihundertvierunddreißig Millionen und fünfhunderttausend Dollar...«

*Franz, er wird Sie fragen, warum Sie diese Aktien kaufen wollen...*

Glatzman stellte die Frage:

»Und warum plötzlich diese Leidenschaft, Mehrheitsaktionär der UNICHEM zu werden?«

*Lügen Sie nicht, Franz, sagen Sie ihm die Wahrheit.*

»Weil ich Cimballi heiße, und weil der Mann, der die einzige neben der UNICHEM bedeutende Gruppe leitet, Martin Yahl heißt. Weil ich keine Ruhe finden werde, ehe Martin Yahl nicht am Boden zerstört ist. Wenn Sie es ablehnen, mir Ihr Aktienpaket zu verkaufen, haben Sie das Vorrecht, als Zuschauer dem Kampf zwischen uns beizuwohnen, aber Sie riskieren, viel Geld dabei zu verlieren! Denn dieser Kampf endet nur mit der Vernichtung von ihm oder von mir.«

*Franz, Glatzman ist in erster Linie Geschäftsmann. Sie haben seine Neugier geweckt, und er wird herausfinden wollen, wie weit Sie gehen. Er wird mit Ihnen handeln. Jedes andere Verhalten würde seiner Natur widersprechen. Sie bieten ihm dreihundertfünfzig Dollar pro Aktie. Er wird versuchen, den Preis in die Höhe zu treiben.*

»Sagen wir, hundert Millionen Dollar für meine zweihundertsechzigtausend Aktien«, schlug er vor.

*Sie lehnen ab!*

»Nein!«

»Fünfundneunzig Millionen, und sie gehören Ihnen.«

Ich stand auf und versuchte, so wütend und gleichzeitig so eiskalt wie möglich auszusehen.

»Glatzman, halten Sie mich bitte nicht für ein Kind. Ich bezahle einundneunzig Millionen oder nichts. Und machen Sie sich keine Illusionen: Ich werde Ihre Aktien nur kaufen, wenn ich durch diesen Kauf in den Besitz der Mehrheit der UNICHEM gelange. Die Aktien an sich interessieren mich nicht. Ich werde sie also nur dann kaufen, wenn gleichzeitig diejenigen in meinen Besitz übergehen, die Mister Stern hält. Zweitens: Ich werde dreihundertfünfzig Dollar pro Aktie bezahlen und keinen Cent mehr. Das ist ein mehr als gutes Angebot; dafür bestehe ich aber auf einer raschen Entscheidung. Stern empfängt mich morgen um elf Uhr, um mir seine Entscheidung mitzuteilen. Meine Vertreter werden eine halbe Stunde später bei Ihnen sein. Ich werde gleichzeitig Ihre und Sterns Aktien kaufen oder gar keine. Auf Wiedersehen, Mister Glatzman.«

Wir fuhren ins Pierre zurück. In dem Mercedes 600, den ich zu diesem Zweck geliehen hatte, sang Lupino zufrieden vor sich hin und rhythmisierte sein Lied, indem er mit den Fingern gegen die Scheibe klopfte. Trotz seines Namens hatte er blonde Haare mit einem leicht rötlichen Einschlag. Er zwinkerte mir zu, als ob er mir sagen wollte:

»Wir amüsieren uns königlich!«

Lupino war der jüngste meiner Berater; trotz seiner zweiunddreißig Jahre hatte er sich bereits einen ausgezeichneten Ruf erworben.

»Vergessen Sie nicht, Scarlett auf dem laufenden zu halten«, sagte Philip Vandenbergh mit seiner ruhigen und kalten Stimme.

Ich versprach es. Der Wagen fuhr langsam die Sechste Avenue entlang. Ich hatte entsetzliche Angst, jetzt, da die

Schlacht in vollem Gange war und ich nicht mehr zurückkonnte. Die riesigen Summen, die investiert wurden, und die enormen Risiken, die wir eingingen, und nicht zu vergessen, die Kampfkraft meines Gegners, den ich offen herausgefordert hatte, das alles zusammen war beinahe zuviel für mich. Zumal ich mich in einer Art Rauschzustand befand, denn ich hatte in den letzten Tagen kaum geschlafen. Wenn ich überhaupt Zeit zum Schlafen gefunden hatte, dann hatte mich meine Nervosität daran gehindert. Ich fragte:

»Ißt jemand mit mir zu Mittag?«

Philip Vandenbergh lehnte die Einladung mit seiner eiskalten Höflichkeit ab, die mich jedesmal auf die Palme brachte. Rosen sagte, er habe bereits eine Verabredung. Lupino wollte mich gerne begleiten. Vandenbergh und Rosen stiegen auf der Höhe des Rockefeller Center aus. Bevor Vandenbergh die Tür hinter sich schloß, ermahnte er mich noch einmal:

»Vergessen Sie nicht, Scarlett zu informieren.«

»Scheiße!«

Während der Mercedes wieder anfuhr, brach Lupino in schallendes Gelächter aus:

»Für Vandenbergh sind Rosen, Glatzman, Stern, Cimballi und selbst Lupino die reinsten Kindsköpfe! Trotzdem muß ich zugeben, daß er ein ausgezeichneter Jurist ist und trotz seines wohlerzogenen Auftritens gerissen wie kein zweiter. Fast so gerissen wie ich. Franz, wissen Sie eigentlich, daß Scarlett Sie mit der besten Mannschaft umgeben hat? Sie wissen das! Und trotzdem machen Sie sich Sorgen. Nur ruhig Blut, wir werden gewinnen. Ich finde das alles sehr amüsant. Das ist die beste Falle, die je einem Finanzhai gestellt wurde, wenn Sie meine bescheidene Ansicht zur Kenntnis nehmen wollen. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Sie bezahlen den Aperitif, den Champagner, das Essen, und ich übernehme den Kaffee. Was

sagen Sie dazu? Wir teilen brüderlich. Und vergessen Sie nicht, Scarlett anzurufen.«

Natürlich vergaß ich nicht, Scarlett anzurufen, dessen Stimme mir am Telefon unheimlich weit entfernt vorkam und die hallte, als käme sie aus dem Grab. Ich konnte mir nur zu gut vorstellen, wie er, zu einem monströsen Fötus zusammengekrümmt, in seinem Metallstuhl saß, wie der Eiter an ihm herunterlief, der bestialisch stank, während eine der Krankenschwestern, mit Mundschutz, Plastikhandschuhen und Plastikstiefeln ausgerüstet, ihm den Hörer hinielt.

Ich spürte, daß er kurz zögerte, als ich mit meinem Bericht begann. Als hätte er vergessen, um was es eigentlich ging, wer ich war, warum ich ihn anrief und über alles informierte. Dann endlich schien er aufzuwachen; sein Gehirn begann zu arbeiten.

»Vergessen Sie nichts, Franz, ich möchte alle Einzelheiten wissen.«

»Ich habe nichts vergessen!«

Schweigen.

»Junger Cimballi, ich bin überzeugt, daß alles so ablaufen wird, wie ich es geplant habe. Sie werden Erfolg haben. Vandenbergh rief mich gestern abend an. Wir sprachen lange miteinander. Selbst an sich nebensächliche Details haben wir abgestimmt. Die Nachricht von Ihrem Kaufangebot wird bereits in Genf eingetroffen sein oder in den nächsten Minuten dort eintreffen, auch wenn Stern und Glatzman Yahl nicht persönlich informieren sollten, was mich sehr wundern würde. Wahrscheinlich weiß Martin schon Bescheid. Wie auch immer, sobald er es weiß, wird er reagieren. Er kann keine Sekunde lang dulden, daß der, den er am meisten auf der Welt haßt und fürchtet, Franz Cimballi, dieser Tänzer, Traumtänzer, unreife Bursche, die Geschicke seines wichtigsten Konkurrenten bestimmen wird und zudem noch über eine Wirtschaftskraft

verfügt, die doppelt so groß ist wie seine eigene. Von dem Haß Ihnen gegenüber angestachelt, aber auch aus rein kaufmännischen Überlegungen heraus wird er handeln. Endlich hat er die Gelegenheit, auf einem bestimmten Sektor die Führungsrolle zu übernehmen, weltweit. Er wird handeln, junger Franz. Es gibt nur eine Möglichkeit für ihn: so schnell wie möglich die Aktien, die von Stern und Glatzman gehalten werden, an sich zu bringen. Er wird sich bereit erklären, zu einem völlig überhöhten Preis die sechshundertsiebzigtausend Aktien zu übernehmen. Und versuchen, Ihnen um eine Handbreit zuvorzukommen. Franz, ich gehe jede Wette mit Ihnen ein, daß er in den folgenden Stunden zum Angriff übergehen wird. Sie werden sogar überrascht sein, mit welcher Geschwindigkeit er reagieren wird. Er wird ein öffentliches Kaufangebot ausschreiben. Wenn dies nicht zutrifft, will ich nicht mehr Scarlett genannt werden!«

Ein öffentliches Kaufangebot.

Ich glaube, ich muß diesen Fachbegriff erst einmal erklären, zumal in einigen Ländern Europas, darunter auch Deutschland, diese Art von Börsenoperation verboten ist, aber auch in den Ländern, in denen sie zugelassen ist, relativ selten praktiziert wird.

Bei einem öffentlichen Kaufangebot wird mit viel Werbung und Öffentlichkeitsarbeit – in Amerika gesetzlich vorgeschrieben, damit wirklich jeder Aktieninhaber informiert wird – bekanntgemacht, daß eine bestimmte Firmengruppe, es kann sich natürlich auch um einen Privatmann handeln, doch das kommt äußerst selten vor, während einer genau festgelegten Frist alle Aktien einer Gesellschaft, die ihm angeboten werden, zu einem festen Preis ankaufst. Natürlich muß dieser Preis über dem Börsenkurs liegen, denn sonst kämen nur die wenigsten auf die Idee, das Angebot anzunehmen.

Martin Yahl lancierte sein öffentliches Kaufangebot am Donnerstag, dem 8. Mai, um zehn Uhr morgens, New Yorker Zeit natürlich. Sein Kaufangebot war fünfzehn Tage gültig. Er verpflichtete sich, während dieser Zeit alle Aktien der UNICHEM, die ihm angeboten wurden, für dreihundertachtzig Dollar das Stück zu kaufen.

Am Freitag, dem 23. Mai, zehn Uhr, lief sein Kaufangebot aus.

Wir erfuhren die Nachricht in dem Büro, das ich unter allen nur möglichen Vorsichtsmaßnahmen in der Neunundfünfzigsten Straße gemietet hatte – offiziell natürlich

meine neu gegründete panamesische Gesellschaft; Martin Yahl durfte auf keinen Fall erfahren, daß ich hinter der ganzen Sache steckte. Einer der Mitarbeiter von James Rosen, der für uns an der New York Stock Exchange, der New Yorker Börse, Posten bezogen hatte, rief uns an. Meine Leser bekommen vielleicht eine Vorstellung von der Größe der Operation Yahl, wenn ich ihnen verrate, daß, noch bevor ich Fezzali in Rom getroffen hatte, bereits siebzig Mitarbeiter in New York ganztags für mich arbeiteten, unter der Leitung des Generalstabes, der aus Philip Vandenbergh, James Rosen, Lupino und mir bestand. Außerhalb New Yorks arbeiteten weitere zweihundert Angestellte für mich. Eine regelrechte Armee.

Als die Nachricht eintraf, waren alle wichtigen Entscheidungsträger in dem Büro versammelt; obwohl wir mit Yahls öffentlichem Kaufangebot gerechnet hatten, waren wir einige Augenblicke sprachlos. Ich stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Lupino zwinkerte mir zu; das war fast schon zur Tradition geworden. Rosen kritzerte vor sich hin, und der eiskalte Vandenbergh lächelte dünn.

»Er ist in die Falle gegangen.«

Philip Vandenbergh stand ebenfalls auf und schaute mich an, als sei ich ein merkwürdiges, seltenes Insekt; doch zum ersten Mal entdeckte ich in seinem Blick auch so etwas wie ein ganz klein wenig Respekt. Vielleicht nahm er mich zum ersten Mal wirklich wahr. Er sagte mit seiner geschulten Harvard-Stimme:

»Ich hatte vor Scarlett schon immer viel Respekt und habe ihn immer noch. Aber in diesem präzisen Fall glaubte ich nicht, daß er recht behalten würde. Dreihundertachtzig Dollar! Mein Gott! Ich hätte mir nicht einmal im Traum vorstellen können, daß ein Bankier wie Yahl sich derart hinreißen läßt. Scarlett hat ihn völlig richtig eingeschätzt: Sein Haß auf Sie ist so groß, daß er die Kontrolle über sich verloren hat.«

»Treibt Sie das so um?«

»Ja. Denn im allgemeinen beurteilt man einen Menschen nach seinen Feinden.«

Ich lächelte ihn freundlich an. Seit langer Zeit wartete ich auf eine passende Gelegenheit, diesem ausgesprochenen Ekel endlich einmal eins versetzen zu können:

»Richtig, mein lieber Freund. In diesem Fall werden Sie über folgendes entzückt sein: Sie sind mir absolut unsympathisch. Ich gehe sogar noch weiter: Ich kann Sie nicht einmal riechen.«

Am 17. Mai setzte mich ein anonymer Fiat gegen fünf Uhr nachmittags hinter einem kleinen Hotel nicht weit von der Via Aurelia entfernt in Rom ab. Der Chauffeur war mir als außerordentlich verschwiegen empfohlen worden. Ich ging, wie vereinbart, in den ersten Stock und klopfte an einer bestimmten Tür. Fezzali war bereits da.

»Einen guten Flug gehabt?«

»Sollten wir keinen Geheimcode ausmachen, etwa: ›Achtung, das Waschbecken ist verstopft!‹, worauf Sie mir antworten: ›Das ist mir gleichgültig, ich leide an Verstopfung!‹, ich meine, nur für den Fall, daß ich nicht ich bin und Sie nicht Sie. In Spionagefilmen wird dieses Verfahren häufig angewandt.«

Fezzali lachte.

»Immer noch so geschwätzig? Ich verspreche Ihnen, daß wir ein anderes Mal Spion spielen. Alle Welt glaubt, ich nähme an einer Konferenz im Hassler teil. Ich habe kaum Zeit. Kurz und gut, alles hat sich so abgespielt, wie wir es geplant hatten.«

»Haben Sie sich mit Yahl getroffen?«

»Ein erstes Mal hier in Rom, natürlich nicht in diesem Hotel, sondern im Hassler.«

»Wann war das?«

»Am Mittwoch, dem 7. Mai, um neun Uhr abends.«

Nach New Yorker Zeit also um drei Uhr nachmittags! Jetzt war ich wirklich sprachlos, obwohl Scarlett mich ja gewarnt hatte. Martin Yahl hatte mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit reagiert. Nicht einmal vier Stunden waren nach meiner ersten Kontaktaufnahme mit Stern und Glatzman verstrichen, da hatte er auch schon Fezzali aufgetrieben, ein Flugzeug gechartert, war nach Rom geflogen und hatte bereits mit den Verhandlungen begonnen.

»Was hat er Ihnen vorgeschlagen?«

»Er hat mich als erstes an unseren Besuch in Genf erinnert – Prinz Aziz hatte mich damals begleitet –, bei dem wir die sechshundert Millionen Dollar bei seiner Bank deponierten und ihn gleichzeitig baten, sich nach einer günstigen Anlagemöglichkeit umzuschauen. Dann wurde er beinahe theatralisch.

›Der Moment ist gekommen. Ich habe ein großes Geschäft für Sie an der Hand.‹

Er bot mir seine eigene Gruppe zum Verkauf an; für zweihundertsechzig Millionen Dollar.«

»Und Sie haben zugestimmt.«

»Nein, ich habe abgelehnt und ihm zweihundertdreißig Millionen angeboten. Auf dieses Basis haben wir uns dann geeinigt, nachdem er eine Bedingung gestellt hatte, auf die wir eingehen konnten: Er wollte vertraglich festgelegt wissen, daß er in den kommenden zehn Jahren die Geschäfte der Gruppe weiterhin leite; ich stimmte zu, denn, wie ich ihm schmeichelte, ich könnte mir keinen besseren Verwalter unserer Interessen vorstellen. Darüber hinaus haben wir uns verpflichtet, die mit der UNICHEM vereinbarte Aufteilung der Märkte zu respektieren.«

Fezzali aß melancholisch mindestens ein Kilo Eis. Ich seufzte:

»Halten Sie mich nur hin, Sie alter Kameltreiber, wenn Sie das amüsiert; ich werde von mir aus die Fragen stellen, um Ihnen die Würmer aus der Nase zu ziehen. Haben Sie Neuigkeiten, die mich besonders interessieren?«

Fezzali warf mir einen melancholischen Blick zu und schob sich, bevor er antwortete, einen Löffel Eis in den Mund.

»Yahl bat uns außerdem, alle UNICHEM-Aktien aufzukaufen, die angeboten würden, von den sechshundertsiebzigttausend abgesehen, die er von Stern und Glatzman direkt übernehmen wollte. Ich antwortete, ich sähe *a priori* keine Schwierigkeit, die mich an einer solchen Zusage hindern würde, müsse aber natürlich erst mit den Prinzen reden. Vor zwei Tagen habe ich in Genf angerufen und ihm mitgeteilt, meine Auftraggeber seien einverstanden.«

»Aber Sie haben nichts unterschrieben?«

»Den Ankauf der Aktien der UNICHEM betreffend nichts. Ich habe ihm das nur mündlich zugesagt. Unser Guthaben bei der Bank Yahl beträgt nach Abzug der zweihundertdreißig Millionen, die wir für die Curaçao-Holding ausgegeben haben, immerhin noch dreihundertsiebzig Millionen Dollar. Yahl und ich waren uns im übrigen einig, daß angesichts der breiten Streuung der restlichen UNICHEM-Aktien sich wohl bis zum Ablauf des öffentlichen Kaufangebotes nur relativ wenige Kleinaktionäre melden würden.«

Fezzali schob einen weiteren Löffel Eis in seinen Mund; anscheinend mochte er vor allem die Maraschino-Kirschen; ich hatte beobachtet, daß er sie immer bis zum Schluß aufhob. Er gab mir eine letzte Information:

»Martin Yahl ist hundertprozentig davon überzeugt.«

Er hatte sein Eis aufgegessen; melancholisch sah er den leeren Becher an und fragte mich:

»Und wie steht es bei Ihnen?«

»Stern und Glatzman haben ihre Aktien an den hochherrschaftlichen Bankier verkauft; er ist also im Augenblick Mehrheitsaktionär der UNICHEM und gleichzeitig der Geschäftsführer seines wichtigsten Konkurrenten. Ich, der arme, grüne Junge, hatte öffentlich zugeben müssen, daß ich aufgrund meiner jugendlichen Heftigkeit das schöne Geschäft vermasselt habe und daß mein Todfeind mir gezeigt hat, was eine Harke ist... Es fehlte nicht viel, und ich hätte auf der Wall Street Tränen vergossen.«

»Und die andere Operation?«

»Seit etwas mehr als einem Monat arbeiten die Teams von Vandenbergh, Rosen und Lupino fantastisch. Ich bin sehr zufrieden.«

Er sah mich aufmerksam an. Ich war mir sicher, daß er die abgrundtiefen Angst, mit der ich seit Beginn der Operation Yahl fertig werden mußte, spürte.

»Noch ein Eis?« schlug Fezzali vor.

»Essen Sie meines, wie immer.«

»Hauptsache, Sie zahlen«, antwortete mein alter Kameltreiber gutmütig.

Scarletts Stimme von der Kassette:

*»Junger Cimballi, erinnern Sie sich. Zu Beginn der Operation haben Ihre arabischen Freunde sechshundert Millionen Dollar auf Yahls Bank und dreihundertfünfzig Millionen Dollar auf das Konto Ihrer Liechtensteiner Gesellschaft überwiesen. Anschließend haben Sie Stern und Glatzman besucht und ihr Kaufangebot abgegeben; drei Züge auf dem Weg zum Schachmatt. Was wird passieren? In der Theorie muß Martin Yahl jetzt reagieren, und wie ich ihn kenne, wird er mit verblüffender Schnelligkeit reagieren. Die sechshundert Millionen Petrodollar, die in seiner Bank*

*deponiert sind, bis sich eine gute Anlagemöglichkeit bietet, räumen ihm zusätzliche Möglichkeiten ein, denn es gibt für ihn nur eine Möglichkeit, Sie am Erwerb der Aktienmehrheit der UNICHEM zu hindern, er muß die Aktien selbst kaufen. Yahl hat immer Wert darauf gelegt, daß Aktionen seiner Bank, die öffentlich bekannt werden, völlig legal ablaufen. Er muß also ein öffentliches Kaufangebot auf die UNICHEM abgeben. Sein Kapital reicht dafür nicht aus, aber es gibt eine vom kaufmännischen Standpunkt aus gesehen durchaus sinnvolle Möglichkeit, sich dieses Kapital schnell zu beschaffen: Er verkauft seine eigene Gruppe an die Araber. Ich kenne Fezzali; Yahl wird nicht die zweihundertfünfzig Millionen Dollar bekommen, die er haben möchte. Fezzali wird höchstens zweihundertdreißig Millionen bezahlen. Sie haben Stern und Glatzman dreihundertfünfzig Dollar pro Aktie angeboten. Um Sie zu übertreffen, muß er bei seinem öffentlichen Kaufangebot mindestens dreihundertsiezig Dollar anbieten; wie ich ihn kenne, wird sein Angebot noch höher ausfallen; er will Sie wirklich in die Knie zwingen und Ihnen gleichzeitig seine Macht demonstrieren. Übrigens, auch bei einem Angebot von dreihundertachtzig Dollar pro Aktie ist das kein schlechtes Geschäft; UNICHEM ist eine kerngesunde Gesellschaft, die nur einen Konkurrenten zu fürchten hat, die ehemalige Gruppe Yahl... Und Yahl ist durchaus imstande, bei dem Verkauf seiner Gruppe darauf zu bestehen, daß er die Leitung der Gruppe weiterhin in Händen hält – diesen Schachzug hätte ich ihm auf alle Fälle empfohlen.*

*Machen wir einmal eine Überschlagsrechnung, Franz. Unterbrechen Sie einmal kurz Ihren Tanz: Sechshundertsiebzigtausend Aktien zu dreihundertachtzig Dollar das Stück, das macht zweihundertvierundfünfzig Millionen sechshunderttausend. Abgerundet zweihundertfünfzig Millionen. Zweihundertdreißig Millionen*

*hat er bei dem Verkauf seiner Gruppe an die Araber erzielt; fehlen noch zwanzig Millionen; Yahl hat sie, doch er ist gezwungen, auf sein persönliches Vermögen zurückzugreifen. Ich bin mir sicher, daß er dies tun wird. Jetzt wird die Geschichte amüsant...*

*Denn Yahl ist nicht blöd; er weiß, daß es weitere fünfhundertfünfzigtausend UNICHEM-Aktien gibt, für die sein öffentliches Kaufangebot ebenfalls gilt. Der gut alte Marty kennt die Gesetze auswendig; er weiß nur zu gut, daß jeder, der ein öffentliches Kaufangebot abgibt, gezwungen ist, alle Aktien zu kaufen, die ihm innerhalb der Frist, in der das Angebot gilt, angeboten werden. Im Falle der UNICHEM rechnet er damit, daß ihm nur wenige Aktien angeboten werden, da sie weit gestreut sind. Doch warum sollte er unnötige Risiken eingehen? Er weiß, daß er aus eigener Kraft sein Angebot nicht einhalten kann, sollten massiv Aktien auf den Markt geworfen werden. Er verfügt wohl noch über fünfzig, sechzig Millionen Dollar, vielleicht auch über etwas mehr; so genau kann ich das im Augenblick nicht einschätzen. Und natürlich seine Bank, aber er würde sich eher umbringen, als seine Bank aufzugeben. Und die fünfzig, sechzig Millionen Dollar, von denen ich sprach, sind sicher nicht in bar vorhanden, sondern angelegt, damit also nicht sofort greifbar. Yahl wäre kein Bankier, hätte er anders gehandelt.*

*Wenn nun durch einen unglücklichen, unwahrscheinlichen Zufall die Minderheitsaktionäre ihre Aktien geschlossen anbieten, sitzt er in der Tinte. Natürlich schließt Yahl eine solche Möglichkeit aus, und theoretisch hat er damit auch recht. Doch er ist vorsichtig. Ich bin mir sicher, daß er, bevor er sein öffentliches Kaufangebot abgibt, sich bei Fezzali rückversichern und die arabischen Anleger bitten wird, alle UNICHEM-Aktien, die er nicht selbst kaufen kann, zu erwerben...*

*Das war der vierte Zug...«*

Trotz der wenigen Zeit, die mir zur Verfügung stand, flog ich von Rom nicht direkt nach New York, sondern machte einen Umweg über Paris, wo ich allerdings nicht lange blieb, nur vier Stunden. Aber immerhin Zeit genug, Catherine zu umarmen, die nach Roissy gekommen war.

»Du siehst müde aus.«

»Ich bin müde. Aber ich habe trotzdem nicht vergessen, was du mir gesagt hast.«

Sie sah mich schalkhaft an.

»Ich verstehe nicht, wovon du sprichst.«

»Das kannst du erzählen, wem du willst. Beim ersten Mal waren wir auf den Bahamas, und du hattest einen winzig kleinen schwarzen Badeanzug an. Beim zweiten Mal waren wir in Paris, und du hattest ein blaues Kleid mit vielen Blumen darauf an. Beide Male hast du zu mir folgendes gesagt; ich zitiere:

›Ich werde dich heiraten, vergötterter Franz, Licht meines Lebens, ohne den mein Leben keinen Sinn hat, ich werde dich heiraten, wenn du endlich nicht mehr idiotisch hin und her rennst und deinen verrückten Tanz ausgetanzt hast.‹«

»Waren das wirklich meine Worte?«

»Na ja, so ungefähr...«

Plötzlich verschwand das Lächeln in ihren Augen; sie war nahe daran zu weinen:

»O mein Gott!« sagte sie kaum vernehmbar. »Ich dachte schon, du hättest mich vergessen.«

Die Zeit war zu kurz, um nach Paris zu fahren, aber wir hatten auch gar keine Lust dazu. Wir stiegen in Catherines Wagen und fuhren auf kleinen Nebenstraßen ziellos durch die Gegend. Catherine lenkte; ich hatte meinen Kopf an ihre

Schulter gelehnt. Wir fuhren durch den Wald von Halatte und hielten etwas später, um zu Fuß auf den Aumont zu steigen. Anschließend fuhren wir durch Senlis, das im Mai besonders schön ist. Catherine brachte mich dann zum Flughafen zurück, ohne daß wir viel miteinander geredet hätten.

»Catherine, ich habe mein Ziel bald erreicht, sehr bald schon.«

»Wie lange brauchst du noch?«

»Zwei Wochen, drei Wochen... vielleicht nicht einmal so lange. Cimballis Tanz geht zu Ende. Wir sind bei den letzten Taktenden angelangt.«

»Und was wird dann geschehen?«

»Das, was immer geschieht, wenn der Tanz zu Ende ist. Man geht nach Hause, schließt die Tür hinter sich zu und hängt ein Schild daran:

›Bitte nicht stören.‹«

*»Fünfter Zug, junger Cimballi. Wenn sich alles, aber auch wirklich alles so abgespielt hat, wie wir es geplant und vorausgesagt haben, dann ist es jetzt an der Zeit, sich an die dreihundert Millionen Dollar zu erinnern, die Fezzali auf das Konto Ihrer Liechtensteiner Gesellschaft überwiesen hat. Dieses Geld hat schon einmal dazu gedient, die Schecks abzusichern, die Sie Stern und Glatzman gezeigt haben, ohne daß Sie die Absicht hatten, diese Schecks wirklich zu überreichen. Inzwischen benutzen Sie das Geld, um die Operation ›Großeinkauf‹ zu finanzieren. Vergessen Sie nie, diese Operation täglich zu kontrollieren, Ihre Mitarbeiter anzuheuern, Druck zu machen. Alles hängt vom Erfolg dieser Operation ab. Verlangen Sie täglich einen Zwischenbericht. Treiben Sie Ihre Mitarbeiter an, pressen Sie sie bis auf den letzten Tropfen aus, und wenn sie revoltieren, dann verdoppeln Sie ihr Gehalt...«*

Vor meinem ersten Treffen mit Fezzali in Rom hatte ich die Operation ›Großeinkauf‹ in die Wege geleitet. Noch am gleichen Tag, an dem Fezzali mir die Irrsinssumme von fast einer Milliarde Dollar zugesagt hatte, hatte ich grünes Licht gegeben. Um was ging es:

*»Franz, Sie können zwischen zwei Möglichkeiten wählen: Entweder Sie gründen einen Verein der Minderheitsaktionäre; so können Sie das Gerücht ausstreuern, daß die Großaktionäre einen Betrug zu Lasten der Kleinaktionäre vorbereiten usw. Die zweite, weitaus bessere Möglichkeit besteht darin, so viele Aktien wie möglich zu kaufen und später, wie Fezzali versprochen, an die Araber weiterzuverkaufen, falls diese dann noch daran interessiert sind. Trotz der gigantischen Dimensionen – erinnern Sie sich, fünfhundertvierzigtausend Aktien befinden sich in den Händen von Klein- und Kleinstaktionären – muß diese Aktion absolut diskret verlaufen. Vertrauen Sie die Details dieser Operation Vandenbergh, Rosen und Lupino an; vor allem Rosen, der auf diesem Gebiet ein Genie ist. Warum habe ich Sie wohl mit diesen Männern umgeben? Sie werden eine Vertretertruppe auf die Beine stellen, zweihundert, vielleicht auch dreihundert Mitarbeiter, die besten, die aufzutreiben sind. Ich wette mit Ihnen, daß nichts durchsickern wird.«*

Natürlich war es an mir, diese Vertreter zu bezahlen, so wie ich für die nur als extravagant zu bezeichnenden Honorare von Vandenbergh, Lupino und Rosen und deren zahlreichen Assistenten aufzukommen hatte. Ich hatte Fezzali vorgeschlagen, ihm nach Abschluß der Operation Yahl alle Aktien zu verkaufen, die ich den Kleinaktionären abgekauft hatte. Fezzali hatte, sein Eis schleckend, zugestimmt:

»Einverstanden. Ihr Vater war mein Freund, aber das ist kein Grund für mich, bei Geschäften meinen Verstand in der Garderobe abzugeben. Ich kaufe Ihnen alle Aktien ab, die Sie mir anbieten, und Sie können das Geld gleich mit den dreihundertfünfzig Millionen Dollar verrechnen, die ich Ihnen geliehen habe, damit Sie wie ein Krösus auftreten können, aber, Franz, ich bezahle natürlich keine dreihundertachtzig Dollar pro Aktie, sondern nur dreihundertdreißig.«

»Ich muß aber den Kleinaktionären mehr als dreihundertachtzig Dollar anbieten, sonst beißen die nicht an!«

»Das ist Ihr Problem, mein junger Freund, nicht meines.«

Am liebsten hätte ich ihm seinen Eisbecher über den Kopf gestülpt!

»Dreihundertdreißig Dollar, Franz, keinen Cent mehr! Sie haben ja schließlich auch persönliche Reserven.«

Martin Yahl hatte am Donnerstag, dem 8. Mai, sein Kaufangebot abgegeben und es bis auf Freitag, 23. Mai, befristet. Die Operation ›Großeinkauf‹ war bereits seit achtundzwanzig Tagen im Gange; sie hatte, um genau zu sein, am 10. April begonnen. An diesem Tag hatten sich die etwas mehr als zweihundert Vertreter, die von meinen Rechtsanwälten unter Vertrag genommen worden waren, auf den Kriegspfad begeben. Ihre Aufgabe war es, so viele Aktien wie nur möglich zu kaufen und nur für den Fall, daß die Besitzer einen Kauf ablehnten, diese zu überreden, sich dem Verein der Minderheitsaktionäre anzuschließen.

Und natürlich durfte niemand von dieser Operation Wind bekommen.

Um die Ergebnisse jederzeit lückenlos überwachen zu können, hatte ich das in der Neunundfünfzigsten Straße angemietete Büro in ein Hauptquartier umgewandelt. Zwölf

Datenverarbeiterinnen fütterten unseren Zentralcomputer pausenlos mit den aus allen Ecken der Welt eintreffenden Informationen; meine Vertreter scheuteten sich nicht, nach Jamaika, auf die griechischen Inseln, in die Schweiz oder nach Honolulu zu fliegen, um auch die Aktienhaber, die ihren goldenen Ruhestand an den schönsten Plätzen dieser Welt genossen, zu bearbeiten. Neben dem recht stattlichen Grundgehalt hatte ich eine Prämie ausgelobt: Jedesmal, wenn fünfundzwanzigtausend Aktien zusammengekommen waren, erhielten alle Vertreter eine Prämie von tausend Dollar. Die Idee stammte von Rosen, einem großzügigen Menschen, wenn es sich um mein Geld handelte... Rosen verkörperte beinahe schon bis zur Karikatur den Typ des kleinen, melancholischen, schweigsamen Juden; er verfügte über eine schier grenzenlose Arbeitskraft und war auf den Gebieten Organisation und Teamarbeit mindestens ebenso genial wie Mozart auf dem Gebiet der Musik. Beinahe angsterregend.

Am Mittwoch, dem 7. Mai, hatte er uns eine Stunde bevor wir zu Stern fuhren, einen ersten Überblick über die allgemeine Lage gegeben:

»Der Börsenkurs der UNICHEM-Aktien verläuft seit jetzt fünf Jahren nahezu unauffällig und folgt dem allgemeinen Auf und Ab an der Börse. Von einigen Spezialfallen abgesehen, bieten unsere Vertreter, ohne von der UNICHEM zu sprechen, die besten Aktien an, die im Moment verfügbar sind, IBM, Royal Dutch, General Motors, Hoffmann La Rôche usw. die wir uns besorgt haben. Im Laufe der Verkaufsgespräche schlagen die Inhaber der UNICHEM-Aktien dann meist ein Tauschgeschäft vor und sind noch dankbar, wenn sie auf diese Weise die UNICHEM-Aktien loswerden, deren Kurs so wenig begeisternd stabil bleibt.«

»Die Zahlen?«

»Laut dem Stand vom heutigen Tag haben wir achttausend Aktionäre kontaktiert; achtundsechzig Prozent haben verkauft, siebenundzwanzig Prozent sind Mitglieder des Vereins geworden. In unserem Besitz befinden sich einhundertfünfunddreißigtausend Aktien, der Verein vertritt achtundvierzigtausend.«

»Angesichts der fünfhundertachtundvierzigtausend, die sich in den Händen der Kleinaktionäre befinden, kein herausragendes Ergebnis.«

»Die nackten Zahlen vermitteln ein falsches Bild. Wir sind schneller vorangekommen, als es den Anschein hat. Wir haben bisher nur die Kleinstaktionäre besucht, die in vielen Fällen nur eine oder zwei Aktien besitzen. Seit gestern erst beschäftigen wir uns mit den großen Kleinaktionären, von denen manche bis zu zwanzigtausend Aktien besitzen. Ich glaube, das heißt, ich bin mir sicher, daß wir mit diesen schneller vorankommen, denn diese Leute interessieren sich in der Regel für die Entwicklung der Börsenkurse und sind leichter zu überzeugen, vor allem, wenn die angebotene Summe das öffentliche Kaufangebot um zehn Prozent übersteigt...«

»Das wird mich ein Vermögen kosten.«

Vandenbergh lächelte süffisant. Wirklich, ich vergötterte diesen Typen!

»Rache ist süß, aber teuer...«

Die Operation ›Großeinkauf‹ kostete mich wirklich ein Vermögen. Am 12. Mai kontrollierte ich auf die eine oder andere Art, über den Verein oder durch Ankauf, dreihunderttausend Aktien; zwei Tage später belief sich die Zahl bereits auf dreihundertfünfzigtausend... Auf den großen Tafeln, die Rosen in meinem Büro hatte anbringen lassen, wurden ständig die neuen Zahlen festgehalten; die Flut ebbte nicht mehr ab. Rosen hatte mit seiner Idee, Yahls Angebot um

zehn Prozent zu übertrumpfen, den Preis der Aktie auf vierhundertachtzehn Dollar hochgetrieben, und von dem alten Gauner Fezzali bekam ich bekanntlich nur dreihundertdreißig...

Am 22. Mai zog ich mich vormittags in mein Hotelzimmer zurück, um einen Überblick zu gewinnen; ich wollte wissen, wieviel mich mein Tanz inzwischen gekostet hatte. Inklusive der Provisionen, Unkostenrückerstattungen und Prämien für die Vertreter, den königlichen Honoraren von Vandenbergh, Rosen und Lupino und den nicht minder fürstlichen Gehältern von deren Mitarbeitern, den gewaltigen allgemeinen Unkosten für das Büro und dessen technische Einrichtungen, die bei einem solchen Börsenkrieg natürlich unabdingbar waren, und den Bestechungsgeldern, die genauso unabdingbar gewesen waren, hatte ich zweiunddreißig Millionen sechshunderttausend Dollar ausgegeben, um in den Besitz von Hunderttausenden von Aktien zu gelangen, die ich mit Verlust weiterverkaufen würde...

Doch dagegen stand das von Scarletts Gehirn programmierte Ergebnis: Martin Yahl hatte sein öffentliches Verkaufsangebot abgegeben; er hatte, so ganz nebenbei, die Holding verkauft, die er meinem Vater oder, richtiger, mir gestohlen hatte, und zweihundertvierundfünfzig Millionen sechshunderttausend Dollar für die von Stern und Glatzman gehaltenen UNICHEM-Aktien auf den Tisch gelegt, dazu natürlich die nicht unerheblichen Kosten der verschiedenen Operationen. Er hatte seine persönlichen Reserven angreifen müssen und verfügte nur noch über sechzig Millionen Dollar.

Während ich in meinem Hotelzimmer im Pierre Bilanz zog, stellte ich mir plötzlich vor, daß Martin Yahl auf der anderen Seite des Atlantiks vielleicht ebenfalls Bilanz zog und seinen kurz bevorstehenden Sieg bereits genoß.

In New York war es sechs Uhr morgens. Ich hatte die Nacht nicht geschlafen, und auch die vorausgegangenen Nächte waren sehr kurz gewesen, doch ich war viel zu aufgereggt, um an Schlaf zu denken. In der Schweiz war es zwölf Uhr mittags.

Wahrscheinlich hielt er sich noch in seinem Büro auf; er war so pünktlich wie eine Schweizer Präzisionsuhr. Ich hob den Hörer ab und wählte die Nummer der Privatbank Yahl am Quai General-Guisan in Genf.

»Ich möchte gerne mit Monsieur Martin Yahl sprechen, persönlich.«

»Wer ist bitte am Apparat?«

Ich sagte den nächst besten Namen, der mir durch den Kopf schoß:

»Prinz Henri von Orleans.«

Einige Sekunden verstrichen, dann ertönte Yahls kalte Stimme; sein Französisch hatte einen leichten deutschen Akzent:

»Was für ein Vergnügen, mit Ihnen zu sprechen, Hoheit.«

Ich sagte nichts. Auch er schwieg. Sein Atem war deutlich zu hören. Nach und nach beunruhigte ihn das anhaltende Schweigen.

»Hallo? Hallo?«

Ich legte auf. Um Viertel vor acht verließ ich das Pierre und ging zu Fuß die Fünfte Avenue hinauf, schlendernd, mir viel Zeit lassend, und trank zwei Kaffee, von denen der eine so abscheulich schmeckte wie der andere. Kurz vor neun Uhr tauchte ich endlich im Büro auf. Rosen und Lupino waren bereits da; vielleicht waren sie aber auch gar nicht nach Hause gegangen. Rosen schaute mich an, und bevor ich noch die entscheidende Frage gestellt hatte, beantwortete er sie bereits:

»Dreihundertneununddreißigtausend Aktien befinden sich in unserem Besitz, einhundertfünfunddreißigtausend sind

innerhalb des Vereins zusammengefaßt. Insgesamt vertreten wir vierhundertvierundsiebzigtausend Aktien.«

»Ist das das endgültige Ergebnis?«

»Ich glaube schon; größere Veränderungen werden wohl kaum noch eintreten.«

Zum hundertsten Mal, seitdem ich – nachdem ich nicht hatte einschlafen können – kurz entschlossen aufgestanden war und meine Unkosten zusammengerechnet hatte, sah ich auf meine Uhr. Es war neun Uhr und zwei Minuten. In vierundzwanzig Stunden und achtundfünfzig Minuten würde Yahls Kaufangebot ablaufen.

»Vierhundertvierundsiebzigtausend Aktien zu...«

Das Telefon läutete. Lupino hob ab und reichte mir den Hörer.

»Franz?«

Fezzali war am Apparat.

»Franz, ich bin auf dem römischen Flughafen. Mein Lieblingsonkel ist schwer erkrankt. Ich fliege sofort hin. Er wohnt in der Wüste, ohne Telefon, ohne Telegrafenamt und ohne Radio. Zwei Tage brauche ich für die Hinreise, zwei Tage werde ich dort bleiben, zwei Tage dann wieder für die Rückreise. Ich bin also sechs Tage lang für niemanden zu sprechen. Selbst wenn ein Krieg ausbrechen sollte, niemand kann mich erreichen. Haben Sie mich verstanden, Franz?«

»Ja.«

Fezzali legte auf. In diesem Augenblick betrat Vandenbergh das Büro. Wahrscheinlich hatte auch er eine schlaflose Nacht hinter sich, doch er war wie immer tadellos gekleidet und sauber rasiert, ganz im Gegensatz zu Rosen, der wie ein alter Lumpen aussah. Ich sagte laut, so daß es alle hören konnten:

»Fezzali ist während der kommenden sechs Tage für niemanden erreichbar.«

Unnötig hinzuzufügen daß Fezzali der einzige Mensch auf der Welt war, der über die in der Privatbank Yahl deponierten Petrodollar verfügen konnte. Die anderen hatten die Tragweite der Mitteilung auch so verstanden. Jetzt war die Falle endgültig aufgebaut. Ich führte die Rechnung zu Ende, bei der ich von Fezzalis Telefonanruf unterbrochen worden war.

»Vierhundertvierundsiebzigtausend Aktien zu dreihundertachtzig Dollar das Stück, das macht insgesamt einhundertachtzig Millionen einhundertzwanzigtausend Dollar.«

Die Martin Yahl bezahlen mußte. Gesetzlich. Zu dem Zeitpunkt, zu dem sein öffentliches Kaufangebot auslief.

Es versteht sich von selbst, daß ich ihm so wenig Zeit wie irgend möglich lassen wollte und meine Aktien erst im allerletzten Moment präsentieren würde. Die letzte Phase würde nur wenige Stunden in Anspruch nehmen.

Scarlett, Lavater, alle Beobachter waren sich in einem Punkt einig: Yahl verfügte an diesem Donnerstag, dem 22. Mai, über maximal sechzig Millionen Dollar, von denen ein großer Teil fest angelegt und daher nicht sofort verfügbar war. Das heißt, daß er einhundertzwanzig Millionen Dollar auftreiben mußte. Die Zeit, die ihm zur Verfügung stand? Soviel, wie man braucht, um einen belebten Boulevard zu überqueren.

Er hatte auf Fezzalis Hilfe gerechnet, dessen Geld sich ja in seiner Bank befand und sofort verfügbar war. Doch unglücklicherweise war der Libanese nicht greifbar und hatte seinem Vertreter den strikten Befehl erteilt, während seiner Abwesenheit nichts, aber auch gar nichts zu unternehmen.

*»Sechster Zug, junger Cimballi: Kurz vor dem Ablauf des öffentlichen Kaufangebotes möglichst viele Aktien geschlossen vorlegen, und zwar sowohl die, die sich in Ihrem Besitz*

*befinden, als auch die, die in dem Verein gruppiert wurden. Er wird nicht bezahlen können und sich an Fezzali wenden. Fezzali ist nicht greifbar. Sie werden sich schon etwas einfalten lassen. Doch trotz dieses harten Schlages in letzter Minute hat Yahl noch eine Chance; er kann bei anderen Banken relativ schnell einen Kredit aufnehmen. Er verfügt immerhin noch über ein beträchtliches Vermögen und ist vor allem der alleinige Inhaber der Privatbank Yahl. In diesem Augenblick setzen Sie die nächste Waffe ein, über die wir gesprochen haben...«*

Unsere Waffe: ein zweispaltiger Artikel, der an diesem Donnerstag, dem 22. Mai, gleichzeitig in der Pariser *Le Monde*, der Londoner *The Financial Times*, der amerikanischen *Washington Post*, der Genfer *La Tribune de Geneve*, der Hamburger *Bildzeitung* (die auf der Titelseite einen Dreispalter mit Martin Yahls Foto brachte) und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschien.

Die Redaktionen hatten sich im großen und ganzen an das Dossier gehalten, das ich ihnen vertraulich hatte zukommen lassen: **DAS MERKWÜRDIGE ÖFFENTLICHE AKTIENKAUFANGEBOT DES EHEMALIGEN NAZI-BANKIERS, EIN JÜDISCHES UNTERNEHMEN IN AMERIKA BETREFFEND.**

Fast vier Jahre hatten Marc Lavater und ich gebraucht, bis wir dieses Dossier zusammengestellt hatten. Ganz abgesehen davon, daß es sehr viel Geld gekostet hatte. Trotzdem war es nicht so eindeutig geworden, wie wir es erhofft hatten. Die Beziehungen allerdings, die zwischen der Familie Yahl, vor allem von Martin Yahl, und Heinrich Meinhardt bestanden hatten, waren zweifelsfrei belegt; Meinhardt war 1933 von Hitler in die Schweiz geschickt worden mit dem Auftrag, deutsches, vor allem natürlich deutsch-jüdisches Geld, das in den Tresoren der Schweizer Banken lag, wieder nach

Deutschland zurückzubringen. Weiter waren die Verbindungen belegt, die zwischen dem jungen Martin Yahl und dem Schweizer Gauführer Robert Tobler, einem Züricher, und dem Gründer der schweizerischen faschistischen Sektion, Arthur Fonjallaz, bestanden hatten. Darüber hinaus hatten wir wenigstens einen Beweis für eine Transaktion gefunden, die von Martin Yahl und nicht etwa von dessen Vater zu verantworten war: Ein jüdischer Bankier aus Hannover hatte der Privatbank Yahl eine beträchtliche Summe anvertraut; die Privatbank Yahl hatte diese Summe unter zweifelhaftesten Umständen auf eine deutsche Bank überwiesen. Eines Tages war der Sohn des Bankiers bei Yahl aufgetaucht, in Begleitung von zwei Männern in Regenmänteln militärischen Zuschnitts, und hatte eine Vollmacht vorgelegt, die angeblich von seinem Vater stammte. Daß es sich um eine Fälschung handelte, war offensichtlich. Weitere Belege: Fotos, die Yahl in Begleitung von SS-Angehörigen zeigten und die 1941 aufgenommen worden waren, als sich Yahl während einer Reise in Nürnberg aufhielt. Ein Brief an einen Beamten der *Volksdeutschen Auslandsstelle*, von Yahl eigenhändig unterschrieben, dem eine Liste beilag, »zusätzlich zu der, die ich Ihnen bereits gesandt habe«, auf der seine jüdischen Kunden aus Deutschland aufgeführt waren, deren Guthaben nach Deutschland zurücktransferiert werden sollten. Eine solche an Dritte ausgehändigte Liste wäre für jeden Bankier tödlich gewesen; schlimmer noch war, daß diese Liste an die Nazis adressiert war. Ein offensichtlicher Verstoß gegen Artikel 47 des Gesetzes über das schweizerische Bankwesen, das eben zum Schutz solcher Guthaben von bedrohten Ausländern erlassen worden war, und zwar bereits am 8. November 1934, also lange vor Yahls Brief. Übrigens wurden in diesem Gesetz die Nummernkonten eingeführt, die ursprünglich zum Schutz vor

Verfolgung und nicht zum Schutz vor Steuerfahndungen dienen sollten.

*»Junger Cimballi, nach dem letzten Schlag, den Sie ihm versetzt haben, befindet er sich in höchster Bedrängnis. Er weiß, daß keine Bank, keine Schweizer Bank vor allem und noch weniger in so kurzer Zeit ihm die Summe vorstrecken wird, die er braucht, um die Aktien anzukaufen. Versetzen Sie sich einmal in die Lage seiner Kollegen: Zuerst dachten sie, es handle sich um ein ganz normales öffentliches Kaufangebot, wie es in Amerika häufig, in Europa seltener praktiziert wird. Doch die in letzter Minute auftauchenden Hunderttausende von Aktien sowie die zum günstigsten Zeitpunkt lancierten Presseberichte lassen darauf schließen, daß hier ein gigantischer Kampf zwischen der Privatbank Yahl und einem Unbekannten entbrannt ist. Und solange dieser Unbekannte unbekannt bleibt, wird sich kein vernünftiger Bankier darauf einlassen, Yahl zur Hilfe zu eilen, denn er muß damit rechnen, daß Yahl den Kredit nie zurückzahlen kann. Junger Franz, mein lieber Tänzer, wenn ein Mann ertrinkt, wendet man in der Finanzwelt den Kopf ab und sieht in eine andere Richtung. Yahl ist allein. Der siebte Zug stammt von Ihnen. Großartig. Überlassen Sie mir den achten...«*

Philip Vandenberghs ruhige, kalte, wohlakzentuierte Stimme klang, als erteile ein Chirurg während einer Operation seinen Hilfskräften Anweisungen.

»Monsieur Yahl, ich glaube, ich habe mich deutlich ausgedrückt. Ich habe Ihnen meinen Namen, meinen Beruf und den Namen des Mannes gesagt, in dessen Namen ich mit Ihnen Kontakt aufnehme.«

»Ich habe genau verstanden, was Sie mir gesagt haben; ich möchte den Grund Ihres Anrufes wissen.«

Martin Yahls Stimme hatte ich tausendmal gehört; in den schwülen Nächten in Kenia und Hongkong hatte ich sie sogar im Traum gehört. Doch nie war sie mir so abgespannt, so dumpf vorgekommen wie in diesem Augenblick. Yahl konnte sich nicht mehr verstecken; seine Stimme verriet, daß er um sein baldiges Ende wußte.

»Monsieur Yahl, ich heiße Philip Vandenbergh und leite eine bedeutende Rechtsanwaltskanzlei in New York, von wo aus ich Sie anrufe. Mister John Carradine hat mir empfohlen, Sie anzurufen. Von ihm vertretene Kunden haben mir den Auftrag erteilt, wohlgernekt, nicht er selbst, Ihnen fünfhunderttausend amerikanische Dollar anzubieten. Als Gegenleistung erwarten meine Kunden die sechshundertsiebzigtausend UNICHEM-Aktien, die sich augenblicklich in Ihrem Besitz befinden. Gehen Sie auf diese Bedingungen ein, erklären sich meine Auftraggeber schriftlich bereit, das von Ihnen ausgesprochene öffentliche Kaufangebot, die UNICHEM-Aktien betreffend, zu übernehmen und die sich aus der Übernahme ergebenden gesetzlichen Verpflichtungen zu erfüllen.«

Schweigen.

»Welche Summe hatten Sie genannt?«

»Fünfhunderttausend Dollar. Ich habe noch etwas hinzuzufügen, Monsieur Yahl.«

Gelassen faltete Philip Vandenbergh eine Zeitung auf; das Rascheln mußte bis nach Genf gedrungen sein und Yahls Ohr unangenehm berührt haben.

»Monsieur Yahl, vor mir liegt die Fotokopie eines Briefes, die gestern in unserem Büro eingegangen ist. Der Originalbrief stammt von Ihnen und ist am 11. Februar 1935 an einen gewissen Joachim Schär von der Berliner *Auslandsstelle* gerichtet worden.«

In Wirklichkeit lag vor Philip Vandenbergh die Kritik einer Off-Broadway-Aufführung, die im übrigen gnadenlos verrissen worden war.

»Monsieur Yahl, in zwei Stunden läuft ihr öffentliches Kaufangebot aus. Sie können die Wünsche der Verkäufer nicht befriedigen, die Sie selbst aufgefordert haben, sich zu melden. Akzeptieren Sie das Angebot meiner Auftraggeber...«

»Wer sind Ihre Auftraggeber?«

»Ich bin nicht autorisiert, Ihnen das mitzuteilen.«

»Franz Cimballi?«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß es sich nicht um diesen Mann handelt.«

Womit Vandenbergh nichts anderes als die Wahrheit sagte. Diesmal – dieses eine Mal! – sollte nicht ich die fünfhunderttausend Dollar bezahlen, sondern Prinz Aziz.

»Akzeptieren Sie das Angebot, Monsieur Yahl, dann bleibt Ihnen zumindest Ihre Bank. Mister John Carradine hat mich beauftragt, Ihnen diesen Rat zu übermitteln. Wenn Sie mit Mister Carradine reden möchten, dann kann ich...«

»Nein... nein!«

Martin Yahls Stimme war so heiser, daß man sie kaum mehr verstehen konnte. Vandenbergh schien das Interesse an der vernichtenden Kritik verloren zu haben; er schaute auf und suchte meinen Blick, als ob er mich fragen wollte, wie man sich fühle angesichts eines erledigten Feindes.

»Monsieur Yahl«, fuhr Vandenbergh gnadenlos fort, »hier in New York ist es jetzt genau acht Uhr und vier Minuten. Zwei meiner Partner, James Rosen und Joseph Lupino, befinden sich in Genf, nur wenige hundert Meter von Ihnen entfernt. Sie halten sich in den Räumlichkeiten der schweizerischen Nationalbank auf. Sie warten auf Sie, um mit Ihnen die Formalitäten des Verkaufs zu regeln. Ich wiederhole: Wir bezahlen für die sechshundertsiebzigtausend UNICHEM-

Aktien fünfhunderttausend Dollar. Meine Partner haben die Vollmacht, Ihnen schriftlich zu garantieren, daß wir, falls Sie verkaufen, Ihr Kaufangebot übernehmen und die Verkäufer zufriedenstellen. Sobald Sie den Verkaufsvertrag unterschrieben haben, werden Sie sich mit unserem New Yorker Büro in Verbindung setzen.«

*»Junger Cimballi, nach dem achten Zug ist Yahl gezwungen, die Aktien, die er vor zehn, zwölf Tagen für zweihundertvierundfünfzig Millionen sechshunderttausend Dollar gekauft hat, für fünfhunderttausend zu verkaufen. Ein ungeheurer Verlust. Aber er ist nicht ruiniert. Vor allem besitzt er noch seine Bank, die ihm über alles geht; um seine Bank zu retten, war er bereit, eine Viertel Milliarde Dollar zu opfern. Er hofft, sich mit seiner Bank ein neues Vermögen zu erarbeiten oder aber, er ist ja immerhin schon sechzig Jahre alt, seinen Besitzstand zu halten.*

*Nach dem neunten Zug ist er, so wie ich es Ihnen angekündigt habe, schachmatt.«*

Der neunte Zug wurde von Marc Lavater durchgeführt. Er hatte seine freundschaftlichen Beziehungen mit der Schweiz immer gepflegt, vor allem zu dem Basler Privatbankier, der, der alten Tradition gemäß, den Vorsitz der Schweizerischen Bankenvereinigung innehatte. Marc Lavater hatte sich mit ihm in der Halle des Züricher Hotels Dolder verabredet. Er hatte ein umfangreiches Dossier bei sich, von dem einige Details durch eine bedauerliche Indiskretion an die Öffentlichkeit geraten waren. Ein sehr wichtiger Bestandteil war allerdings neu: John Carradine hatte in Nevada vor einem Notar, also völlig unanfechtbar, geschildert, wie Curaçao 1 aufgebaut und

zerstört worden war und wie er anschließend mit diesem Kapital Curaçao 2 konstruiert hatte. Martin Yahl hatte einen Betrug begangen, das war eindeutig.

Am nächsten Morgen, am 27. Mai, flog Martin Yahl von Genf nach Zürich; seine Kollegen hatten ihn vor ein Ehrengericht geladen. Er wußte, was ihn erwartete. Und das, was er erwartete, traf dann auch ein.

*»Junger Cimballi, der neunte Zug wird für ihn der schlimmste sein. Er wird seinen Kollegen gegenübertreten müssen, die jetzt zu seinen Richtern geworden sind. Franz, Sie haben ihn in Ihren Totentanz hineingerissen und können zufrieden sein: Der Augenblick der endgültigen Abrechnung ist gekommen. Franz, in der Schweiz gibt es viele Bankiers, die mit dem Geld der Juden, der Araber, der Negerkönige und Diktatoren, den rechten wie den linken natürlich, dem Geld, das aus dem Waffen- wie dem Drogenhandel stammt, gleiches oder noch schlimmeres als Martin Yahl angestellt haben. Nur, Martin Yahl hat sich erwischen lassen, der Skandal ist an die Öffentlichkeit gedrungen; wenn er auf das Ultimatum nicht eingeht, das man ihm stellen wird, wird morgen auch meine Aussage in der Öffentlichkeit bekannt sein. Er wird sich verpflichten müssen, auf der Stelle jede Tätigkeit im Bank- und Finanzsektor einzustellen, die auch nur im entferntesten etwas mit der Schweiz zu tun hat. Franz, Sie haben ihn natürlich nicht ruiniert, das war unmöglich. Aber Sie haben ihn am Boden zerstört. So wie ich zerstört bin, auf den erlösenden Tod wartend...«*

Ich aß mit Rosen und Lupino zu Mittag; Vandenberghe hatte sich natürlich nicht freimachen können. Am Abend lud ich Leo Sussman und seine Frau Robin zu einem Abschiedsessen ein.

Ins Pierre zurückgekehrt, trank ich eine Flasche Champagner, allein. Endlich überfiel mich der Schlaf.

Am nächsten Morgen rief mich Fezzali an.

»Wir sollten uns bald einmal treffen, mein lieber Freund.«

Ich antwortete, noch halb verschlafen:

»Nicht sofort.«

»Die Prinzen und ihre Vettern haben so einiges mit Ihnen vor. Sie haben einen starken Eindruck hinterlassen.«

»Nicht jetzt.«

Ich legte auf. Die Rezeption bestätigte mir, daß mein Flug gebucht war und man mein Gepäck holen würde.

Ich warf einen letzten Blick auf den Central Park.

Ich dachte an Sarah und Joachim, an Hyatt, Li und Liu, an den Türken und Ute Janssen, an David, Leo und Robin Sussman, an Marc und Françoise Lavater, an Philip Vandenbergh, James Rosen und Joseph Lupino mit seinem kumpelhaften Augenzwinkern, an Robert Zarra und Suzie Kendali, obgleich die beiden durch Welten voneinander getrennt sind, und an Mister Hak. Da kam mir Sarah noch einmal in den Sinn, und Tränen stiegen in meine Augen.

Das Telefon läutete lange; niemand hob ab. Ich stellte mir die Frauen in ihren gestärkten Kitteln vor, die, die Arme auf dem Bauch gekreuzt, unhörbar auf bloßen Füßen durch das Haus gingen.

Endlich hob jemand ab; ich gab meinen Namen an und bat, mit ihm zu sprechen. Zögernd teilte man mir mit, daß es ihm bereits vor zehn Tagen gelungen war, sich über den brennendheißen Sand des Death Valley bis zur Garage zu schleifen, dort das Benzin zu finden, obwohl er ja blind war, und so seinem qualvollen Leben ein Ende zu setzen. Sein immer stärker eiternder Körper hatte ihn zu diesem Schritt getrieben. Erlösender Tod, sein letztes Wort auf der Kassette.

Als ich die Kassette mit dem neunten Schachzug zum ersten Mal abspielte, war er bereits tot gewesen. Seine Stimme war aus dem Jenseits gekommen.

Ich sagte zu Catherine:

»Deine Geschichte hat weder Hand noch Fuß. Mitten im Juli werden wir in Saint-Tropez nie im Leben ein Zimmer finden. Höchstens für einen Wahnsinnspreis. Du hältst mich wohl für einen Milliardär!«

»Du bist Milliardär«, antwortete Catherine trocken.

Erst vor kurzem hatten wir geheiratet, in diesem verlorenen Nest Fburnac, in dem ich sie aufgestöbert hatte und aus dem wir geflohen waren, sobald uns dies möglich war. Catherine hatte darauf bestanden, daß ich mich auf den Beifahrersitz setzte, und behauptet, sie wisse ein fabelhaftes Ziel für unsere Hochzeitsreise.

Die Sonne ging gerade unter, als wir an diesem 2. Juli in Saint-Tropez ankamen, übrigens nicht direkt in Saint-Tropez, denn meine geliebte Frau war vorher Richtung Ramatuelle abgebogen. Ich hatte meinen Kopf an ihre Schulter gelehnt und fühlte mich glücklich. Ohne die Augen zu öffnen, warnte ich sie:

»Vorsicht, nach dreißig Metern wird die Straße wirklich eng!«

»Ich kenne den Weg genau, du schmutziger Milliardär! Misch dich bloß nicht ein!«

»Ich weiß genau, wohin wir fahren und warum wir dorthin fahren. Ich weiß schon seit langem, daß deine Mutter eine Kusine Martin Yahls ist, daß sie mir die anonyme Karte nach Kenia geschickt hat, ich wußte, wer du bist und warum deine Mutter uns immer so gerührt anschaute.«

Wir küßten uns; der rechte hintere Kotflügel des Ferrari blieb an einer Mauer hängen.

»Diese italienischen Wagen halten aber auch gar nichts aus«, meinte Catherine. »Meine Mutter hatte sich in deinen Vater verliebt, als sie fünfzehn Jahre alt war, und diese Liebe ist nie versiegt. Als dein Vater starb, hat sie das Haus in Saint-Tropez gekauft und in dem Zustand gelassen, in dem es sich am Todestag deines Vaters befunden hatte, denn sie hat gespürt, daß Vetter Martin ein ausgesprochener Betrüger war, doch sie hatte ihm nie etwas nachweisen können.«

Wir küßten uns wieder; diesmal blieb der linke hintere Kotflügel an einem Telegrafenmasten hängen.

»Und unsere Begegnung auf den Bahamas?«

»Hat dir Marc Lavater die Geschichte nie erzählt? Er hatte seine Hand im Spiel... Er hatte Mama gesagt, daß du auf die Bahamas fliegst. Ich hatte gerade noch Zeit, in das gleiche Flugzeug zu steigen wie meine englischen Freunde. Ich wollte unbedingt wissen, wie du eigentlich aussiehst.«

Die Straße wurde immer enger; bei einer unserer nächsten Umarmungen mußte der vordere linke Kotflügel daran glauben.

»Fahr' ich etwa zu schnell?«

Je näher wir dem Haus kamen, desto schneller fuhr sie. Eine fieberhafte Erregung hatte uns ergriffen; die Straße war nicht mehr asphaltiert, sondern nur noch ein besserer Feldweg.

»Halt an.«

Sie hielt.

»Ich möchte den Rest gern zu Fuß gehen.«

Sie nickte schweigend; ihre Lippen wurden von diesem zauberhaften Lächeln umspielt, das ich inzwischen gut kannte und das bei ihr ein Zeichen großer innerer Zufriedenheit war.

Ich ging um den Wagen herum und nahm sie an der Hand. Nebeneinander gingen wir auf dem schmalen Weg, hatten

beide das Bedürfnis, gleichzeitig zu lachen und zu weinen, und bemühten uns, so langsam wie möglich zu gehen, um diese köstlichen Minuten auszukosten; dabei hätten wir eigentlich rennen wollen. Noch konnten wir das Haus nicht sehen, das zwischen den hohen Büschen verborgen lag und auf uns wartete.

Der Weg machte eine Biegung; kurz darauf entdeckte ich die hohen ockerfarbenen Mauern.

Ich spürte, wie sich in meiner Brust etwas verkrampte.

Der Druck meiner Hand, die immer noch Catherines Hand umschlossen hielt, wurde stärker. Ihr Lächeln war verschwunden.

Ich ging um das Haus herum. Alle Läden waren geschlossen. Die Freitreppe, die Terrasse, der Garten, das Schwimmbad – für die Jahreszeit merkwürdig tot.

Ich ließ Catherines Hand los und ging hinunter zum Strand. Die Bilder überschlugen sich in meiner Erinnerung. Ich meinte, Kinderlachen zu hören, Kindergeschrei. Aus weiter Entfernung.

Ich ging weiter und befand mich plötzlich auf dem Landungssteg, dort, wo die Yacht aus Akazienholz immer festgemacht worden war.

Ich weiß nicht mehr, an was ich dachte. Ich weiß nur, daß ich den langen Strand von Pampelonne betrachtete, der um diese Tageszeit fast verlassen vor mir lag. ‘ Zum zweiten Mal verkrampte sich etwas in meiner Brust.

Ich setzte mich. Meine Füße tauchten in das lauwarme Wasser. Catherine war schweigend zu mir gekommen. Ich bin mir sicher, daß sie sich nicht einmal fragte, warum ich mir die Schuhe nicht ausgezogen hatte.

Der Himmel verfärbte sich immer stärker.

Neue Bilder. Genauere. Die Hand meines Vaters streckte sich mir entgegen, um mir ins Boot zu helfen. Meine Kehle

schnürte sich zu. In diesem Augenblick hörte ich ganz deutlich eine Kinderstimme, die leise flüsterte: »Papa!«

Ich konnte mir mühelos vorstellen, und zwar bis in das kleinste Detail hinein, was sich zur gleichen Stunde in dem prächtigen, aber kalten Haus am Ufer des Genfer Sees, auf Schweizer Seite, abspielte. Das Haus lag an der Straße von Eaux-Vives nach Evian, auf der linken Seite.

An diesem Tag wurden die Zeitungen in dem Lieferwagen, den ich eigens zu diesem Zweck gemietet hatte, ausgeliefert.

Alfred Morf hatte mir zugesagt, sich persönlich um diese Lieferung zu kümmern.

Von dem Chauffeur, der gleichzeitig Lieferant war, begleitet, ging er mit seinem raschen und energischen Schritt die Allee hinauf.

Unter den Zeitungen befanden sich *Le Monde* und *Washington Post*, aber auch das *Wall Street Journal* *The Times*, *Die Welt*, *Cornere della Sera*, *Bildzeitung*, die *Kronenzeitung* aus Wien, *La Meuse* und *La Gazet* aus Antwerpen, die *Presse* aus Montreal, der *Toronto Star*, *The New York Times*, *The Chicago Tribune*, *The Los Angeles Times*, *The Financial Times*, *Il Messagero*, *Yedioth Aharonath* aus Tel Aviv, *The Daily Mirror*, *The Daily Express*, *The Sun*, *Al Akbar* aus Kairo, *Asahi Shimbun* aus Tokio, die *Trybuna Ludu* aus Warschau; dann noch *Expressen* aus Stockholm, *De Telegraaf* aus Amsterdam, *Ya* aus Madrid und brasilianische, argentinische, mexikanische, australische, neuseeländische Zeitungen; dann die aus Nassau, Nairobi, Mombasa, Hongkong, San Francisco, Marseille, Nizza, den niederländischen Antillen, Glasgow und allen anderen Orten, an denen Cimballis Tanz stattgefunden hatte.

Der letzte, dröhnende, schillernde Takt meines Tanzes.

Alfred Morf würde sich haargenau an die Anweisungen halten, die ich ihm gegeben hatte an dem Tag, als ich seine Dienste kaufte. Mit der gleichen Unerschütterlichkeit, mit der er mich vier Jahre zuvor in London in das Flugzeug gesetzt hatte, schlug er jetzt vor Martin Yahl jeweils eine bestimmte Seite auf und verkündete dabei laut den Namen und die Herkunft der Zeitung. Er legte sie dicht nebeneinander, natürlich die betreffende Seite aufgeschlagen, auf den riesigen Tisch, an dem Martin Yahl normalerweise alleine aß.

Als ich mir Martin Yahls Gesicht vorstellte, wuchs meine Freude ins Grenzenlose: zuerst die Überraschung, dann, innerhalb von wenigen Sekunden, Zorn und Wut, die ihn bis an den Rand des Wahnsinns trieben.

Diese Zeitungen, die aus der ganzen Welt stammten, wiesen alle eine gemeinsame Seite auf, die vollkommen weiß war, von einem kaum handgroßen Foto abgesehen, das in der Mitte der Seite abgedruckt war und das Catherine und mich zeigte. Kurz nach unserer Hochzeit.

Als Text hatten mir drei Wörter genügt:

I AM HAPPY!